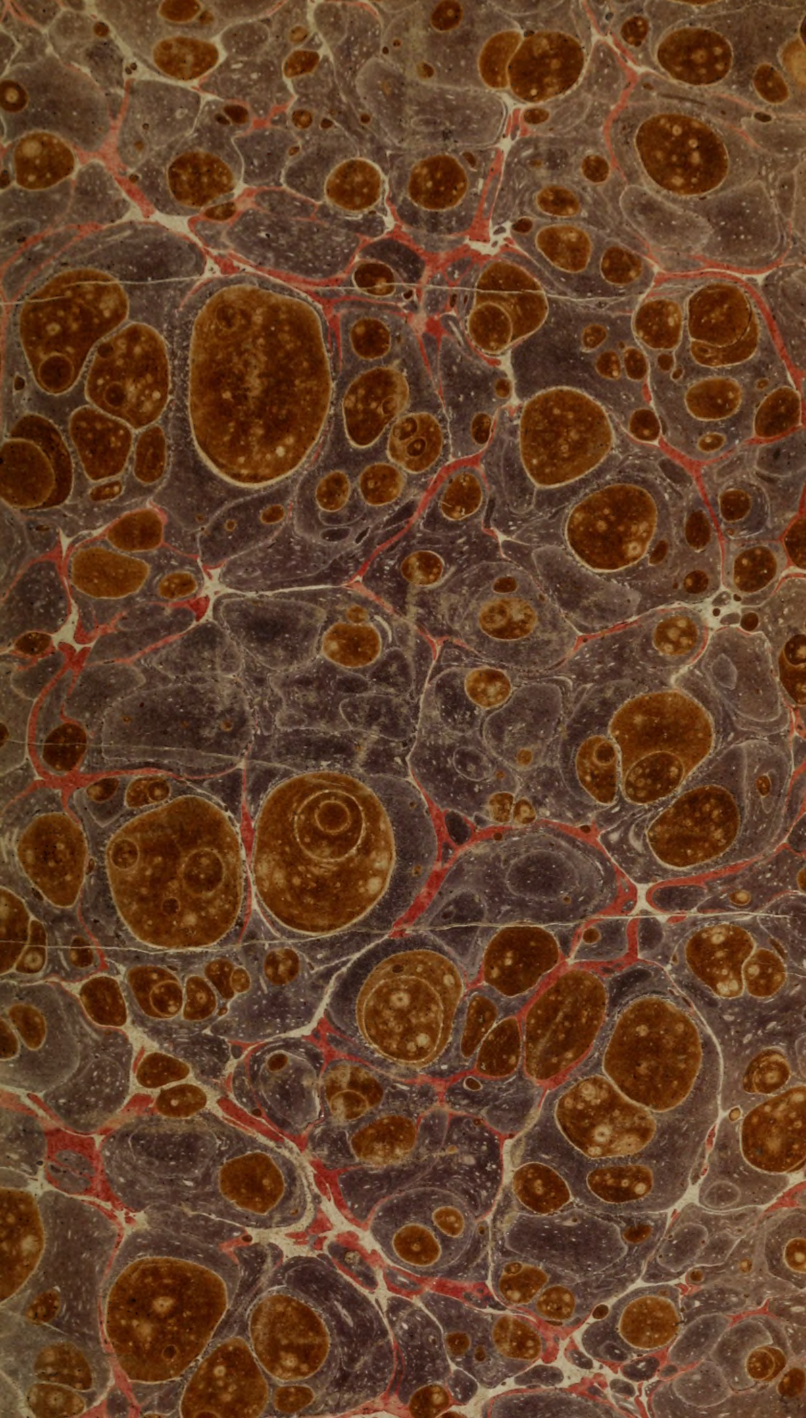


Ger. Hist.
Journal
N

Neue Monatsschrift für Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

Herausgegeben von

Friedrich Buchholz.

189348
8.5.24

Drei und dreißigster Band.

Berlin,
bei Theodor Chr. Fr. Enslin.
1830.

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/neuemonatsschrif33berl

Inhalt des drei und dreißigsten Bandes.

Seite

Untersuchungen über die allmählige Entwickelung des preußischen Staats. (Fortsetzung.) 1

Fortsetzung der Regierungsgeschichte des Kurfürsten George Wilhelm.

Staatswirthschaftliche Aphorismen. (Fortsetzung.) . 29

Schreiben an Se. Majestät den König von Frankreich Ludwig XVIII. im Jahre 1821. 46

Ueber den Wechselverkehr. 79

Gutachten einer Handelskammer. 102

Vorläufige Anzeige und Erklärung 109

Untersuchungen über die allmählige Entwickelung des preußischen Staats. (Fortsetzung.) 113

Fortsetzung des Vorigen.

Staatswirthschaftliche Aphorismen. (Fortsetzung.) . 154

Ueber den fünften Akt der französischen Umwälzung . 172

Ueber die Ursachen und Heilmittel der Verarmung in Großbritannien. 211

(Aus Quarterly Review No. LXXXV.)

Seite

Untersuchungen über die allmählige Entwickelung des preußischen Staats. (Fortsetzung.) 292
Begebenheiten des dreißigjährigen Krieges während der letzten Regierungsjahre des Kurfürsten Georg Wilhelm.

Staatswirthschaftliche Aphorismen. (Fortsetzung.) . 251

Ueber die Ursachen und Heilmittel der Verarmung in Großbritannien. (Fortsetzung.) 279
(Aus Quarterly Review No. LXXXV.)

Antwort auf eine Anfrage. 301

Ueber die revolutionären Bewegungen im mittleren Deutschland. 323

Merkwürdiger Zug im Leben des Kaisers Nikolaus. 339

Untersuchungen über die allmählige Entwickelung des preußischen Staats. (Fortsetzung.) 341
Charakter und Verdienste des Kurfürsten Friedrich Wilhelm.

Staatswirthschaftliche Aphorismen. (Fortsetzung.) . 382

Ueber die Ursachen und Heilmittel der Verarmung in Großbritannien. (Schluß.) 398
(Aus Quarterly Review No. LXXXV.)

Ueber die Straffälligkeit der letzten Minister Karls des Zehnten. 427

Ueber Kornmangel. 443

Untersuchungen
über
die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.

(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Fortsetzung der Regierungsgeschichte des Kurfürsten George Wilhelm.

In dem Separat-Frieden, den Waldstein zu Lübeck mit dem König von Dänemark geschlossen, war festgestellt worden: daß Christian der Vierte, zum Dank für die Zurückgabe der zum Königreich Dänemark gehörenden Provinzen, die Herzoge von Mecklenburg ihrem Schicksale überlassen, die Rechtmäßigkeit der baierschen Kurwürde anerkennen und sich künftig nur als Herzog von Holstein in die Angelegenheiten Deutschlands mischen sollte. Es fehlte viel daran, daß dieser Friede ehrenvoll gewesen wäre; allein er paßte zu den Umständen, worin sich Christian der Vierte befand, d. h. zu der Erschöpfung seiner Widerstandskräfte, die ihm keine andere Wahl ließ, als seinen bisherigen Verbindungen gelassen zu entsagen.

Deutschland hatte von diesem Frieden keinen Vortheil. Zwei Dinge unterhielten die alte Zwietracht: zunächst die Vernichtung eines alten Fürstenhauses, einem Abenteurer, einem mächtigen Kondottiere zu gefallen; sodann die Hinterlist, womit der Kaiser, vor dem Abschluß des Friedens, sich vom Papste für seinen zweiten Sohn verschiedene reiche Bisthümer im nördlichen Deutschland hatte schenken lassen. Dies war der doppelte Faden, an welchem die Jesuiten den Krieg fortzuspinnen zum Voraus bedacht gewesen waren. Stärkeren Umschwung zu bewirken, ließen sie es, zur Verherrlichung ihres Ordens, nicht an einem neuen Feuerbrand fehlen, der eine allgemeine Bestürzung verursachte.

Den 6. März 1629 machte Ferdinand der Zweite ein sogenanntes Restitutions-Edikt bekannt, kraft dessen die Reformirten im Reiche nicht länger geduldet, die Lutheraner aber gehalten seyn sollten, alle seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Kirchengüter an die Katholiken zurückzugeben. Der Kaiser rechtfertigte diesen entscheidenden Schritt durch die kaiserliche Machtvollkommenheit, die ihm gestatte, den Sinn des augsburgischen Religions-Friedens zu erklären. Eine Liste, welche zwei Erzbisthümer und zwölf Bisthümer enthielt, begleitete das Restitutions-Edikt, zu dessen Vollstreckung kaiserliche Kommissarien in alle Kreise gesendet wurden, während Tilly und Waldstein den Auftrag erhielten, diese Kommissarien, nöthigen Falls, mit ihren Heeren zu unterstützen.

Es war nicht bloß um die Reformation, es war selbst um Deutschlands Verfassung geschehen, wenn der von den Jesuiten geleitete Kaiser seinen Zweck erreichte. Wiederum

gab es bei der Größe des Waldsteinschen Heeres, welche jede Gegenkraft zu Boden schlug, kein Widerstandsmittel, wofern dieses nicht vom Auslande kam. Alle nicht-katholischen Fürsten verzweifelten also an ihrer Rettung; und sie verzweifelten um so mehr daran, weil die Erpressungen, denen sie ausgesetzt waren, im Namen des Kaisers geschahen. Zwar hörten sie nicht auf, sich über Waldstein zu beklagen; allein die Rechtfertigung dieses Generals lag in den Umständen, worin er sich befand, so wie in dem, was zur Verschlimmerung dieser Umstände von ihm und seinem Herrn ausging. „Es sei unmöglich," schrieb er seinem Kaiser, „Brandenburg und Pommern von Truppen zu entblößen, da man nicht wissen könne, was Schwedens Rüstungen zu bedeuten hätten." Ferdinand der Zweite beruhigte sich durch den Gedanken, daß der Krieg seine besonderen Nothwendigkeiten mit sich führe; und so geschah es, daß Waldstein, theils zur Erreichung seiner persönlichen Zwecke, theils zur Befriedigung der Bedürfnisse seines Heeres, in Bedrückungen fortfuhr, welche durch ihre lange Dauer zu Foltern wurden. Wir gehen hierüber nicht ins Einzelne; allein wir können nicht unbemerkt lassen, daß es zuletzt den Fürsten am Nothwendigen fehlte, indem Waldstein sie zwang, seinen Offizieren ihre Domänen-Grundstücke zu verschreiben, und zum Theil sogleich abzutreten.

Der Widerstand, den Magdeburg leistete, verbunden mit den Befürchtungen, welche selbst die katholischen Fürsten hinsichtlich des kaiserlichen Hofes unterhielten, führte im Laufe des Jahres 1629 zu dem Gedanken eines gemeinschaftlichen Fürstentages, auf welchem man die Noth des Reichs besprechen und den Kaiser zur Rede stellen

wollte. Viele zweifelten daran, daß Ferdinand darauf eingehen werde; und wirklich durfte er nicht darauf eingehen, wenn es nun einmal sein Entschluß war, sich zum ausschließenden Souverän des deutschen Reichs zu machen. Doch, wenn in irgend einer Sache, so zeigte sich die Kurzsichtigkeit und Folgewidrigkeit seiner Jesuiten darin, daß sie Formen achteten, die, wenn ihre Zwecke erreicht werden sollten, für immer zerbrochen werden mußten. Ferdinand, dem es um die Nachfolge seines ältesten Sohnes in der Kaiserwürde zu thun war, wollte dieselbe lieber der Einwilligung der Kurfürsten, als einer Umwälzung verdanken, welche die Erblichkeit an die Stelle der Wählbarkeit brächte. Zwar gab es sehr triftige Gründe, welche zu diesem Verfahren bestimmen konnten; allein es ist deßwegen nicht minder entschieden, daß, als er im Februar 1630 den ersehnten Fürstentag auf den Juni nach Regensburg ausschrieb, dem ganzen Reaktions-System, so wie es seit zwölf Jahren geübt war, eine Wendung gegeben wurde, die es nach und nach zum Stillstand bringen mußte.

In Regensburg sah sich der Kaiser mit Schriften bewillkommt, worin ganz unumwunden gesagt wurde, daß er die Gefahr des Reichs nur zum Vorwande gebrauche, seine herrschsüchtigen Plane mit deutschem Blute auszuführen; und auf eine höchst kränkende Weise entschuldigten ihn eben diese Schriften damit, daß sie ihn den Gliedermann zweier Jesuiten nannten, die an dem Kappzaum der Religion ihn führen könnten, wohin sie wollten. Noch tiefer wurde Ferdinand der Zweite erschüttert, als gleichsam das ganze Reich als Kläger wider Waldstein auftrat, und dessen Verabschiedung als das einzige Rettungsmittel aus dem

bisherigen Elende darstellte. Die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen waren nicht persönlich erschienen; doch um so beherzter und kühner sprachen ihre Abgeordneten. Von Frankreich her gewarnt und durch sich selbst über seinen Vortheil belehrt, betrug sich Maximilian von Baiern mit ungemeiner Feinheit. Er, den der Kaiser nicht entbehren konnte, widersetzte sich am heftigsten, als von der Wahl des Erzherzogs Ferdinand zum römischen Könige die Rede war, gab dabei aber zu verstehen, daß die Erfüllung dieses Wunsches nahe sei, wenn der Kaiser sich zu einer Entlassung Waldsteins entschließen könnte. Von allen Seiten her drang man auf Schadenersatz; und wie erschrack Ferdinand, als Kurbrandenburg seinen Schaden auf 20 Millionen, Hessen den seinigen auf 7 Millionen Thalern angab! Ein französischer Kapuziner (wahrscheinlich derselbe, der in der Geschichte Frankreichs, als Vertrauter des Kardinals Richelieu unter der Benennung des Pater Joseph seine Rolle spielt) bestimmte zuletzt den wankend gemachten Kaiser zur Abberufung Waldsteins vom Heere. Ferdinands Schwäche offenbarte sich darin, daß er, nachdem sein Entschluß gefaßt war, vor Gott und der Welt bezeugte, daß er unschuldig seyn wolle an allem Uebel, womit dieser Tag (der, an welchem Waldstein wirklich abberufen wurde) schwanger gehe. Hinterher pflegte er zu sagen: „ein elender Kapuziner hat mich durch seinen Rosenkranz entwaffnet und nicht weniger als sechs Kurhüte in seine enge Kapuze geschoben."

Die Aufgabe war, den stolzen Heerführer zur Niederlegung des Oberbefehls über ein Heer zu bewegen, das nur ihm, nicht dem Kaiser angehörte. Dies zu bewirken, wählte

Ferdinand der Zweite zwei Männer, welche bei Waldstein in Ansehn standen: den Hofkanzler Grafen von Werdenberg und den Kriegsrath von Questenberg. Beide mußten sich nach Memmingen begeben, wo sich der Oberfeldherr zufällig aufhielt, um den Erfolg der Königswahl zu sichern, und wenn diese allzu große Schwierigkeiten fände, die Stadt Regensburg mit kaiserlichen Truppen zu besetzen. Zagend traten jene bei ihm ein, und trugen lange Bedenken, ihn mit ihrem Auftrag bekannt zu machen. Waldstein kam ihnen jedoch halben Weges entgegen. Durch seine Verwandten und Freunde von allem, was in Regensburg vorgegangen war, unterrichtet, nahm er einige Papiere vom Tische und sagte: „aus diesen Papieren, welche des Kaisers und Kurfürsten Nativität enthalten, könnt Ihr selbst sehen, daß ich Euren Auftrag weiß; denn diese Sterne zeigen, daß der Spiritus des Kurfürsten den des Kaisers dominirt. Aus diesen Gründen nun gebe ich dem Kaiser keine Schuld, wiewohl es mich schmerzt, daß Se. Majestät sich meiner so wenig angenommen hat. Uebrigens will ich Gehorsam leisten." Die Ursache so vieler Fassung hat man in seinem astrologischen Aberglauben gefunden; und wenn hinzugefügt wird, daß sein Astrolog Seni, ein Genueser, von Baiern bestochen, den Feldherrn nachgiebig gemacht durch die Vorstellung, „daß dies alles geschehen müsse, damit er zu noch größeren Ehren erhoben werde:" so wird nur um so begreiflicher, wie Waldstein sich ohne Murren auf seine böhmischen Güter zurückbegeben konnte.

Am meisten verdankte er sein Schicksal der Schlauheit des Kardinals Richelieu, der um diese Zeit Frankreich mit der Unumschränktheit eines Autokraten regierte.

Nicht ganz mit Unrecht betrachtete dieser Premier-Minister Deutschlands Vielherrschaft als die sicherste Grundlage für Frankreichs bezügliche Stärke und Ueberlegenheit. Fürchtend nun, daß es dem Hause Oesterreich gelingen könnte, jene Vielherrschaft auszutilgen, und sich auf den Trümmern derselben zu einer unwiderstehlichen Macht zu erheben, war er zeitig darauf bedacht, wie er ein so verderbliches Ereigniß abwenden wollte. Was ihm zunächst einleuchtete, war, daß Christian der Vierte nicht der rechte Mann sei, sofern es darauf ankomme, sich den weitaussehenden Entwürfen des von dem Jesuiten-Orden unterstützten Hauses Oesterreich zu widersetzen. Weit besser schien ihm der König Gustav Adolph von Schweden für eine so große Bestimmung geeignet. Zu einer Zeit also, wo im Kampfe Christians mit Waldstein noch nichts entschieden war, dachte Richelieu bereits darauf, wie er Gustav Adolph für die Sache der deutschen Vielherrschaft gewinnen wollte. Da nun der König von Schweden bis zum Jahre 1628 in einen Krieg mit seinem Oheim, dem König Sigismund dem Dritten von Polen, verwickelt war: so kam es vor allen Dingen darauf an, daß dieser Krieg beendigt wurde. Diesem Geschäft unterzog sich der französische Gesandte am dänischen Hofe; sein Name war Charnacé. In dem sechsjährigen Waffenstillstand, den er zwischen Polen und Schweden (26. Sept. 1629) zu Stande brachte, trat Sigismund an seinen Neffen nicht bloß Liefland, sondern auch mehre Städte Ost- und Westpreußens ab. Sobald nun Gustav Adolph wieder freien Spielraum gewonnen hatte, ging Richelieu's Sorge nur dahin, wie er seine Landung in Deutschland erleichtern wollte; und da dies nur in sofern

möglich war, als er den furchtbaren Waldstein vom Kriegsschauplatze entfernte: so setzte er für diesen Endzweck alle Triebfedern in Bewegung. Am meisten wirkten die Befürchtungen, womit er Deutschlands Fürsten, diese mochten geistlichen oder weltlichen Standes seyn, für ihre Fortdauer erfüllte. Auf dem Reichstage zu Regensburg waren alle diese Fürsten nur Organe Richelieu's. Den Ausgang dieses Reichstags kennt der Leser bereits: Waldsteins Entlassung war die Bedingung der Königswahl des Erzherzogs Ferdinand; und zu eben der Zeit, wo Waldstein sich auf seine Güter in Böhmen zurückbegab, traf Gustav Adolph Anstalten zu einer Landung in Deutschland.

Wie Gustav Adolph, von Elfsnaben her, mit 15,000 Mann auf Rügen landete — wie er sich hierauf der kleinen Inseln Usedom und Wollin bemächtigte — wie er, nachdem die kaiserlichen ihre Küstenschanzen verlassen hatten, nach Stettin vorrückte — durch welche Ueberredungen er den letzten Herzog von Pommern, Bogislaw, auf seine Seite zog, und noch im Jahre 1630 die Kaiserlichen aus den von ihnen besetzten Plätzen vertrieb, und den Herzogen von Mecklenburg Gelegenheit zur Rückkehr in ihre Staaten gab: dies alles braucht hier nur berührt zu werden. Zu Bärwalde in der Neumark wurde (23. Jan. 1631) zwischen ihm und dem Könige von Frankreich ein Allianz-Traktat geschlossen, in welchem beide Mächte sich verpflichteten, sich wechselsweise mit bewaffneter Hand zu beschützen, den vertriebenen Reichsfürsten wieder zu ihren Ländern zu verhelfen, und im Innern Deutschlands, wie an den Gränzen dieses Landes, alles so wiederherzustellen, wie es vor dem Ausbruch des Krieges gewesen war. Schweden

machte sich anheischig ein Heer von 30,000 Mann Fußvolk und 6000 Mann Reiterei in Deutschland zu unterhalten; Frankreich dagegen machte sich verbindlich, dem Könige von Schweden jährlich 400,000 Thaler Hülfsgelder zu zahlen.

Das bisherige Verhältniß Ferdinands des Zweiten zu Deutschland war hierdurch in allen seinen Theilen verändert. Während die Reichsfürsten Vertrauen zu Gustav Adolphs Unternehmung faßten, ladete der Kurfürst von Sachsen, unterrichtet von dem nahen Abschluß des eben genannten Traktats, nach vorangegangener Besprechung mit seinem Nachbar, dem Kurfürsten von Brandenburg, alle evangelische Stände des Reichs zu einem General-Kongreß ein, der den 6. Febr. 1631 zu Leipzig gehalten werden sollte. Wirklich erschienen auf demselben, entweder persönlich oder in Bevollmächtigten, Brandenburg, Hessenkassel, mehre Fürsten, Grafen, protestantische Bischöfe und andere Reichsstände. Zwar bot Ferdinand der Zweite alles, was in seinen Kräften stand, auf, um diesen, bei der Nähe des Schwedenkönigs so gefährlichen Zusammentritt zu hintertreiben oder unwirksam zu machen; allein die Fürsten und übrigen Stände behaupteten ihr Vorrecht, und als sie, nach etwa zwei Monaten, wieder auseinandergingen, geschah dies nicht, ohne daß sie zu einem Schluß gekommen waren, der den Kaiser in eine bedeutende Verlegenheit brachte. Der Inhalt desselben war nämlich, dem Kaiser in einem gemeinschaftlichen Schreiben um die Aufhebung des Restitutions-Edikts, um die Zurückziehung der Truppen aus ihren Residenzen und Festungen, um die Einstellung der Exekutionen, und um die Abstellung aller bisherigen Miß-

bräuche zu ersuchen; und bis dies alles ins Werk gerichtet seyn würde, wollte man ein Heer von 40,000 Mann zusammenbringen, wodurch man sich selbst Recht verschaffen könnte, wenn der Kaiser es verweigerte. In sich selbst war dieser Schluß nichts weiter, als eine Erklärung, daß man entschlossen sei, die Kirchenverbesserung aufrecht zu erhalten mit allen den Folgen, die sie für Deutschlands politisches System bisher gehabt hatte. Wenn des Königs von Schweden darin nicht gedacht war, so hatte dies keinen andern Grund, als daß die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen noch immer Bedenken trugen, sich mit einem Ausländer einzulassen, der, wenn man ihm einmal Raum gegeben hatte, leicht viel weiter gehen konnte, als es ihrem Vortheil gemäß war. Zugleich wollten sie das Oberhaupt des Reichs nicht mit einer auswärtigen Macht bedrohen, um auch in dieser Hinsicht nicht von der Weise der Vorfahren abzuweichen. Sich selbst ehrend, wollten sie Treue gegen das Reich beweisen: eine Gesinnung, welche dem Bildungsgrade in diesen Zeiten entsprach.

Ferdinand vernahm den Schluß des Leipziger Kongresses und das zwischen Frankreich und Schweden geschlossene Bündniß mit gleichem Mißvergnügen. Gegen das letztere ließ sich in seiner Lage auf der Stelle nichts unternehmen; denn was von seinem Heere noch übrig war, gebrauchte er für Deutschland selbst, und in dieser Beziehung hatte der Kardinal Richelieu nur allzu gut gerechnet. Gegen den erstern nahm er die Donner der kaiserlichen Machtsprüche zu Hülfe. Es ergingen demnach Abmahnungsschreiben an die Theilnehmer des Leipziger Bundesbeschlusses, nicht ohne Drohungen für die, welche nicht Folge

leisten würden. Wie hätte Ferdinand der Zweiten wohl das Restitutions-Edikt aufgeben können! Was bisher geschehen war, hatte lediglich auf die Zurücknahme der Kirchengüter abgezweckt, und dieser entsagen, hieß, sich aus den Banden der Jesuiten befreien und auf eine Weltansicht eingehen, die den Fürsten des Hauses Habsburg noch lange fremd bleiben sollte.

Die verbündeten Fürsten ihrerseits antworteten durch Gegenklagen, und rechtfertigten ihr Verfahren durch das natürliche Recht, welches die Selbsthülfe in allen den Fällen gestattet, wo keine andere denkbar ist. Bei dem Allen war der Schluß des Leipziger Konvents nicht so ernstlich gemeint, daß der Kaiser viel davon zu fürchten Ursache gehabt hätte; dies lag in der Natur eines Bundes, dessen ungleichartige Bestandtheile, auch wenn sie in einem Gedanken zusammengetroffen waren, sich, sobald es eine Durchführung desselben galt, immer wieder trennen mußten. Ohne die Fortschritte des Königs von Schweden würde das Ansehn Ferdinands des Zweiten unerschüttert geblieben seyn.

An Waldsteins Stelle zum Generalissimus der kaiserlichen Truppen ernannt, hatte Tilly sämmtliche Bestandtheile seines Heeres zusammengezogen, um gegen Gustav Adolph anzurücken und Pommern von den Schweden zu reinigen. Doch den Schwierigkeiten der Verpflegung fast erliegend, hatte er nur langsam vorgehn können. Demmin, von Savelli schlecht vertheidigt, hatte sich an den König von Schweden ergeben, und auch Kolberg war, wegen Hungersnoth, nach einer dreimonatlichen Belagerung übergegangen, ehe Tilly sich im Stande gesehen hatte, über Brandenburg hinaus vorzugehen. Da die Pässe nach Vor-

pommern aufs Beste besetzt waren, und das Lager Gustav Adolphs bei Schwedt jedem Angriff Trotz bot: so begnügte sich der kaiserliche Generalissimus, nach seiner Vereinigung mit dem Ueberreste der Kaiserlichen in Pommern, damit, daß er dem General Schaumburg die Vertheidigung Frankfurts überließ, während er selbst nach der Elbe zurückging, um die Belagerung Magdeburgs einzuleiten.

Frankfurt an der Oder war demnach der nächste Widerstand, auf welchen Gustav Adolph stoßen sollte. Schlecht befestigt, aber von acht tausend Mann vertheidigt, konnte diese Stadt nicht ohne eine Anstrengung genommen werden, von der sich vorhersehn ließ, daß sie mit einem bedeutenden Opfer verbunden seyn würde. Gustav Adolph war entschlossen, es darzubringen; und schon am dritten Tage nach ihrer Ankunft, waren die tapfern Schaaren dieses Königs so weit Meister der Stadt, daß das Schicksal der Kaiserlichen ganz von ihrem Willen abhing. Schaumburg wollte kapituliren; doch die Schweden verwarfen jeden Antrag dieser Art, um Rache zu nehmen für das, was ihren Landsleuten in Neubrandenburg wiederfahren war, wo die Kaiserlichen die ganze Besatzung niedergehauen hatten. Der Sturm hob an, und „Neubrandenburgisch Quartier!" war die Antwort der schwedischen Soldaten, so oft ein Kaiserlicher um sein Leben flehete. So wurden einige Tausend erschlagen. Ein kleiner Ueberrest entkam nach Schlesien, während der Plünderung, die Gustav Adolph seinen Tapfern nicht zu versagen wagte.

Dieser Schreckensauftritt erfolgte den 13. April 1631. Unmittelbar darauf von den Bedrängnissen Magdeburgs unterrichtet, hatte der Schwedenkönig zwar den besten Willen,

zum Entsatz der geängstigten Stadt zu eilen; allein, um mit der nöthigen Sicherheit vorgehen zu können, mußte er in dem Besitz der Festungen Küstrin und Spandau seyn: ein Vortheil, den er nur seinen Unterhandlungen mit dem Kurfürsten von Brandenburg verdanken konnte.

Wir berühren jetzt einen Punkt der vaterländischen Geschichte, der einer Erörterung um so würdiger ist, weil er Begebenheiten zur Folge hatte, die für die Entwickelung des Kurstaats nur allzu wichtig geworden sind. Es sei uns daher erlaubt, einige Augenblicke bei demselben zu verweilen, im Grunde nur, um an den Thatsachen zu berichtigen, was berichtigt werden muß, wenn sie nicht länger in einem falschen Lichte erscheinen sollen.

Schwerlich kann man irgend eine Geschichte des dreissigjährigen Krieges lesen, worin dem Kurfürsten George Wilhelm nicht Unentschlossenheit und Wankelmuth, seinem ersten Minister nicht eine unbedingte Hingebung an den kaiserlichen Hof zum Vorwurf gemacht wird: eine Hingebung, welche der schändende Zusatz begleitet, „daß Schwarzenberg diesem Hofe verkauft gewesen sei." Was nun die Unentschlossenheit und den Wankelmuth des Kurfürsten betrifft, so würde es eine vergebliche Mühe seyn, beide verschleiern zu wollen. Allein haben deßhalb diejenigen die Wahrheit auf ihrer Seite, welche behaupten, „daß George Wilhelm, wenn er seinen wahren Vortheil verstanden hätte, ohne Zeitverlust mit Gustav Adolph gemeinschaftliche Sache gemacht haben würde, um sich wegen der Verwüstungen zu rächen, welche kaiserliche Generale in seinen Staaten angerichtet hatten?" Um das Verfahren dieses Fürsten gehörig zu würdigen, muß man sich genau in die Zeiten

versetzen, worin gehandelt werden mußte. Vor dem westphälischen Frieden waren alle Verhältnisse und Beziehungen in Deutschland anders, als nach demselben. Man hatte vor dem Ausbruch des langen Krieges, der durch diesen Frieden beendigt wurde, noch keinen Begriff davon, daß es einem Fürsten des deutschen Reichs erlaubt seyn könne, mit einer auswärtigen Macht wider das Oberhaupt des deutschen Reichs gemeinschaftliche Sache zu machen; man verabscheute sogar den bloßen Gedanken einer solchen Verbindung. Allerdings hatte Ferdinand der Zweite, fortgerissen von den Jesuiten, die deutsche Verfassung aufs Wesentlichste verletzt: allein selbst hierin lag keine Berechtigung zu einem Bündniß mit auswärtigen Mächten zur Wiederherstellung der verletzten Verfassung; denn, nahm man seine Zuflucht zu einem solchen Prinzip, so fehlte es an dem festen Punkt, wo man inne halten konnte, und Deutschland war einem ewigen Bürgerkriege geweiht. Die Kurwürde selbst — war sie nicht eine Ausgeburt der deutschen Verfassung? und konnte Der im Besitz derselben bleiben, der die Vorrechte dieser Würde zum Verderben des Reichsoberhaupts benutzte? Für George Wilhelm kam noch das hinzu, daß er dem Schlusse des Leipziger Konvents beigetreten war, und folglich abwarten mußte, wie weit der Kaiser die Vorstellungen des protestantischen Reichsfürsten achten würde.

Erwägt man dies gehörig, so weiß man auch, wie man über den Charakter und das Verfahren des Grafen von Schwarzenberg zu urtheilen hat. Weit entfernt, daß dieser Minister dem österreichischen Hofe verkauft gewesen wäre, rieth er seinem Fürsten nur das, was, wenn

der Sturm des Augenblicks vorüber war, dahin wirken mußte, den Kurfürsten und sein Haus aufrecht zu erhalten. Schwerlich hat es also in der zahlreichen Beamtenwelt des gegenwärtigen Königreichs Preußen einen Minister gegeben, der es mit dem hohenzollerschen Hause noch redlicher gemeint hat, als dieser Graf von Schwarzenberg mit seiner ungeschminkten Achtung für die deutsche Reichsverfassung. Mit Gustav Adolph war ein ungeheures Schicksal über Deutschland gekommen; da sich aber im Jahre 1631 durchaus nicht berechnen ließ, wie der Knoten sich lösen werde: so war es der gemeinen Klugheit gemäß, festzuhalten an dem, was bis dahin Bestand gegeben hatte. Mehr that Schwarzenberg nicht, und deßhalb ist es zum mindesten unüberlegt, aus dem Umstande, daß er nicht revolutionär war, zu folgern: „er habe seinen Herrn zur Nichtigkeit verurtheilt.“ Diese Nichtigkeit lag in gebietenden Umständen, unter welchen die Schwäche des kurfürstlichen Militärs oben an stehet; sie war aber nicht Schwarzenbergs Werk; ja, sie war dies so wenig, daß er sie nur theilen konnte. Wenn sein Andenken beschmutzt durch die Beschuldigungen des Verraths, der Habsucht und des Ehrgeizes, auf die Nachwelt gekommen ist: so weiß man nicht was man dabei denken soll, daß er (was eine Thatsache ist) arm und zugleich als Gläubiger des Staats starb, dem er seine Dienste gewidmet hatte. Doch das Urtheil über ihn fällt meistens Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts zur Last, welche treuherzig glaubten, die Erscheinungen im siebzehnten Jahrhundert hätten andere seyn können, und würden besser ausgefallen seyn, wenn die Menschen besser, d. h. ihnen ähnlicher gewesen wären.

Nach diesen Vorbemerkungen wird das Nachfolgende minder gemißdeutet werden.

Einen Monat nach dem Sturme, der sich mit der Plünderung Frankfurts geendigt hatte, erschien Gustav Adolph an der Spitze seines Heeres bei Köpnick, um den Kurfürsten von Brandenburg eben so mit sich fortzureißen, wie er den Herzog von Pommern mit sich fortgerissen hatte. Was konnte, was mußte unter diesen Umständen geschehen? Da George Wilhelm dem Schwedenkönige kein Heer entgegenstellen konnte: so mußte eine Unterhandlung eintreten, deren Ausgang nicht zweifelhaft war. Zur Abkürzung derselben verlangte Gustav Adolph eine Unterredung mit dem Kurfürsten. Diese wurde den 13. Mai in dem Walde zwischen Berlin und Köpnick gehalten. George Wilhelm erschien im Gefolge seines Hofes; Gustav Adolph — mit 4 Kanonen und 1000 Mann zu Fuß. Der König erneuerte seine Forderung, die sich, wie wir wissen, auf die Abtretung der Festungen von Küstrin und Spandau bezog. Der Kurfürst bat um eine halbe Stunde Bedenkzeit, um sich mit seinen Ministern zu besprechen. Diese zagten noch weit mehr, als der Kurfürst; sie erwogen die Gefahr, der sie das deutsche Reich durch die Begünstigung des Schwedenkönigs bloßstellten. Unentschlossener, als je, kehrte George Wilhelm zu dem ungebetenen Gaste zurück. Dieser hatte sich inzwischen mit der Kurfürstin und der verwittweten Pfalzgräfin (der Mutter Friedrichs des Fünften) besprochen, nicht ohne den vollen Eindruck auf beide zu machen, den eine Heldenseele in weiblichen Gemüthern hervorzubringen pflegt. Diese Fürstinnen traten also vermittelnd ein, als Gustav Adolph, auf die Weigerung des Kur-

Kur-

Kurfürsten nach Köpnick zurückgehen wollte; sie baten ihn, nach Berlin zu kommen. Gustav Adolph ließ sich besänftigen, begleitete sie nach der Hauptstadt und schlief die nächste Nacht auf dem kurfürstlichen Schlosse, bewacht von 200 Reitern, während 800 andere bei den Bürgern eingelegt wurden. Als am folgenden Tage die Unterhandlungen von neuem begannen, war der Kurfürst bereits so weit erschüttert, daß man seiner Einwilligung gewiß seyn konnte. Zwar bat er noch immer, daß man ihn neutral lassen möchte; allein, wie wäre dies auch nur möglich gewesen? „Meine Reise geht nach Magdeburg," sagte Gustav Adolph; „nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten will ich diese Stadt entsetzen. Will mir Niemand beistehen, so gehe ich nach der Küste zurück und biete dem Kaiser einen Frieden an, den er unbedenklich eingehen wird, wie ich ihn verlange; geht aber Magdeburg verloren und ist der Kaiser der Furcht vor mir erledigt, so sehet zu, wie es euch ergehen wird." Diese, zu rechter Zeit hingeworfene Warnung entschied: der Kurfürst willigte ein, daß Gustav Adolph Küstrin und Spandau so lange behalten sollte, bis Magdeburg entsetzt seyn würde. Hierüber wurde den 15. Mai 1631 ein förmlicher Vertrag geschlossen.

Die schwedischen Truppen, welche Küstrin und Spandau besetzten, leisteten dem Kurfürsten den Eid der Treue; denn Gustav Adolph hatte versprochen beide Plätze zurückzugeben, sobald er Tilly'n von Magdeburg vertrieben haben würde. Ueber Potsdam ging der König von Schweden nach Wittenberg, überzeugt, daß der Kurfürst von Sachsen ihm den Durchmarsch durch diese Stadt nicht versagen würde. Doch für Johann George fanden dieselben

Bedenklichkeiten Statt, welche den Kurfürsten von Brandenburg so lange gequält hatten; und obgleich jener noch triftigere Ursachen zur Unzufriedenheit mit dem Kaiser hatte, so wollte doch auch er seine Treue gegen das deutsche Reich nicht in einem so hohen Maße verletzen, daß er einem Ausländer seine Festungen anvertraute. Gustav Adolph hörte indeß nicht auf, ihn mit Vorstellungen zu bestürmen; Eilboten flogen hin und her. Darüber verstrich eine kostbare Zeit, und während man noch unterhandelte, langte die Nachricht an, Magdeburg sei erobert, geplündert und zerstört.

So war es wirklich. Nach einer sechswöchentlichen Belagerung, in welcher die ganze Kriegskunst erschöpft worden war, hatte Tilly endlich seinen Zweck dadurch erreicht, daß er, durch einen scheinbaren Abzug, die Einwohner sicher gemacht, und dann seinen Angriff auf Punkten erneuert hatte, wo man diesen am wenigsten erwartete. Ohne bei dieser Begebenheit, die eine von den schrecklichsten des dreißigjährigen Krieges war, zu verweilen, bemerken wir bloß, daß sie 30,000 unschuldigen Einwohnern das Leben kostete, und nach einer dreitägigen Plünderung damit endigte, daß, bis auf den schwachen Ueberrest von etwa 140 Häusern und dem Dom, die ganze Stadt ein Raub der Flammen wurde; das einzige Verbrechen ihrer Einwohner war, daß sie sich geweigert hatten, von einem kathothlischen Erzbischof in den Schooß der allein-seligmachenden Kirche zurückgeführt zu werden. Als Blutdurst Wollust und Raubsucht befriedigt waren, ließ Tilly unter rauchenden Trümmern und angebrannten Leichen jenes Te Deum anstimmen, wodurch die Barbarei den Gott de

Liebe und Barmherzigkeit in ihre Unmenschlichkeiten verweben möchte. Dies geschah den 25. Mai; und unmittelbar darauf schrieb Tilly jenen kaltherzigen Bericht, worin er sagte: „er glaube nicht, daß, seit Troja's und Jerusalems Zerstörung, ein gleicher Sieg gesehen worden."

Das Ansehn des Kaisers, durch Gustav Adolphs Gegenwart nicht wenig herabgedrückt, erhob sich furchtbarer, als je, nach der Zerstörung Magdeburgs. Von allen Seiten her klagte man den König von Schweden an, daß er, so nahe und so mächtig, eine bundesverwandte Stadt hülflos gelassen. Die große Menge verdiente deßhalb Entschuldigung; denn sie kannte die Hindernisse nicht, welche Gustav Adolph in seinem Verhältnisse zu den Reichsfürsten zu überwinden hatte. Weniger war der Kurfürst von Brandenburg zu entschuldigen, als er, unmittelbar nach Magdeburgs Fall, die Festung Spandau unter dem Vorwande zurückforderte, daß der Zweck, um dessentwillen er sie abgetreten, verfehlt sei. Unstreitig glaubte man in Berlin, die Rolle des Schwedenkönigs sei ausgespielt. Anders dachte dieser König. Müde des anhaltenden Mißtrauens, das man in ihn setzte, befahl er seinem Kommandanten zu Spandau die Festung zu räumen, erklärte aber zugleich, daß er, von jetzt an, den Kurfürsten feindlich behandeln werde. Dieser Drohung Nachdruck zu geben, erschien er in den nächsten Tagen mit seinem ganzen Heere vor Berlin. Die Verlegenheit des Hofes nahm unter diesen Umständen den Charakter der Verzweifelung an. Zuletzt entschloß sich der bestürzte Kurfürst, seine Gemahlin in das Lager des Königs zu senden. Minister begleiteten sie. Die Unterhandlung nahm sogleich ihren Anfang. „Ich will," sagte

Gustav Adolph, „nicht schlechter behandelt seyn, als die Generale des Kaisers. Der Kurfürst hat sie in seine Staaten aufgenommen, sie mit Allem versorgt, und doch nicht erhalten können, daß sie menschlich mit seinem Volke verfahren wären. Was verlange ich? Sicherheit, eine mässige Summe, Brod für meine Truppen. Dafür verspreche ich die kurfürstlichen Städte zu beschützen und den Krieg von ihnen zu entfernen. Will mein Bruder, der Kurfürst, diesen Vertrag nicht eingehen, so entschließe er sich eiligst, ob er mich zum Freunde haben, oder seine Hauptstadt geplündert sehen will." Diese entschlossene Sprache und die Richtung von 60 Kanonen gegen die Stadt, besiegten alle Zweifel George Wilhelms. Nach wenigen Tagen war ein förmliches Bündniß unterzeichnet, worin sich der Kurfürst zu einer monatlichen Zahlung von 30,000 Thalern verstand, indem er Spandau in den Händen des Schwedenkönigs ließ. Als George Wilhelm aus dem kaiserlichen Lager nach Berlin zurückkehrte, begrüßte ihm das schwedische Geschütz mit einem Salve, das nicht zum Vortheil der Berliner war; denn, da man vergessen hatte, die Mündung der Kanonen umzukehren und aus vierzig derselben die scharfe Ladung zu ziehen: so erreichten sechs Dreißigpfünder die Stadt und zerschmetterten mehre Dächer.

Wohl that es dem Schwedenkönig Noth, die schwachen Stützen, die er bisher in Deutschland gefunden hatte, nicht zu verlieren; denn alles bot Oesterreich auf, ihm den letzten Ueberrest des Vertrauens zu entreißen, das man in seine Hülfe gesetzt hatte. Durch einen kaiserlichen Machtspruch wurde der Beschluß des Leipziger Konvents vernichtet und der Bund selbst durch ein Dekret aufgehoben, das

allen widerspänstigen Ständen Magdeburgs Schicksal ankündigte. Als Vollstrecker der kaiserlichen Befehle, ließ Tilly Truppen gegen den Bischof von Bremen marschiren, der, als Mitglied des Bundes, Soldaten geworben hatte; und die Folge davon war, daß der in Schrecken gesetzte Bischof die Kassation des Leipziger Beschlusses unterzeichnete. Nicht anders verfuhr der kaiserliche Hof mit dem Administrator von Würtemberg, welchen er zur Unterwerfung unter das Restitutions-Edikt und zu einem monatlichen Geldbeitrag von 100,000 Thalern nöthigte. Aehnliche Lasten wurden den Städten Ulm und Nürnberg, so wie dem ganzen fränkischen und schwäbischen Kreise, aufgelegt. Die Reihe der Bedrückung kam jetzt an den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen, als Glieder des Bundes. Gegen den letztern marschirte Tilly in eigener Person; und schon von Erfurt aus schickte er seine Abgeordneten an den Landgrafen mit der Forderung, daß er seine Truppen entlassen, dem Leipziger Bunde entsagen, kaiserliche Regimenter in sein Land und seine Festungen aufnehmen und Kontributionen entrichten sollte. Die Antwort auf diese unverschämte Forderung lag für den entschlossenen Fürsten in der Sache selbst. Sie lautete: „er sei weder Freund noch Feind; fremde Truppen in seine Festungen aufzunehmen, sei er nicht gesonnen; seine Soldaten brauche er für sich selbst; sollte er angegriffen werden, so werde er sich zu vertheidigen wissen, und damit es dem Grafen Tilly weder an Unterhalt, noch an Kontributionen fehlen möge, rathe er ihm, nach München zu marschiren, wo er alles, was er in Hessen vergeblich suchte, in Ueberfluß finden werde."

Auf diese kecke Antwort würde eine scharfe Züchtigung erfolgt seyn, wenn Gustav Adolph den Landgrafen nicht aus aller Verlegenheit gezogen hätte. Pappenheim, welcher im Magdeburgischen zurückgeblieben war, aber den Uebergang der bei Werben gelagerten Schweden über die Elbe nicht verhindern konnte, rief den Grafen Tilly auf das Dringendste von Erfurt zurück. Gefahr war im Verzuge; denn Gustav Adolph hatte sich allmählig verstärkt, nicht bloß durch 8000 Schweden, die seine Gemahlin Marie Eleonore ihm aus Pommern zugeführt hatte, sondern auch durch 6000 Engländer. Dazu kamen glückliche Umstände. Greifswalde, der einzige feste Punkt in Pommern, den die Kaiserlichen noch inne hatten, war gefallen. Mecklenburg, bis auf wenige Plätze durch den General Todt und den Herzog Adolph Friedrich wiedererobert, verhieß sicheren, wenn gleich nur negativen Beistand. Der Landgraf, hart gedrängt von dem Grafen Tilly, erklärte sich öffentlich gegen den Kaiser, als er sich, aus freiem Antriebe, verbindlich machte, „den Feinden des Königs von Schweden, wie seinen eigenen zu begegnen und dem Erretter Deutschlands seine Städte und Festungen zu öffnen, auch Proviant und alles Nothwendige zu liefern.“ Durch diesen Fürsten war dem Schwedenkönig eine sichere Bahn gebrochen. In jedem Augenblick konnte die Elbe von ihm überschritten werden. Der Wiedereinführung der mecklenburgischen Herzoge beizuwohnen, ging er zwar noch einmal nach Gustrow; allein kaum war diese Feierlichkeit beendigt, so sah man ihn in das Lager von Werben zurückkehren, wo er die Freude hatte, seinen ersten freiwilligen Bundesgenossen, den Landgrafen Wilhelm von Hessen, zu umarmen. Von diesem

Augenblick an stand eine entscheidende Schlacht bevor, welche Gustav Adolph dadurch noch entscheidender zu machen wünschte, daß er sich ruhig in seinem Lager verhielt, um den Kurfürsten von Sachsen durch die Gewalt der Dinge auf einen Punkt geführt zu sehen, wo ihm keine andere Wahl blieb, als seiner bisherigen Flauheit zu entsagen.

Dieser Augenblick kam sehr bald. Tilly, der sich in dem ausgesogenen Niedersachsen nicht länger behaupten konnte, machte an dem Kurfürsten von Sachsen dieselben Forderungen, die er an den Landgrafen von Hessen gemacht hatte; und als Johann George sich auf die Reichs-Konstitution berief, rückte jener erst in Halle ein, und besetzte, nicht lange darauf, Eisleben, Merseburg, Naumburg, Zeiz u. s. w. Hierdurch außer Fassung gesetzt, wurde der Kurfürst von Sachsen geneigt, sich blindlings in die Arme des Schwedenkönigs zu werfen. Seine Hülfe anzutragen und Gegenhülfe zu empfangen, sendete er seinen Feldmarschall Arnheim eiligst in das schwedische Lager. Die Forderungen Gustav Adolphs: — „Wittenberg — der Kurprinz als Geisel — ein dreimonatlicher Sold für die schwedischen Truppen" — wurden auf der Stelle bewilligt, mit dem Zusatze, daß der Kurfürst dem Könige sein ganzes Land anvertraue. Gerührt hiervon, entsagte Gustav Adolph allen Bedingungen, bis auf den dreimonatlichen Sold, dessen er dringend bedurfte; und den 14. Sept. vereinigte sich der König jenseits der Elbe bei Düben mit dem sächsischen Heere an dessen Spitze Johann George selbst stand. Auf diese Weise rückten damals, wie gegenwärtig, die Dinge im Kampfe der Kraft mit der Gegenkraft der Vollendung näher.

Tilly, welcher so eben Leipzip zur Uebergabe gezwungen hatte, erfuhr diese Vereinigung in der Behausung eines Todtengräbers, dem einzigen Obdach, das von der vor wenigen Tagen abgebrannten hallischen Vorstadt Leipzigs übrig geblieben war. Hier beschloß er denn auch, dem Schwedenkönig eine Schlacht zu liefern.

Während die vereinigten Heere über die Lober gingen und sich bei den Dörfern Podelwitz und Seehausen in Schlachtordnung stellten, zog Tilly, von dem Feldmarschall Pappenheim unterstützt, seine Reihen längs den Dörfern Breitenfeld, Lindenthal, Groß- und Klein Wiederitsch hin. In jenen bildeten die Sachsen den linken Flügel, weil Gustav Adolph ihrer Tapferkeit wenig zutraute. Den 7ten September um Mittag nahm die Schlacht ihren Anfang. Was an Tilly's Anordnungen fehler- oder mangelhaft seyn mochte, hat die Zeit zu einer gleichgültigen Sache gemacht. Die größere Beweglichkeit der Schlachtordnung war auf Seiten der Schweden. Diese entschied. Denn, nachdem die Sachsen geschlagen waren, führte Gustav Adolph, der auf dem rechten Flügel, mehre Stunden lang, Pappenheims Angriffen widerstanden hatte, sein Fußvolk auf die Anhöhe, wo das feindliche Geschütz stand, und entschied hierdurch den Sieg. Nicht weniger als 7000 Kaiserliche lagen auf dem Schlachtfelde; die Zahl der Verwundeten war doppelt so groß; das sämmtliche Geschütz befand sich in den Händen der Schweden. Nur unter dem Schutze der Nacht konnte der nie besiegte Tilly der Gefangenschaft entrinnen; und als er am folgenden Tage mit Pappenheim in Halle zusammentraf, wurden beide darüber einig, daß, wenn die Sache des Kaisers gerettet werden sollte, kein Augenblick

zu verlieren sei. Jener begab sich, dieser Uebereinkunft gemäß, nach Halberstadt, dieser nach Westphalen.

Durch denselben Schlag, welcher Sachsen vom Feinde befreit hatte, waren für den Kaiser alle, in einem zwölfjährigen Kampfe errungenen Vortheile verloren gegangen. Zwischen dem Könige von Schweden und dem Kurfürsten von Sachsen handelte es sich am folgenden Tage um die Fortsetzung des Krieges; und beide kamen darin überein, daß die Sachsen den Kaiser in Böhmen angreifen sollten, während die Schweden die Länder der katholischen Fürsten heimsuchen würden. Dies erschien den berathschlagenden Fürsten als das wirksamste Mittel, die Liga zu zerschmettern, das ganze Reich in ihre Hände zu bekommen und durch die Wahl eines römischen Königs von der protestantischen Parthei, dem Protestantismus ein bleibendes Uebergewicht zu geben.

Hingerissen von Dankbarkeit, oder auch von dem Gefühl seiner Schwäche, versicherte Johann George seinem Erretter: „er halte Niemanden einer solchen Ehre würdiger, als ihn, und werde, wenn es dahin kommen sollte, ihm mit Freuden seine Stimme geben.“

Es ist also keinesweges unwahrscheinlich, daß Gustav Adolph seit der Schlacht bei Leipzig seinen Entwürfen eine größere Ausdehnung gegeben habe. Gewissermaßen zwang ihn die Noth dazu; denn, da er nicht stille stehen konnte, und jeden seiner Fortschritte durch seine Persönlichkeit zu vertheidigen genöthigt war: so konnte auch der Ehrgeiz nicht ausbleiben.

Vorgehend nach dem Rhein, verstärkte sich der König von Schweden zu Erfurt durch ein Bündniß, das er mit

dem Weimarischen Hause schloß. Durch den thüringer Wald kam er über Ilmenau, Königshofen und Schweinfurt nach Würzburg; und da der Bischof dieses Kirchenstaats entflohen war, so setzte Gustav Adolph eigenmächtig eine schwedische Regierung ein, der die Unterthanen huldigen mußten. Er wendete sich hierauf nach Frankfurt, und nahm noch an demselben Tage, wo er seinen Einzug hielt, Höchst in Besitz. Zu Frankfurt fand er den vertriebenen Pfalzgrafen Friedrich, den er wohlwollend empfing, und der vertrauensvoll sich ihm anschloß. Seine Bahn führte ihn hierauf nach Darmstadt; und nachdem er den 17. Dezbr. den Rhein überschritten hatte, zwang er am 23 desselben Monats Mainz zu einer Kapitulation; worauf er seine ermüdeten Truppen in die Winterquartiere verlegte.

Inzwischen war das sächsische Heer unter dem Feldmarschall Arnheim in Böhmen eingebrochen; und hier hatte sich die Hauptstadt des Landes ergeben, ohne irgend einen Widerstand geleistet zu haben. Kurfürst Johann George hielt den 11. Nov. seinen Einzug in dieselbe, kehrte aber, nach kurzem Aufenthalt, in seine Residenz zurück, nicht ohne dem kaiserlichen Eigenthum die größte Achtung bewiesen zu haben: eine Achtung, die ihn bestimmte, in einem Privathause zu wohnen und die sämmtlichen Zimmer des Kaisers versiegeln zu lassen. Im oberrheinischen und im westphälischen Kreise tummelten sich der Landgraf von Hessenkassel und der Herzog von Weimar mit den schwachen Ueberresten des Tillyschen Heeres.

Es ist kaum nöthig, zu bemerken, daß die Mark Brandenburg durch diese Wendung des Krieges eine Erleichterung gewann, die schwerlich auf irgend einem andern

Wege gewonnen werden konnte. Doch eine sechsjährige Zerstörung hatte allzu tiefe Spuren zurückgelassen, als daß diese sogleich hätten verwischt werden können. Was wohl ins Auge gefaßt seyn will, ist, daß es in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch an allen den Hülfsmitteln fehlte, wodurch in unsern Zeiten die Nachwehen der Kriege so vorübergehend geworden sind. Es gab weder Anleihe-Systeme, noch ähnliche Hülfen; und indem alles der Betriebsamkeit der Einzelnen überlassen blieb, war die Muthlosigkeit um so allgemeiner, je sicherer man, bei der Schwäche der Regierungen, auf die Wiederkehr neuer Unfälle rechnen konnte. Worte reichen also gar nicht hin, um das Elend zu schildern, das bis zum westphälischen Frieden in der Kurmark herrschte, und wie geneigt man auch seyn möge, die Schuld dieses anhaltenden Elends auf die Rechnung des Fürsten und seiner ersten Räthe zu setzen, so fühlt man, bei einigem Billigkeitsgefühl, sich davon doch abgeschreckt, sobald man erwägt, wie schwach der gesellschaftliche Zusammenhang, und wie sparsam die Hülfsquellen waren. Ein wohlwollender Fürst konnte sich in diesen Zeiten weit leichter zu Tode grämen, als helfen.

Zeit auf Kosten der Kraft zu gewinnen — dieser Gedanke, der dem Erblichkeits-Systeme so fremd ist — blieb auch dem Schwedenkönige und seinen Bundesgenossen fern. Ohne Zweifel stand es in ihrer Gewalt, den Krieg abzukürzen; und das sicherste Mittel für diesen Zweck würden sie angewendet haben, wenn sie mit gemeinschaftlicher Kraft auf Wien losgegangen wären und den furchtsamen Ferdinand den Zweiten aus seiner Residenz vertrieben, und dadurch zur Unterzeichnung eines vorgeschriebenen Friedens-

vertrags gezwungen hätten. Doch, indem sie hieran entweder gar nicht dachten, oder dies allzu gefährlich fanden, theilten sie ihre Kräfte und gaben gerade dadurch dem Kriege eine Dauer, die sie ihm hätten ersparen können. In Wahrheit, der westphälische Friede hätte, unter einer andern Benennung, eben so gut am Schlusse des Jahres 1631, als im Jahre 1648 geschlossen werden können, wenn nicht jedes Jahrhundert seinen eigenthümlichen Charakter hätte, nach welchem sich nichts vorweg nehmen läßt, weil die Dinge sich immer durch sich selbst vollenden wollen, und die menschliche Weisheit nur gerade so weit reicht, als dringend nöthig ist, um das Nothwendige zu vollbringen.

Wir werden also in den nächsten Abschnitten sehen, wie der Gegensatz vom Katholizismus zum Protestantismus neue Auftritte der seltsamsten Art herbeiführt, bis sich endlich, im Zustande der Ermattung die Formel findet, wodurch dieser Kakodämon beschworen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

* * *

Wird, wenn die Bevölkerung eines Landes wächst, dies Land mächtiger, wird es glücklicher seyn?

Dies ist eine Frage, die erörtert zu werden verdient.

In die Augen springt, daß Macht und Wohlseyn eines Landes in keinem so nothwendigen Verhältniß zu der Bevölkerung stehen, daß man jene als Wirkungen betrachten könnte, von welchen die Ursache in dieser zu finden ist.

Nach Macartney's Bericht zählt China auf jede englische Quadratmeile dreihundert Einwohner; und die Berichte anderer Reisenden stimmen, mehr oder weniger, mit dieser Beobachtung überein. England dagegen ernährt auf demselben Flächenraum nicht mehr als hundert und fünf und sechzig Menschen. Darf man nun daraus schließen, daß die Macht des chinesischen Reichs doppelt so groß sei, als die brittische? Man würde sich widerlegt fühlen durch die unermeßliche Seemacht Großbritanniens, durch den Handel, welchen dies Reich bis an den Gränzen des Erdballs treibt, endlich auch durch die Kolonisationen, welche seine Zivilisation in ehemals unbebaute Länder verpflanzen.

In der That, man würde sich sehr irren, wenn man in jenen Ländern, wo es Sklaven giebt, z. B. bei den Orientalen und bei denjenigen Bewohnern Amerika's, welche die Negersklaven beibehalten haben, die bloße Menschenzahl

zum Maßstab für die Wichtigkeit des Landes machen wollte. Nicht ihre Zahl, wohl aber ihre Qualität will in Betrachtung gezogen seyn. Diese nun hängt gänzlich von dem Maße ihres Verzehrs ab. Ihre Unterweisung, d. h. ihr Zivilisations-Grad ist nur ein Theil ihres Verzehrs; denn die Unterhaltung der Intelligenz und der Seele kostet eben so gut, als die des Körpers.

Auch wenn man die Frage beseitigt, ob es sich für ein Volk paßt, mächtiger zu seyn, als es für seine Sicherheit und die Unabhängigkeit der Bürger nöthig ist, wird man noch immer zugeben müssen, daß es wünschenswerth für ein Volk ist, so mächtig zu seyn, daß es nicht leicht verschlungen werden kann, und daß es im Stande sei, diejenigen seiner Bürger zu beschützen, welche, des Handels wegen, oder auch um wissenschaftliche Zwecke zu erreichen, sich ins Ausland begeben haben. Nun aber rührt diese Macht hauptsächlich von der Hervorbringung der Reichthümer her. Denn zahlreiche und tapfere Heere reichen nicht aus, sobald es darauf ankommt, dem Einfluß einer Nation größere Ausdehnung zu geben. Diese Heere wollen gut unterstützt und mit Schiffen und mit einer meistens unbestimmbaren Quantität von Waffen und Munition unterhalten seyn, weil sonst ihre Angriffe, wie glänzend auch die ersten Erfolge seyn mögen, keine dauerhafte Wirkungen hervorbringen und sehr häufig mit Schmach und Verwirrung endigen. Es ist unnöthig hierüber Beispiele anzuführen, da die Geschichte der neueren Zeit sie auf allen Seiten giebt.

Was nun die gesellschaftliche Lage der Menschen betrifft, so leuchtet ein, daß jeder Einzelne für sein besonders Wohlergehn keinen Zuwachs gewinnt durch die Zahl derer,

die ihn umgeben, wohl aber von seiner persönlichen Wohlhabenheit, und von der Wohlhabenheit des Ueberrestes seiner Nation. Denn, wenn es an Wohlhabenheit gebricht, so hat jede Familie um so mehr Hülfsquellen, als das ganze Land besser versorgt ist; versorgt aber ist eine Bevölkerung nur durch die Fülle ihrer Produkte.

Mit Unrecht würde man sich hier auf den oben aufgestellten Grundsatz berufen, daß eine zahlreiche Bevölkerung einen Beweis für eine übervolle Produktion abgebe. Mit einem vortheilhaften Klima und mit entsprechenden Gewohnheiten wird ohne allen Zweifel das Land, das am meisten hervorbringt, zugleich am meisten bevölkert seyn; allein, bei beschränkten Bedürfnissen, kann es sehr leicht volkreicher als produktiv seyn. Zwecken die Institutionen auf Entwürdigung der Bevölkerung ab, so kann diese dahin gebracht werden, daß sie sich mit allzu wenigem begnügt. Die Parias, denen man in Indien sagt, daß sie schlechterer Art sind, als ihre Nebenmenschen, und die dies glauben, können, ohne zu murren, ihr Dasein fortspinnen, auch wenn jede Familie nur eine Erdhütte und zur täglichen Nahrung nur wenig gekochten Reis hat. Bis auf einen gewissen Punkt (das Murren nämlich ausgenommen) ist dies auch die Lage der irländischen Bauern, dieser Parias Englands. Seit dem Jahre 1780 hat sich Irlands Bevölkerung in einem fast eben so reißenden Verhältniß vermehrt, als die der Vereinigten Staaten Amerika's. Doch während sie in den Vereinigten Staaten an Wohlsein zugenommen hat, ist sie in Irland immer elender geworden, weil die Kinder sich noch mehr vermehrt haben, als die Erzeugnisse des Bodens und der Industrie.

Hinsichtlich der staatsbürgerlichen Lage der Menschen muß man also nothwendig immer die Menschenzahl mit der Summe der Produkte in Verhältniß bringen; und ist die Rede von der Bevölkerung eines Staats, einer Provinz, einer Stadt, so ist man jedesmal zu der Frage berechtigt: „Wie lebt man daselbst?"

Die Produkte haben keinen andern Zweck, als unsere Bedürfnisse zu befriedigen; und da die Natur das Gefühl des Wohlseins und des Vergnügens an diese Befriedigung geknüpft hat: so beruht das Glück der Einzelnen, alles übrige gleichgestellt, auf der Summe der Bedürfnisse, die sie befriedigen können, folglich auf der Quantität der Produkte, worüber sie zu verfügen haben. Oder sollen wir uns etwa dadurch irre führen lassen, daß gewisse Philosophen aus der Schule des Diogenes gelehrt haben: „der Mensch sei in demselben Maße glücklicher, worin er sich mit Wenigerem begnügt? Die Uebertreibung liegt am Tage; denn, um vernünftig zu seyn, muß diese Vorschrift nicht so weit gehen, daß sie den Genuß von Gütern untersagt, die man sich auf dem Wege rechtmäßiger Betriebsamkeit verschaffen kann. Entkleidet von jeder Uebertreibung, sagt also jene Lehre nichts weiter, als daß man entbehren lernen muß, was man sich nicht verschaffen kann, oder was man durch allzu große Opfer erkaufen müßte. Nun kann man zwar nicht läugnen, daß Ueberfluß an Lebensgütern Satiheit hervorbringt, und daß Ueberdruß nicht zum Wohlsein gehört; allein diese Betrachtung läßt sich kaum auf Einen unter zehntausend anwenden und verhindert daher nicht im mindesten, daß das Wohlsein der Gesellschaft in Verhältniß

stehe zu der Quantität rechtmäßiger Bedürfnisse, die sie zu befriedigen im Stande sind.

Das Land nun, wo die meisten Bedürfnisse befriedigt werden können, ist dasjenige, wo man — nicht etwa die größte Bevölkerung in Verhältniß seines Umfanges, wohl aber die meisten Produkte in Verhältniß der Zahl seiner Bewohner antrifft.

Man muß hieraus nur nicht folgern, es sei nützlich und gut, die Zahl der Menschen zu vermindern, damit die übrigbleibenden desto bequemer leben mögen. Einen solchen Schluß rechtfertigt nur die Philosophie Derjenigen, welche eines Entschuldigungsgrundes für Krieg und Blutvergießen bedürfen. Glücklicherweise erkauft man das Wohlsein nicht auf diese Weise. Indem man Menschen zerstört, vernichtet man eben sowohl die Produzenten, als die Verzehrer; und wie geschwind auch die leeren Stellen wieder ausgefüllt werden mögen, so werden sie doch nicht mit Vortheil ausgefüllt. Ein starker Mann, fähig, seiner Familie, wie seinem Vaterlande, durch seine Arbeit zu dienen, wird durch ein schwächliches Kind ersetzt, das, anstatt das Einkommen zu vermehren, nur eine Last für dasselbe ist; und der neuerdings Eingestellte, der, außer sich selbst, zwei bis drei Personen den nöthigen Unterhalt verschafft haben würde, kann selber nicht anders leben, als auf Kosten der Uebrigen. Ist die Produktion unzureichend für die Bevölkerung, so ist es nicht diese, die man vermindern muß. Wohl aber muß man die Produktion vermehren, was freilich ein gutes Theil schwieriger ist, als eine Truppenaushebung oder eine Proskription zu veranstalten.

Vermöge einer nothwendigen Folge ist ein Land nicht mit Vorräthen aller Art versehen, weil es wenig Einwohner hat, und eben so wenig schlecht damit versehen, weil es deren viel hat. Syrien und Aegypten sind in unsern Tagen, wo sie eine schwache Bevölkerung tragen, schlechter ausgestattet, als sie es zu einer Zeit waren, wo ihre Bevölkerung ungemein groß war. In Frankreich hingegen, wo die Bevölkerung gegenwärtig doppelt so groß ist, wie sie es zu den Zeiten des letzten Königs aus dem Hause Valois war, ist sie viel besser ausgestattet, d. h. weit besser genährt, gekleidet und beobdacht, als damals. Weßhalb? Weil die Fortschritte der Produktion den Ausschlag gegeben haben über die Fortschritte der Bevölkerung: die Bewohner dieses Königreichs wurden aber nicht wohlhabender dadurch, daß Ludwig der Vierzehnte die Protestanten nöthigte ins Ausland zu gehen, und daß er alles konfiszirte, was er sich von ihren Gütern aneignen konnte.

Man würde sich nicht weniger betrügen, wenn man, um den Völkern ein Plus von Subsistenz-Mitteln zu erhalten, die Maschinen verabschieden, der Macht der Kapitalien entsagen, und überhaupt auf alle abkürzende, d. h. zeitersparende Methoden Verzicht leisten wollte. Dadurch würde zwar die Zahl der Menschen vermehrt werden, doch keinesweges die Zahl der Produkte, von welchen sie leben können. Wie Viele haben die Weisheit der Chinesen bewundert, welche Arbeiten, die von Menschen verrichtet werden können, nicht durch Maschinen verrichten lassen! Allerdings sieht man in China schwere Lasten (etwa wie ein Kärner sie fortzuschaffen pflegt), mittels eines zusammengesetzten Gestelles, von 32 Männern fortgetragen werden,

welche die zu tragende Last ziemlich gleich unter sich vertheilen. Bei demselben Volke wird die Bewässerung, das Zermalmen des Reißes, das Auspressen des Zuckerrohrs u. s. w. durch bloße Menschenkraft bestritten. Was ist jedoch die Folge davon? Der Werth des Produkts wird dadurch nicht größer. Er vertheilt sich nur unter eine größere Zahl von Arbeitern, und der Theil, der dem Einzelnen zufällt, ist viel zu klein, als daß sich davon gemächlich leben ließe.

Nur um den Menschen den nöthigen Lebensunterhalt zu sichern, verwirft man in China den Gebrauch der Thiere und der zeitersparenden Maschinen; um 32 Menschen Lebensunterhalt zu geben, läßt man sie die Last von 5 bis 6 Pferden fortschaffen. Was geht daraus hervor? Nichts weiter, als daß 32 Menschen leben müssen von der Nation, die 5 bis 6 Pferden zu Theil werden würde. Und daraus folgt denn, daß diese armen Menschen das Nothwendige gerade vermöge der Einrichtungen entbehren, die man getroffen hat, um es ihnen zu sichern. In Europa ist man jedoch nicht viel klüger, wenn man prohibitive Maßregeln gegen fremdes Produkt ergreift, um die eingeborne Bevölkerung zu begünstigen, und zwölf Menschen im Zwange am Leben zu erhalten, statt der sechs, die im Ueberfluß schwelgen.

Wer in Europa einen schlechten Karren und ein eben so schlechtes Pferd hat, besitzt darin irgend ein Kapital. Außer dem Arbeitslohn, den er durch die Führung seines dürftigen Fuhrwerks gewinnt, hat er auch noch den Gewinn, den ihm das Fuhrwerk bringt; er ist also zugleich Kapitalist und Arbeiter. In China setzen sich vier Men-

schen in Bewegung, um denselben Karren fortzuschaffen; und da keiner von ihnen sich einfallen läßt, sich durch ein Kapital von einigem Umfange zu Hülfe zu kommen, so hat er in seiner Arbeit immer nur eine Entschädigung für die aufgewendete eigene, d. h. persönliche Kraft. Eine Maschine bringt hervor, ohne zu fressen; zum wenigsten kann man sie wohlfeiler nähren, als Menschen, und was man an ihrer Unterhaltung erspart, verursacht der Menschheit keinen Schmerz, kein Leiden.

Man ist berechtigt, hieraus zu folgern, daß die für das Wohlsein des menschlichen Geschlechts am vortheilhaftesten wirkenden Institutionen gerade diejenigen sind, welche auf eine Vermehrung der Kapitalien abzwecken. Ein neues Kapital, das in Bewegung gesetzt wird, vermehrt direkt die Quantität der Produkte, und vermehrt nur indirekt die Zahl der Verzehrer. Eine wesentlich verbesserte Landwirthschaft wird das Produkt eines Landguts verdoppeln, und für den Verzehr des verdoppelten Produkts wird es nur dieselben Eigenthümer, dieselben Besteller u. s. w. geben. Man sollte also die Menschen lieber zu Ersparungen u. s. w. aufmuntern, als zur Vermehrung ihrer Gattung; denn Ersparungen, gehörig angelegt, gewähren eine Fülle von verbrauchbaren Dingen, wodurch die Bedürfnisse des Lebens befriedigt werden; Ersparungen erlauben den Familien, außer dem Einkommen von ihrer Betriebsamkeit, ihren Arbeiten und ihren Talenten, noch ein anderes Einkommen zu verbrauchen, nämlich das von ihrem Kapitale. Je mehr Familien es in einem Volke giebt, die von verschiedenen Arten des Einkommens leben, desto besser ist dies Volk ausgestattet; und hierin liegt der Unter-

schied zwischen einem wohlhabenden und einem armen Volke.

Herr Destutt de Tracy macht in seinem „Kommentar zu Montesquieu's Geist der Gesetze" — einem Werke, das bei weitem mehr richtige Gedanken enthält, als der Geist der Gesetze — eine Bemerkung, wodurch er unterscheidet zwischen reichen Völkern und solchen, in welchen große Reichthümer anzutreffen sind. „Es darf," sagt er, „nicht unbemerkt bleiben, daß das Volk fast immer reicher ist in solchen Nationen, welche man als arm bezeichnet, als in solchen, die man reiche nennt. In der Schweiz, einem Lande, das man als arm betrachtet, weil darin kein kolossaler Reichthum anzutreffen ist — in der Schweiz hat der kleinste Landmann so viel, daß er unabhängig leben kann, während man in England, dem vielleicht reichsten Lande Europa's, genöthigt ist, dem achten Theile der Bevölkerung Unterstützung zu geben."

Wenn man sagt, eine Nation sei verweichlicht durch Luxus und Reichthum: so ist dies immer nur von einem sehr kleinen Theile dieser Nation zu verstehen; der Ueberrest ist entmenscht durch Elend und Armuth. Wären die Reichthümer besser vertheilt, so würde Niemand weder verweichlicht noch entmenscht seyn.

Um Alles mit Einem Worte zu sagen:

Jede Bevölkerung, welche die Mittel des Wohlergehns in sich schließt, ist wünschenswerth, wo sich auch ihre Gränze finden möge; und jede Bevölkerung, welche nicht anders als in Elend schmachten kann, ist furchtbar.

* * *

Von dem Bevölkerungs-Prinzip läßt sich behaupten, daß es auf allen Punkten eines Landes gleichmäßig wirkt; und demgemäß hat jeder große oder kleine Ort die Bevölkerung, die seinen Produkten entspricht.

Allerdings giebt es Orte, welche wenig hervorbringen und dennoch viel verzehren. Ein solcher Ort war Versailles bis zum Ausbruch der französischen Umwälzung. Ein großer Theil des Ertrages vom Ackerbau, von den Manufakturen und von dem Handel in den Provinzen, eingesammelt von den Steuereinnehmern, wurde daselbst verzehrt von einer Bevölkerung, die fast ausschließend aus Beamten des Hofes und deren Untergeordneten bestand. Doch, sobald diese erzwungene Vertheilung eines Theiles von den Produkten Frankreichs wegfiel, sank die Bevölkerung Versailles auf die Hälfte, vielleicht auf ein Drittel von dem zurück, was sie früher gewesen war. Ich nenne dies eine „erzwungene Vertheilung,“ weil die Steuerpflichtigen den Verschwendungen eines Hofes immer nur gezwungen zur Hand gehen. Eine natürliche Vertheilung der beigesteuerten Gelder findet nur dann Statt, wenn die Renumeration der öffentlichen Beamten eine billige Entschädigung ihrer Arbeiten, d. h. ihres Kraftaufwandes ist.

Man kann also wohl sagen, daß, ausgenommen den Fall, wo der natürliche Lauf der Dinge durch die Dazwischenkunft der Gewalt unterbrochen wird — ein Fall, der immer nur als Ausnahme gelten kann — jede Oertlichkeit so viel Einwohner hat, als sie durch ihre Produkte ernähren kann; nicht mehr und nicht weniger.

Ich sage: *durch ihre Produkte*, ohne etwas festzustellen über die besondere Beschaffenheit derselben, weil der

Austausch jedes gegebene Produkt in ein anderes verwandelt, für welches ein stärkeres Bedürfniß spricht. Eine Stadt bringt kein Korn hervor; allein sie erzeugt Werthe, mit welchen man Korn kauft. Ein Dorf bringt kein Tuch hervor; allein es erzeugt andere Werthe, wodurch man Tuch kauft. Stadt und Dorf werden also, jedes von seiner Seite, so viel Einwohner haben, als mit den von beiden hervorgebrachten Werthen in Verhältniß stehen. Die Stadt kann außerdem einen Theil der Grundeigenthümer in sich schließen, weil die Renten derselben, wenn gleich auf dem Lande entstanden, nach der Stadt versetzt werden können. Diese höchst einfache Erklärung abgerechnet, kann man sagen, „jeder Ort habe die Zahl von Einwohnern, die seinen Produkten entspricht."

Für die Hauptstädte trifft freilich gar Vieles zusammen, wenn ihre auffallende Bevölkerung vollständig erklärt werden soll; haben deßhalb aber die alten Staatswirthschaftslehrer die Wahrheit auf ihrer Seite, wenn sie behaupten, daß die Hauptstädte die Produkte der Provinzen verschlingen, ohne etwas zurückzugeben? Wann gaben jemals die Landleute ihre Produkte unentgeltlich? Jede Hauptstadt kann als eine große Manufaktur betrachtet werden, die mit ihren Produkten das bezahlt, was sie aus den Provinzen erhält.

So oft man sich also Rechenschaft geben will von der beträchtlichen Anzahl von Einwohnern, die man an einem Orte beisammen findet, oder so oft man die Bevölkerung, die ein Ort zu ernähren vermag, vorher bestimmen will, muß man sich von den Produktions-Mitteln unterrichten, welche er in sich schließt. Dahin gehört auch seine Lage

an einem größeren oder kleineren Fluß. Wenn Madrid mit seiner Bevölkerung so weit hinter Paris und London zurückgeblieben ist: so hat seine Lage in der Mitte Spaniens einen wesentlichen Antheil daran; denn diese Lage an einem unbedeutenden Strom, ist durch nichts unterstützt, was den Verkehr erleichtert.

Da die Menschen, wenn sie das Nomaden-Leben verlassen, sich vor allen Dingen Wohnungen bauen, und da Häuser, wie sie auch beschaffen seyn mögen, sichtbare Gegenstände darbieten: so kann man über die Bevölkerung eines Bezirks mit großer Sicherheit nach der Zahl der Wohnungen urtheilen, welche sich darstellt; vorzüglich wenn man sich vorher von den Sitten des Landes unterrichtet hat, und die Zahl der Personen kennt, welche gewohnt sind, in einer und derselben Behausung zu wohnen. Wenn Arthur Young, auf seiner Reise durch Frankreich neue Häuser erblickt, so folgert er auf der Stelle daraus, daß die Bevölkerung und folglich auch die Produktion gewisser Kantone im Zunehmen ist. „Dies Zeichen," fügt er hinzu, „hat mich nie getäuscht." Bei dem Allen muß man sich die Gewißheit verschafft haben, daß dies nicht die Wirkung eines Monopols ist, welches die Produktion eines Orts immer nur auf Kosten eines andern begünstigen würde. So würde man bei dem Anblick der Stadt L'Orient, welche bekanntlich auf den privilegirten Alleinhandel mit Indien gegründet wurde, sehr fehlerhaft gefolgert haben, daß Frankreichs Bevölkerung zugenommen haben müsse; denn die Häuser, die man daselbst erbaute, wurden unstreitig auf Kosten der Städte Nantes und Bordeaux aufgeführt.

Die Produktions-Mittel sind entweder allgemeine, d. h. solche, welche an allen Oertern dieselben sind, wie Betriebsamkeit, Kapitalien u. s. w., oder sie sind besondere, welche einer Oertlichkeit ausschließlich angehören. Von jenen kann hier nicht weiter die Rede seyn; denn sie sind bereits hinlänglich erörtert worden. Was diese betrifft, so ist ihre Mannichfaltigkeit so groß, daß man sich damit begnügen muß, einzelne Beispiele anzuführen, welche für die Beurtheilung analoger Fälle ausreichen.

Wenn es in der Schweiz Dörfer giebt, welche meistens von Uhrmachern bewohnt sind: so hat dies keinen andern Grund, als weil das Material, woraus die Uhren gefertigt werden, sich so sehr in der Nähe befindet, daß die Herbeischaffung desselben mit den geringsten Schwierigkeiten verbunden ist: für das Zusammenbleiben der Dorfbewohner steht der Absatz ihres Fabrikats ein, das in alle Theile der kultivirten Welt versendet wird. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem Aufenthalt der Weber in Schlesiens Gebirgen; er wird hauptsächlich durch die Wohlfeilheit des Feurungs-Materials bestimmt. Herr Cleland, der eine höchst vollständige Aufnahme der Gesammtbevölkerung Schottlands für das Jahr 1821 bekannt gemacht hat, bemerkt in derselben: daß die Einwohnerzahl sich an allen den Oertern vermehrt hat, wo Minen von Steinkohlen oder Steinbrüchen eröffnet worden sind; ferner allenthalben, wo, durch Theilung der Kommunal-Güter, dem Boden, in Folge einer besseren Kultur, ein größeres Produkt abgewonnen ist; endlich allenthalben, wo durch Anlegung von Landstraßen, Häfen und anderen Kommunikations-Mitteln, oder auch durch Anlegung neuer Manufakturen,

die allgemeine Thätigkeit zugenommen hat. Dagegen hat sich, nach der Bemerkung dieses Schriftstellers, die Bevölkerung allenthalben vermindert, wo große Pachtungen und Weideplätze entstanden sind; nicht, daß die Gesammt-Produktion darunter gelitten hätte, sondern weil ein großer Theil des hervorgebrachten Werths, in diesen Fällen, den Kapitalisten in den Städten zu Theil wird. John Sinklair spricht, in seiner „Statistik Schottlands," von einem Dorfe, Namens Petty, das gänzlich verlassen wurde, weil seine Torfgruben erschöpft waren, und von einem andern Dorfe, Namens Tyrie, dessen Bevölkerung zunahm, sobald man in dessen Nähe eine Art Moos entdeckt hatte, das zur Heizung benutzt werden konnte, und in so großer Fülle vorhanden war, daß es vorzuhalten versprach. Ist man mit den Gesetzen der gesellschaftlichen Erscheinungen wenig vertraut, so wundert man sich darüber, daß eine Substanz, die gar nicht zur Ernährung dient, die Bevölkerung verstärken kann; allein wird diese denn nicht durch alles verstärkt, was, auf irgend eine Weise, das Dasein erleichtert, und hat es mit den Nägeln, den Brettern u. s. w., die in andern Dörfern gefertigt werden, im Grunde nicht dieselbe Bewandniß, wie mit jenem Moose, wodurch das Dorf Tyrie bevölkert worden ist? Faßt man einen solchen Schatz auch nur von Seiten der Ersparung auf, welche er in sich schließt, so ist alles erklärt. Ohne Feuerungs-Material kann der Mensch nicht gedeihen. Ehe die Bewohner des Dorfs Tyrie ihr Moos als Feuerungs-Material benutzen gelernt hatten, waren sie genöthigt, sich Holz oder Steinkohlen oder Torf zu verschaffen, um ihre Speisen zu bereiten und sich vor der Winterkälte zu beschützen. Der Aufwand, den sie

zu diesem Endzweck machen mußten, verminderte ihr Einkommen und die Zahl ihrer Genüsse. Sobald nun das neue Feuerungs-Material entdeckt und angewendet war, hatte sich für die alten Bewohner des Dorfs das Einkommen um die Summe vermehrt, womit sie ihr früheres Feuerungs-Material bezahlt hatten, und was sich neben ihnen in Tyrie niederließ, um irgend ein Gewerbe zu treiben, genoß denselben Vortheil, und die Vermehrung der Daseins-Mittel führte geradesweges zu einer größeren Bevölkerung.

Allgemeine Regel:

„Da alle Ersparungen, die man an den Produktions-Kosten macht, einer Vermehrung des Einkommens gleichzustellen sind: so hängt die Zunahme der Bevölkerung vorzüglich von den Fortschritten ab, welche der menschliche Geist in der Bahn neuer Entdeckungen und Erfindungen zurücklegt."

Allenthalben, wo man im Stande gewesen ist, die Thätigkeit einer Dampfmaschine an die Stelle menschlicher Kraftanstrengungen zu bringen, hat sich mit dem Einkommen die Bevölkerung vermehrt; und so ist das auffallende Phänomen entstanden, daß die Menschen sich vorzüglich an solchen Oertern vermehrt haben, wo man es dahin gebracht hatte, ihre Arbeit entbehren zu können. Da, wo zehn Menschen arbeiteten, hat man eine Maschine angebracht, welche die Arbeit von hundert verrichtete: man hat also hundert statt zehn ernähren können. Auf diese Weise haben die Steinkohlengruben dadurch, daß sie Handarbeit ersparten, die Bevölkerung der Städte Birmingham, Shef-

field, Manchester, Newkastle und Glasgow seit einem halben Jahrhundert verdreifacht und vervierfacht. Nach der Versicherung der Alten verdankten Thebens Mauern, d. h. eine sehr volkreiche und blühende Stadt, ihre Entstehung der Leier Amphions. Was man dabei zu denken hat, läßt sich nicht wohl angeben, vorausgesetzt, daß die Menschen der Vorwelt denselben Bedürfnissen unterlagen, von denen die Menschen noch gegenwärtig in ihren Beschlüssen und Handlungen bestimmt werden. Der Dampf der Steinkohle ist minder poetisch, als der Zauberklang der Leier Amphions; allein jener schließt den Vortheil in sich, daß sich von seinen Wirkungen mehr begreifen läßt, als von denen, die ein Leiermann hervorgebracht haben soll. Im Uebrigen ist das, was die Städte blühend und volkreich macht, nie etwas Vereinzeltes. Soll die größere Produktion einen Werth haben, so muß sie von einer größeren Konsumtion unterstützt werden. Dampfmaschinen, als wirksame Produktions-Mittel, haben demnach ihren Werth nur darin, daß es dem, was von ihnen ausgeht, nicht an Abnehmern fehlt. Ueberall verbreitet, treten sie in gleiche Linie mit allen Entdeckungen und Erfindungen, von denen sich aussagen läßt, daß sie überall verbreitet sind; und daraus folgt ganz von selbst, daß ihre Wirksamkeit — um uns so auszudrücken — mit sich selbst ins Gleichgewicht kommt. Es könnte demnach sehr leicht der Fall seyn, daß der Theil größerer Bevölkerung, den Englands Manufaktur-Städte der Dampf-Maschine verdanken, sich in demselben Maße verminderte, worin das Produkt dieser Maschine weniger gefordert wird. Erschei-

nungen dieser Art sind nur allzu gewöhnlich. Sie gehörig zu erkennen, muß man das Verhältniß beobachtet haben, worin der Verzehr zur Hervorbringung steht: ein Gegenstand, der uns im nächsten Hefte beschäftigen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schreiben
an
Se. Majestät
den König von Frankreich Ludwig XVIII.
im Jahre 1821.

Vorwort des Herausgebers.

Was sich in den letzten Tagen des Juli und in den ersten Tagen des August dieses Jahres, in der Hauptstadt Frankreichs begeben hat, ist, als gesellschaftliche Erscheinung, so außerordentlicher Art, daß man nicht ernsthaft genug dabei verweilen kann. Wer würde als Zuschauer nicht erschrecken, wenn er einen Herkules in demselben Augenblick kraft- und sinnlos zusammenfallen sähe, wo dieser seine zerschmetternde Keule geschwungen hat? Dies nun ist in Frankreich geschehen; und wer des Nachdenkens fähig ist, fragt mit Recht, wie dies auch nur möglich gewesen sei.

Wir setzen uns vor, dies Phänomen in dem nächsten Hefte dieser Zeitschrift zu erklären, und zwar so, daß aus unserer Erklärung deutlich hervorgehen soll, weßhalb die Restauration für die Wiederherstellung des innern Friedens der französischen Nation so unfruchtbar geblieben ist.

Gegenwärtig sei uns die Mittheilung eines im Jahre 1821 an Ludwig den Achtzehnten gerichteten Schreibens gestattet, das in Deutschland schwerlich jemals bekannt

geworden ist. Urheber desselben ist derselbe Graf Heinrich von Saint Simon, dessen eigenthümliche Anschauungen wir in früheren Bänden dieser Monatsschrift zur Sprache gebracht haben. Wir läugnen bei dieser Gelegenheit nicht, daß, unter den vielen publizistischen Schriftstellern Frankreichs, der Graf von Saint Simon der einzige ist, mit dessen Anschauungen die unsrigen, obgleich auf einem selbstgewählten Wege erworben, in Einklang stehen. Das Werk, aus welchem der nachfolgende Brief entlehnt ist, führt den Titel: du Système industriel, mit dem Motto: Dieu a dit: Aimez-vous et secourez-vous les uns les autres. Es giebt wenig Schriften, welche sorgfältiger gelesen zu werden verdienen; und was man ohne Scheu sagen kann, ist, daß Karl der Zehnte den Thron seiner Väter behauptet haben würde, wenn es ihm gestattet gewesen wäre, den Rathschlägen des Grafen von St. Simon zu folgen.

Sire!

Seit mehren Jahren, hauptsächlich aber in dem gegenwärtigen Augenblick, ist die Sorge der Souveräne auf den Zustand des gesellschaftlichen Körpers gerichtet und nur mit diesem beschäftigt.

In Frankreich, wie in allen übrigen Ländern des westlichen Europa's, blicken alle Einsichtsvollen mit Aengstlichkeit auf die Krisis hin, worin die Gesellschaft befangen ist; alle gesunde Köpfe, welcher Art auch übrigens ihre Meinungen über das Wesen dieser Krisis und über die Mittel, sie zu beendigen, seyn mögen, erkennen die unbedingte Un-

möglichkeit, der gegenwärtigen politischen Lage Haltbarkeit und Fortdauer zu geben: alle sprechen sich dahin aus, daß man sich bestreben müsse, zu einer bleibenden Ordnung der Dinge zu gelangen. Tief wird gegenwärtig dies Bedürfniß gefühlt, von den Völkern sowohl als von den Fürsten; von jedem nach seinem bezüglichen Vortheil.

Da das Dasein des Uebels hinreichend bestätigt und eingestanden ist: so kann man sich nur mit der Auffindung des rechten Heilmittels beschäftigen. Unglücklicherweise sind alle die Anstrengungen, welche Staatsmänner und Publizisten bis auf den heutigen Tag zu diesem Endzweck gemacht haben, unfruchtbar geblieben für die Lösung dieser wichtigen Aufgabe. Dies liegt darin am Tage, daß, trotz allen theoretischen Arbeiten und allen praktischen Versuchen, Regierer und Regierte fast gleich unzufrieden sind mit dem Zustand der Dinge, und, voll Unruhe wegen ihrer Zukunft, durchaus nicht wissen, welchen Weg sie einschlagen sollen.

Aus einer solchen Thatsache muß man nothwendig folgern, daß die Erforschungen der Staatsmänner und der Publizisten, sofern sie die Zurückführung der Ruhe und der gesellschaftlichen Ordnung zum Zweck hatten, bisher eine schlechte Richtung genommen haben.

Dringt man nun tiefer ein, um zu bestimmen, worin ihr Verfahren fehlerhaft gewesen: so entdeckt man, daß die Fehlerhaftigkeit desselben hauptsächlich darauf beruhete, daß sie ihre Raisonnements auf rein-metaphysische Prinzipien und auf eine oberflächliche Analyse des gegenwärtigen Zustandes der Gesellschaft stützten, anstatt ihnen jene Reihe von großen historischen Beobachtungen, die sich auf den Gang der Zivilisation bezieht, zur Grundlage zu

geben.

geben. Dies läßt sich, ohne große Mühe, durch nachfolgende Reflektionen beweisen, für welche es keiner ausführlichen Entwickelung bedarf.

Betrachtet man die große politische Frage aus dem, für die Regierungen am leichtesten zu fassenden Gesichtspunkte: so löset sie sich dahin auf, daß bestimmt angegeben werde, welche Ordnung der Dinge heut zu Tage Stabilität gewinnen kann.

Nun ist die sicherste und dauerhafteste Konstitution ganz offenbar die, welche sich auf die zeitlichen und geistlichen Kräfte stützt, deren Einfluß gegenwärtig vorwiegend ist, und deren gleichzeitige Ueberlegenheit sich, je mehr und mehr, durch den natürlichen Gang der Dinge auszusprechen strebt. Dies vorausgesetzt, ist es durchaus nicht zweifelhaft, daß die Beobachtung der Vergangenheit das einzige Mittel sei, jene Kräfte mit Sicherheit zu entdecken, und ihre Tendenz, so wie den Grad ihrer Ueberlegenheit, so genau als möglich abzuschätzen. Es folgt hieraus, daß das Studium des Ganges der Zivilisation zur Grundlage aller der Raisonnements gemacht werden müsse, welche den, in der Zeit lebenden Staatsmännern bei der Bildung ihrer allgemeinen Entwürfe die Richtung geben sollen. Nur weil selbst die Fähigsten unter ihnen nie dieser Methode gefolgt sind, nur weil sie sich immer darauf beschränkt haben, den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft mit Beseitigung aller der Zustände, die ihm vorangegangen sind, zu analysiren, ist ihre Politik bisher ohne alle wahre Grundlagen geblieben.

Keine Analyse der Gegenwart, welche nicht zugleich die Vergangenheit umfaßt, mit welcher Geschicklichkeit sie

auch zu Stande gebracht werden möge, kann andere als sehr oberflächliche und selbst ganz irrthümliche Resultate geben; denn sie setzt immer der Gefahr aus, zwei Arten von Elementen, welche beständig in dem vorhandenen Zustande des politischen Körpers koexistiren und doch sehr wesentlich von einander geschieden seyn wollen, zu vermengen, und eins für das andere zu nehmen; namentlich die Ueberreste einer erlöschenden Vergangenheit, und die Keime einer sich erhebenden Zukunft.

Diese Unterscheidung, zu allen Zeiten nützlich für die Aufklärung politischer Ideen, wird gegenwärtig, wo wir der größten Revolution des menschlichen Geschlechts näher treten, zu einer Fundamental-Unterscheidung.

Wie aber will man, ohne von einer gründlichen Beobachtung der Vergangenheit geleitet zu seyn, jene gesellschaftlichen Elemente, die sich auf ein im Verschwinden begriffenes System beziehen, von denjenigen unterscheiden, welche dem sich festzustellen strebenden Systeme angehören? Und — vorausgesetzt, daß diese Unterscheidung nicht mit gewissenhafter Genauigkeit gemacht worden ist — welcher menschliche Scharfblick könnte wohl vermeiden, Kräfte, von denen nur ein Schatten übrig ist, und die, so zu sagen, nur noch metaphysische Wesen sind, für wirklich vorwiegende Kräfte zu halten?

Wollen demnach die Regierungen die gegenwärtige Krisis der Gesellschaft nach ihrer wahren Beschaffenheit kennen lernen, und wollen sie das einzig wirksame Mittel zur Beendigung derselben entdecken: so müssen sie ihren politischen Raisonnements die allgemeinen Resultate, zu welchen eine Reihe von

Beobachtungen über den Gang der Zivilisation führt, zur Grundlage geben.

Es ist jedoch dabei noch in Betrachtung zu ziehen, daß diese Reihe nur in sofern sehr nützlich und sehr unterrichtend werden kann, als sie hoch gefaßt ist, und als sie sich an das Ganze des gesellschaftlichen Systems, oder an seine wesentlichsten Elemente knüpft. Angehoben von einer allzu nahe liegenden Epoche, oder unter einem allzu besonderen Gesichtspunkt verfolgt, könnte sie leicht neue Irrthümer erzeugen; wovon sich zahlreiche Beispiele anführen lassen würden . . .

Die Bildungs-Epoche unserer neueren Gesellschaften im Mittelalter scheint mir der angemessenste Abgangspunkt zu seyn. Die philosophische Beobachtung der Vergangenheit seit dieser Epoche gewährt eine höchst merkwürdige Thatsache, welche ausreicht, um die gegenwärtige Politik der Regierungen auf eine sehr positive und sehr breite Grundlage zu stellen.

In meinem gegenwärtigen Schreiben beschränke ich mich auf eine summarische Auseinandersetzung dieser Thatsache und dessen, was daraus hauptsächlich gefolgert werden muß.

Sire!

Die Verkündigung des Christenthums in Europa, und die Eroberung des westlichen Römerreichs durch die nordischen Völker, haben die Fundamente der neueren Gesellschaft gelegt. Sie hat gegen das Ende des fünften Jahrhunderts in Frankreich ihren Anfang genommen; allein sie hat sich erst gegen das elfte Jahrhundert auf eine regelmäßige Weise konstituirt, 1) durch die allgemeine Einfüh-

rung der Feudalität, und 2) durch die vollständige Organisation der geistlichen Gewalt unter Hildebrand und seinen nächsten Nachfolgern.

In dieser Ordnung der Dinge befand sich alles Zeitliche der Gesellschaft unter den Händen der Militäre. Alles bewegliche und unbewegliche Eigenthum gehörte ihnen ausschließend. Die Arbeiter selbst waren ihre Sklaven, sowohl im Einzelnen als im Allgemeinen.

Auf gleiche Weise war die Geistlichkeit, welche übrigens die zeitlichen Benefizia der Feudalität (Lehne) mit den Militären theilte, in dem ausschließenden Besitz der geistlichen Leitung der Gesellschaft, und zwar nicht bloß in ihrem Ganzen, sondern auch in allen ihren Einzelheiten. Sie allein leitete die allgemeine und die besondere Erziehung, und außerdem dienten ihre Lehren und ihre Entscheidungen zu Führern für die Meinung und für das Verhalten aller Menschen in allen Epochen, so wie unter allen Umständen, des Lebens.

Diese politische Konstitution hat sich, ganz unabhängig von der Einwirkung jener Kraft, die sie ursprünglich in Gang brachte, mehre Jahrhunderte hindurch behauptet, weil sie mit dem Zustande der Zivilisation dieser Epoche in Einklang war. Die Betriebsamkeit lag damals noch in der Wiege; und für die Völker mußte der Krieg die Hauptbeschäftigung ausmachen, sowohl als Bereicherungsmittel, als auch als Widerstandsmittel, so oft es darauf ankam, Angriffe, von denen man bedroht war, zurückzuweisen. Um dieses doppelten Umstands willen mußten die Militäre ganz natürlich mit dem ersten Grade der Macht und des Ansehns bekleidet seyn; die Betriebsamen kamen immer nur

in die Klasse der Subalternen. Da die positiven Wissenschaften zu dieser Zeit noch kein Dasein hatten, so war gleichmäßig die Geistlichkeit, weil sie allein einige Einsichten besaß, sehr nothwendig in dem unbestrittenen Besitz der Herrschaft über die Geister; sie allein leitete die Gewissen und genoß daher in der Gesellschaft alle die Vorzüge, die von ihren ausnehmenden Verrichtungen unzertrennlich waren.

Zwei Hauptereignisse, herbeigeführt von dem natürlichen Gange der Zivilisation, und unterstützt in ihrer Wirksamkeit von einer Schaar wichtiger Begebenheiten, welche mit eben diesem Gange, mehr oder minder innig, in Verbindung standen, haben, nach und nach, diese Konstitution unwiederruflich zerstört, weil sie den gesellschaftlichen Zustand, dem sie entsprach, durch und durch verändert haben. Diese beiden Ereignisse sind die Befreiung der Gemeinen, und der Anbau der, von den Arabern in Europa eingeführten positiven Wissenschaften.

Die Betriebsamen, ursprünglich Sklaven, sind durch einen Aufwand von Fleiß, Geduld, Sparsamkeit und Erfindung dahin gelangt, daß sie das, von ihren Gebietern ihnen überlassene Pekulium vergrößert haben; die Militäre, um sich die von den Betriebsamen neu geschaffenen Genüsse zu verschaffen, haben in die Zurückgabe der freien Verfügung über ihre Personen und über das Produkt ihrer Arbeiten gewilligt.

Da diese Freilassung eine höhere Entwickelung der Betriebsamkeit in sich schloß: so hat sie seit dieser Zeit ununterbrochene und stets wachsende Fortschritte gemacht; und indem der Kreis der Bedürfnisse und des Genusses sich unaufhörlich erweitrrt hat, so ist daraus hervorgegangen,

daß, während die Betriebsamen durch ihre Arbeiten eine fast unübersehbare Masse neuen Eigenthums geschaffen haben, die Adeligen ihnen, nach und nach, immer größere Theile ihres beweglichen und unbeweglichen Eigenthums zu verkaufen verführt worden sind.

Vermöge der langsamen, aber anhaltenden Wirksamkeit dieser beiden bleibenden Ursachen, die nach einem und demselben Ziele hinstrebten, ist der Zustand des Eigenthums dergestalt verändert worden, daß die Masse der Betriebsamen, die Landbauer hinzugerechnet, heut zu Tage den bei weitem größten Theil der Reichthümer inne hat.

Diese Veränderung hat in der allgemeinen Richtung der Gesellschaft eine zweite nach sich gezogen.

So wie man sich durch die Betriebsamkeit bereichert hat, hat auch der Krieg an Wichtigkeit in offensiver Hinsicht verloren; und indem dieselbe Revolution bei allen westlichen Völkern Europa's eingetreten ist, ist selbst der Defensiv-Krieg immer unwichtiger geworden.

Daraus aber ist hervorgegangen, daß das Waffenhandwerk in der Gesellschaft nur noch eine sehr untergeordnete Rolle spielen kann.

Diese natürliche Wirkung ist mächtig unterstützt worden von der Erfindung des Schießpulvers, der wir es verdanken, daß die Erziehung zum Kriege aufgehört hat, eine Spezial-Erziehung zu seyn. Außerdem hat diese Erfindung die Militär-Macht in eine solche Abhängigkeit von der Betriebsamkeit gebracht, daß die militärischen Erfolge gerade den reichsten und aufgeklärtesten Nationen am meisten gesichert sind.

Dieser successive Anwuchs der Betriebsamkeit, und diese

ihm entsprechende Abnahme der Feudalität in staatsbürgerlicher Hinsicht, sind begleitet gewesen von einem stets wachsenden politischen Einfluß der betriebsamen Klasse auf Kosten der Feudal-Klasse.

Ihre Vorfahren, Sire, haben, in dieser wesentlichen Beziehung, den natürlichen Gang der Dinge mächtig unterstützt; und vermöge des anhaltenden Zusammenwirkens dieser beiden Ursachen, ist die politische Macht des Adels fast gänzlich zerstört, während seine staatsbürgerliche Kraft erloschen ist.

Beobachtet man nun die Gesellschaft in geistlicher Beziehung, so wird man finden, daß auch hierin eine eben so große Veränderung zu Stande gekommen ist.

Als die Beobachtungs-Wissenschaften von den Arabern in Europa eingeführt wurden, da beschäftigte sich Anfangs die Geistlichkeit mit dem Anbau derselben; allein sie gab diesen sehr bald auf, weil er nicht zu ihrem Wesen paßte, und die Beobachtungs-Wissenschaften geriethen in die Hände einer besonderen Klasse, welche von jetzt an ein neues Element in der Gesellschaft bildete.

Vermöge der unermeßlichen Fortschritte, welche die Wissenschaften seitdem gemacht haben, ist die Geistesüberlegenheit des Klerus, die früher das Fundament seiner geistlichen Macht bildete, gänzlich verschwunden. Indem sich die Köpfe nach und nach aufklärten, verlor sich die unbedingte Unterwerfung unter theologische Dogmen; und, um alles mit Einem Worte zu sagen, der politische Einfluß dieser Dogmen, ja, selbst ihr sittlicher Einfluß ist von dem Augenblick an in seiner Grundlage zerstört worden, wo jedem Einzelnen gestattet worden ist, sie einer Erörte-

rung zu unterwerfen, und sie, je nach seinen persönlichen Einsichten, anzunehmen oder zu entfernen.

In demselben Maße nun, wo die Meinungen der Geistlichkeit aufgehört haben vorherrschend zu seyn, haben die der Gelehrten über Gegenstände, die ihnen angehörten, zu gelten angefangen; sogar in Fällen, wo sie in offenen Widerspruch mit den erstern traten. Heutigen Tages sind die wissenschaftlichen Entscheidungen die einzigen, denen die Macht beiwohnt, über einen allgemeinen Glauben zu gebieten. Die theologischen Entscheidungen haben nur noch Einfluß auf die am wenigsten erleuchteten Klassen der Gesellschaft; und selbst dieser Einfluß ist schwach, und auf keine Weise demjenigen zu vergleichen, den die Meinung der Gelehrten, d. h. der Wissenschaftlich-Gebildeten, auf dieselben Klassen ausüben.

Dies ist eine Thatsache, die man beklagen kann, die man aber unbedingt anerkennen muß; es ist von der höchsten Wichtigkeit, sie nie aus dem Auge zu verlieren, wenn man sich nicht vollständig täuschen will über die Mittel und Wege, der Unordnung, worin sich die Gesellschaft befindet, abzuhelfen.

Das Vorhergehende ist eine summarische Auseinandersetzung der allgemeinsten Betrachtungen, welche das Ganze der politischen Hauptthatsachen seit sieben bis acht Jahrhunderten darbietet. Diese Auseinandersetzung kann treulich zusammengefaßt werden in der Darlegung folgender allgemeinen Thatsache:

„Die zeitlichen und geistlichen Kräfte der Gesellschaft sind in andere Hände gerathen. Die wahrhaft zeitliche Macht wohnt heut zu Tage in den Betriebsamen,

und die geistliche Macht in den Wissenschaftlich-Gebildeten. Diese beiden Klassen sind außerdem die einzigen, welche einen reellen und bleibenden Einfluß auf die Meinung und auf das Verhalten des Volks ausüben."

Gerade diese Fundamental-Veränderung ist die wahre Ursache der französischen Umwälzung gewesen. Diese große Krisis hat ihre Quelle nicht in der einen und der andern vereinzelten Thatsache gehabt, welche Wichtigkeit dieser auch übrigens eigen seyn mochte. In dem politischen System ist ein Zusammensturz erfolgt, weil der gesellschaftliche Zustand, dem die alte Konstitution entsprach, seine Beschaffenheit durch und durch verändert hatte. Eine bürgerliche und sittliche Umwälzung, die sich stufenweise seit mehr als sechs Jahrhunderten vollzog, hat eine politische Umwälzung erzeugt und nothwendig gemacht; nichts war der Natur der Dinge angemessener. Will man der französischen Umwälzung durchaus einen Ursprung anweisen: so muß man sie von dem Tage datiren, wo die Freilassung der Gemeinen und die Kultur der Beobachtungs-Wissenschaften im westlichen Europa ihren Anfang nahm.

Ehe und bevor ich aus dem Vorhergehenden die Folgerungen für das Verfahren ziehe, das, wie ich glaube, die Regierungen unserer Zeit zu dem ihrigen machen müssen, ist es nöthig, den bisher von der französischen Umwälzung befolgten Gang, und einige ihrer Haupt-Resultate ins Auge zu fassen. Obgleich der Fundamental-Zustand der Gesellschaft wesentlich so geblieben ist, wie ich ihn so eben geschildert habe, und wiewohl er sich nur hat vollständiger entwickeln können: so haben doch die Ereignisse

ihn mit rein zufälligen Elementen überladen, welche dahin wirken, daß sein wahrer Charakter verkannt wird.

Da die Fundamental-Ursache der französischen Umwälzung keine andere war, als eine Versetzung der zeitlichen und geistlichen Kräfte in andere Hände: so bestand das einzige Mittel, sie angemessen zu leiten, ganz unstreitig darin, daß man die vorwiegend gewordenen Kräfte in politische Thätigkeit setzte; und dies ist noch immer das einzige Mittel, sie zu beendigen. Man mußte demnach die Betriebsamen und die Wissenschaftlich-Gebildeten auffordern, ein politisches System zu bilden, das dem neuen Zustande der Gesellschaft entspricht. Dies, Sire, scheint ihr durchlauchtiger und unglücklicher Bruder gefühlt zu haben, als er dem dritten Stande eine doppelte Repräsentation in der Versammlung der Reichsstände bewilligte.

Die Umwälzung hatte demnach einen glücklichen Anfang genommen. Warum aber ist sie, unmittelbar darauf, in eine falsche Bahn geführt worden? Dieser Punkt bedarf einer Aufklärung, und um diese zu geben, ist es nöthig, die Sache ein wenig tiefer zu erforschen.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß er ohne Vermittelung nicht von irgend einer Lehre zu einer andern übergehen kann. Dies Gesetz nun findet seine Anwendung noch weit triftiger bei den verschiedenen politischen Systemen, durch welche der natürliche Gang der Zivilisation das menschliche Geschlecht zu gehen zwingt. Dieselbe Nothwendigkeit also, welche in der Betriebsamkeit das Element einer neuen zeitlichen Gewalt hervorgerufen hat, um die Militär-Gewalt zu ersetzen, so wie in den positiven Wissenschaften das Element einer neuen geistlichen Gewalt,

berufen, die Nachfolgerin der theologischen zu werden — diese Nothwendigkeit, sage ich, mußte zu einer Zeit, wo die Veränderung in dem Zustande der Gesellschaft noch nicht fühlbar geworden war, eine zeitliche und eine geistliche Gewalt mittlerer Beschaffenheit, d. h. zwitterartig und vorübergehend, hervorbringen, deren einzige Bestimmung darauf hinging, den Uebergang von dem einen gesellschaftlichen System zu dem andern zu bewirken.

Um von dem Militär-Prinzip zum Betriebsamkeits-Prinzip zu gelangen, mußte sich ein vermittelndes Prinzip bilden, das, indem es den Supremat des erstern anerkannte, gleichwohl die Wirksamkeit der Stärke an Schranken und Regeln band, welche im Vortheil der Betriebsamen geschöpft waren.

Auf gleiche Weise hat sich, um den Uebergang von der theologischen (auf die Offenbarung gegründeten) Gewalt zu der wissenschaftlichen (auf den Beweis gegründeten) Gewalt zu finden, eine vermittelnde Gewalt feststellen müssen, die, indem sie den Supremat gewisser Fundamental-Glaubenslehren anerkannte, das Recht der Prüfung solchen Artikeln zuwendete, welche für abgeleitet galten.

Das bloße Nachdenken würde diese beiden Hauptthatsachen vermuthen lassen, wenn die Geschichte uns nicht damit bekannt gemacht hätte.

Nun zeigt uns aber die Geschichte, daß diese beiden vermittelnden Klassen wirklich da gewesen sind: für das Zeitliche, die der Legisten; für das Geistliche, die der Metaphysiker *).

---

*) In England und in Deutschland ist dieser Uebergang auf eine unverkennbare Weise im Geistlichen bewirkt worden. In Frank-

Die Legisten, welche in ihrem Ursprunge nur die Agenten der Militärs waren, haben sehr bald eine besondere Klasse gebildet: eine Klasse, welche die Feudal-Einwirkung durch die Einführung der Jurisprudenz modifizirte, die in sich selbst nichts weiter war, als ein System von Schranken, welche der Gewalt entgegengestellt wurden.

Auf gleiche Weise haben die Metaphysiker, nach ihrem ersten Austritt aus dem Schooße der Theologie, ohne daß sie jemals aufgehört haben, ihre Raisonnements auf eine religiöse Grundlage zu stützen, den theologischen Einfluß durch die Einführung eines Rechts der Prüfung in Dingen des Dogma und der Moral, modifizirt.

Ihre Wirksamkeit, welche mit der Kirchen-Reform des sechzehnten Jahrhunderts ihren Hauptanfang genommen hatte, fand ihr Ziel im abgewichenen Jahrhundert durch die Proklamation des Prinzips der unbegränzten Gewissensfreiheit.

Aus diesem nothwendigen Zustande der Dinge geht hervor, daß, in den zwei bis drei letzten Jahrhunderten, die Legisten und die Metaphysiker fast ausschließend die politische Bühne eingenommen, und daß die Gemeinen sich nach und nach gewöhnt haben, in ihnen die gebornen Vertheidiger ihrer allgemeinen Angelegenheiten zu sehen.

Da sie das, von dem natürlichen Gange der Zivilisation ihnen auferlegte Tagewerk mit Erfolg vollbrachten: so glaubten die Gemeinen, indem sie das, was nur bezüg-

---

reich haben die Schriftsteller (gens de lettres) diese Rolle gespielt. Da jedoch alle ihre Prinzipe metaphysisch waren, so habe ich geglaubt, die Benennung der Metaphysiker annehmen zu müssen, als zugleich allgemeiner und charakteristischer.

liche Wahrheit hatte, auf eine unbedingte Weise auffaßten, bei ihren Eintritt in die Reichsstände des Jahres 1789, nichts besseres thun zu können, als den Legisten und Metaphysikern die Sache der Betriebsamkeit anzuvertrauen.

Dieses Hauptversehen der Gemeinen, das mit ihrer politischen Unwissenheit in der engsten Verbindung stand, ist die vorzüglichste Ursache der falschen Richtung geworden, welche die Umwälzung von ihrem Ursprunge an genommen hat.

Die Gemeinen hätten sich klar machen sollen, daß der Uebergang, wo nicht beendigt, doch hinlänglich vorgerückt war, daß folglich die Rolle der Legisten und der Metaphysiker, zum wenigsten als Hauptrolle geschlossen war. Sie hätten erwägen sollen, daß, weil der eigenthümliche Gegenstand der Umwälzung die Bildung eines neuen politischen Systemes war, die Legisten und Metaphysiker, deren sämmtliche Arbeiten auf das Ersinnen von Modifikationen hinausliefen, eben hierdurch unfähig waren, dieser Umwälzung eine gesunde Richtung zu geben. Sie hätten auf den Gedanken gerathen sollen, daß die Wissenschaftlich-Gebildeten und die gewandtesten Betriebsamen allein das Geschick hätten, dies große Werk zu Ende zu führen. Mit Einem Worte: sie hätten ihre Rathgeber aus ihrem Schooße hernehmen sollen.

Zur Bildung des neuen politischen Systems auf diese Weise berufen, haben die Legisten und Metaphysiker nichts weiter vermocht, als ihren Gewohnheiten zu folgen, und hiernach haben sie sich einzig damit beschäftigt, ein ausgedehntes System von Gewährleistungen für die Regierten und von Schranken für die Regierer ins Leben zu rufen,

ohne im Mindesten gewahr zu werden, daß die Kräfte, gegen welche sie sich noch immer verwahren wollten, fast erloschen waren.

So oft sie weiter gehen wollten, geriethen sie in die Region, wo sich die Frage von der unbedingt besten Regierung darstellt, und immer geleitet von ihren Gewohnheiten, haben sie dieselbe, wie eine Frage der Jurisprudenz und der Metaphysik behandelt. Denn, in der That, die Theorie von den Rechten des Menschen, welche die Grundlage aller ihrer Arbeiten in der allgemeinen Politik gewesen ist, ist in sich nichts weiter, als die Anwendung der hohen Metaphysik auf die hohe Jurisprudenz.

Jene absurden Ideen, welche diese Methode erzeugt hat, hier zurückzurufen, würde eben so unnütz seyn, als an die beklagenswerthen Folgen zurückzuerinnern, welche daraus entsprungen sind. Unstreitig war das von den Legisten und Metaphysikern befolgte Verfahren schlecht: allein es würde sehr unphilosophisch seyn, ihnen daraus einen Vorwurf machen zu wollen; denn gab es für sie ein anderes? und bestand das Radikal-Gebrechen ihrer Methode nicht darin, daß sie sich mit keiner Anwendung auf die Fragen vertrug, deren Behandlung ihnen übertragen war?

Der ganze Mißgriff war also in letzter Auflösung das Werk der Gemeinen, welche ihre Repräsentanten in solchen Klassen gewählt hatten, aus welchen sie dieselben nicht hätten nehmen sollen. Alle große Unfälle unserer Revolution würden vermieden worden seyn, wenn die Betriebsamen, der edlen Aufforderung der königlichen Autorität entsprechend, ihre Häupter in ihrem eigenen Schooße gewählt hätten. Der gesunde Menschenverstand giebt weit bessere

Richtungen, als falsche Einsichten. Hätten die Gemeinen ihre Angelegenheiten selbst verhandelt, so würden sie sich nicht metaphysischer Erörterungen über die Rechte des Menschen hingegeben haben; sie hätten sich darauf beschränkt, ihrer eigenen politischen Erfahrung zu folgen. Wie sie ehemals ihre Freiheit erkauft hatten, so würden sie die Militäre auch für denjenigen Theil der politischen Rechte entschädigt haben, der noch auf sie drückte. Die Abschaffung der Feudalität, anstatt das Werk der Gewalt zu seyn, würde die Gestalt eines friedlichen Abkommens angenommen haben, und die Umwälzung hätte von ihrem Ursprunge an den Charakter einer verständigen Reform gewonnen.

Sie würde noch obendrein bald beendigt gewesen seyn; denn die Gemeinen, genau wissend, was sich für sie paßte, und nur positiven Ideen folgend, wären geradeweges in die Bahn des neuen Systemes eingeschritten, und dieses hätte sich sodann, dem gewöhnlichen Laufe der Dinge gemäß, allmählig und nach Maßgabe der zunehmenden Aufklärung gebildet.

Sire, wenn ich geglaubt habe, bei dieser Erklärung verweilen zu müssen, so ist es aus keinem andern Grunde geschehen, als weil der von den Gemeinen im Beginn der Revolution begangene Fehler noch immer das Haupthinderniß für die Feststellung einer solchen Ordnung der Dinge ist, die den Interessen des Königthums und der Gemeinen entspricht.

Tief bin ich davon überzeugt, daß Ew. Majestät Ihrer Dynastie keinen wesentlicheren Dienst erweisen können, als wenn Sie Ihren ganzen Einfluß dazu anwenden, die politische Schwerkraft der Betriebsamen, so wie die Hart-

näckigkeit zu überwinden, womit diese Klasse die Leitung ihrer allgemeinen Angelegenheiten noch immer den Legisten und Metaphysikern anvertraut. Im Uebrigen ist die Beobachtung, auf welche diese Meinung sich gründet, nicht bloß zuverlässig in Beziehung auf die Gemeinen; sie ist es, und zwar aus denselben Gründen, eben so sehr in Beziehung auf die königliche Gewalt.

Wenn, in dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft, die Legisten und Metaphysiker nicht das Geschick haben, die allgemeinen Angelegenheiten der Gemeinen zu leiten, so fehlt ihnen, eben dadurch, auch das Geschick, Rathgeber für das Königthum zu seyn. Ich beschränke mich hier darauf, diese Bemerkung zu machen; sie wird sich am Schlusse dieser Untersuchung von selbst aufdrängen.

Nachdem ich die Richtung, welche die Umwälzung genommen, erklärt habe, gehe ich über zur Beobachtung der vornehmsten Ergebnisse, die sie bis zur Restauration hervorgebracht hat.

Diejenigen, welche in den gegenwärtigen Betrachtungen am meisten berücksichtigt werden müssen, sind, in Beziehung auf das Zeitliche: die Abschaffung der Feudal-Vorrechte; der Verkauf der Güter, sowohl des Adels als der Kirche; die Entstehung einer neuen Feudalität. In Beziehung auf das Geistliche stellt sich, als Ergebniß, die feierliche Proklamation des Prinzips der Gewissensfreiheit oben an.

Die von Ew. Majestät bewilligte Charte hat in der Folge diese Ergebnisse geheiligt.

Der Verkauf der Güter des Adels und der Geistlichkeit ist ein Akt der Gewalt, ganz außerhalb des natürlichen

Laufs

Laufs der Dinge; und die Bildung einer neuen Feudalität war das Resultat der falschen Richtung, welche die Umwälzung von ihrem Ursprunge an genommen hatte. Die Abschaffung der alten Feudalität hingegen, so wie auch die Einführung der kirchlichen Freiheit, haben keineswegs diesen zufälligen Charakter. Diese beiden Wirkungen sind die nothwendige Folge des Ganges der Gesellschaft in allen früheren Jahrhunderten, seit der Freilassung der Gemeinen und der Einführung der positiven Wissenschaften in Europa durch die Araber.

Man kann sie nur anschauen, als die natürliche Vollendung des Verfalls der alten gesellschaftlichen Ordnung, der sich bis dahin stufenweise vollzogen hatte.

Es ist nicht selten bemerkt worden, daß die Durchführung eines großen Unternehmens, welcher Art dieses auch seyn mochte, fast immer in seiner Totalität demjenigen zugeschrieben worden ist, der die letzte Hand an's Werk gelegt hat, auch wenn er nur den kleinsten Theil dazu beigetragen hatte. Aus demselben Beweggrunde beziehen oberflächliche Geister den Zusammensturz des alten gesellschaftlichen Systems auf die französische Umwälzung. Gleichwohl könnte das einfachste Nachdenken vor einem so handgreiflichen Irrthum bewahren, der nichts desto weniger die Quelle sehr vieler albernen Urtheile gewesen ist, sowohl auf Seiten der Bewunderer der Umwälzung, als auf Seiten ihrer Verläumder. Man brauchte sich nur zu fragen, durch welches Wunder ein Gebäude, dessen Aufführung eine mehr als sechs Jahrhunderte lange Anstrengung gekostet hatte, in einem Augenblicke habe zerstört werden können, wenn man von der anderen Seite zugiebt, daß es

ohne Abänderung sieben bis acht Jahrhunderte bestanden habe.

Die, von der konstituirenden Versammlung zu Stande gebrachte Abschaffung der Feudalität war nichts weiter, als die Unterdrückung eines Ueberrestes politischer Autorität, den der Adel bis dahin bewahrt hatte, und der nur in einigen fast unbedeutenden Vorrechten bestand; zum wenigsten waren sie dies an und für sich, wie lästig sie auch für die Gemeinen seyn mochten. Seit Ludwig dem Dicken bis auf Ludwig den Elften, und von der Regierung dieses letztern an bis auf Ludwig den Vierzehnten, hat sich die Vernichtung der Feudalität wirklich vollzogen. Was die Umwälzung ihr entrissen hat, ist von gar keiner Erheblichkeit im Vergleich mit dem, was sie bis dahin eingebüßt hatte.

Dieselbe Bemerkung findet mit noch größerer Evidenz ihre Anwendung auf die geistliche Gewalt. Die Proklamation des Prinzips der Gewissensfreiheit, als welche alle theologische Autorität in ihrer Wurzel zerstört, ist nur der feierliche Ausdruck des Zustandes der Geister lange vor der Umwälzung gewesen. Dieser Zustand ging ganz unmittelbar hervor aus dem Gange der Zivilisation, seit der Epoche, wo die positiven Wissenschaften im westlichen Europa kultivirt wurden, besonders aber seit der Erfindung der Buchdruckerei und der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts. Dieser Gang der Dinge machte damals die Austilgung der theologischen Gewalt eben so nothwendig, als er ihre Feststellung unter Hildebrand unvermeidlich gemacht hatte vermöge des sittlichen Zustandes, worin sich die Gesellschaft in den vier bis fünf Jahrhunderten, die der Regierung dieses Papstes vorangingen, befunden hatte.

Die eigenthümlichen Wirkungen der Umwälzung stehen also, ihrer Wichtigkeit nach, in keinem Verhältniß zu der Idee, die man sich gemeinlich davon macht. Diese Epoche ist nichts weiter gewesen, als die letzte Periode des Verfalls des alten Gesellschafts-Systems: eines Verfalls, der seit fünf bis sechs Jahrhunderten fortgedauert hatte und damals fast vollendet war. Der Umsturz dieses Systems ist nicht die Wirkung, noch weit weniger aber der Gegenstand der Umwälzung gewesen; allein er ist, im Gegentheil, die wahre Ursache derselben geworden. Der reelle Zweck der Umwälzung, der, den der Gang der Zivilisation ihr zugeschrieben hatte, war die Bildung eines neuen politischen Systemes. Und gerade weil dieser Zweck noch nicht erreicht ist, kann die Umwälzung nicht als beendigt betrachtet werden.

Der Zustand der sittlichen und politischen Unordnung, worin Frankreich und die übrigen west-europäischen Staaten sich gegenwärtig befinden, hängt einzig daran, daß das alte gesellschaftliche System zerstört ist, ohne daß das neue sich bereits gebildet hat. Diese Krisis wird nicht eher weichen, und die Ordnung sich nicht eher auf festen Grundlagen einstellen, als bis die Organisation des neuen Systems begonnen und in voller Thätigkeit seyn wird. Gerade dies ist es, was eine gründliche Beobachtung des Zivilisations-Ganges, wenn sie mit der Befreiung der Gemeinen und mit der Einführung der positiven Wissenschaften in Europa anhebt und bis auf unsere Tage fortgesetzt wird, auf die einleuchtendste Weise darthut.

So war demnach der Stand der Dinge um die Zeit,

wo Ew. Majestät nach Frankreich zurückkamen; und dieser Stand hat sich seitdem nicht verändert.

In der Gesellschaft gab es zwei Arten von Kraft, die ganz entgegengesetzter Beschaffenheit waren.

Die eine, hinfällig, unvermögend, weit entfernt davon, als Stütze dienen zu können, war unfähig, sich noch länger durch sich selbst aufrecht zu erhalten; namentlich die alte Feudalität, mit welcher die Geistlichkeit gemeine Sache machte, so wie auch die neue Feudalität *).

Die andere Art hingegen, männlich und mächtig, machte im Zeitlichen wie im Geistlichen, die wahrhaft konstituirende Stärke aus; zu finden war sie bei den Betriebsamen einer=, und bei den Wissenschaftlich=Gebildeten und den Künstlern andererseits.

---

*) Ich trage kein Bedenken, die neue Feudalität, trotz ihrer Jugendlichkeit, zu den veralteten und hinfälligen Formen zu rechnen.

Es springt in der That in die Augen, daß, in dem gegenwärtigen Zustande der Zivilisation, die Bildung einer Feudalität, als dem Gange der Dinge entgegen, keine dauerhafte Wirkung hervorbringen kann. Bonaparte's Bemühungen, im neunzehnten Jahrhundert eine Militär=Feudalität nach dem Plane des Königs Chlodwig zu rekonstituiren, sind in zeitlicher Beziehung dasselbe, was, in geistlicher Beziehung die Bemühungen des Kaisers Julian waren, dem Heidenthum neue Kraft zu einer Zeit zu geben, wo die Verbreitung des Christenthums in vollem Gange war. Jene Bemühungen werden gleich wirkungslos bleiben.

Jedes naturwidrige Erzeugniß kann nur ein augenblickliches Dasein gewinnen. Ein solches war die römische Republik in Frankreich unter unseren Demagogen; und mit Bonaparte's Feudalität, die eine nicht minder zufällige Schöpfung war, wird es nicht besser geben. Diese Feudalität würde bereits durch sich selbst erloschen seyn, wenn das Königthum, anstatt ihrer zu schonen, sich sicherere Stützen in einer offenen und innigen Verbindung mit den Gemeinen erworben hätte.

Nach diesen Angaben stellte sich der Plan, nach welchem die Minister Ewr. Majestät hätten verfahren sollen, ganz von selbst dar. Er bestand darin, daß sie die Klassen, welche der Gang der Dinge zu einem politischen Tode verurtheilt hatte, ihrem Schicksal, mit Entschädigung der Individuen, überließen, und daß sie Kräfte in Bewegung brachten, die nun einmal vorwiegend geworden waren.

Was aber hat das Ministerium gethan?

Es hat die beiden Adelsklassen als Klassen behandelt, die das Königthum für sich gewinnen müsse, ohne für noch mehr zu sorgen, als wie man den königlichen Schutz zwischen beiden so abwägen wolle, daß keine von beiden sich für ausgeschlossen oder für vorgezogen halten könnte.

Dieser Plan war durch und durch fehlerhaft; und zwar aus zwei Hauptgründen. Der eine war, daß man dem Königthum Kräfte zur Stütze gab, welche keine relle Macht in sich schlossen, weil sie der königlichen Autorität ihre ganze künstliche Existenz verdankten, und folglich, weit davon entfernt, Stützen zu seyn, für den König nur Lasten und Beschwerden waren. Der andere Grund war, daß das Ministerium, indem es den Gemeinen die beiden Feudalitäten aufbürdete, nothwendig ein sehr lästiges Verwaltungs-System einführte, dessen Kosten unablässig zunehmen mußten, und das nur darauf abzweckte, der königlichen Gewalt die Abneigung der Gemeinen zuzuwenden.

Dieser Plan nahm demnach den wahren Freunden des Königthums Macht und Geld, um beides seinen wahren Feinden zuzuschanzen.

Jedweder Irrthum hat immer einen Beweggrund, welcher, in den meisten Fällen, weder in den schlechten

Absichten, noch selbst in der Unfähigkeit steckt, wohl aber in der mangelhaften Kenntniß der Thatsachen, die dem Raisonnement zum Grunde liegen sollten, oder auch in der schlechten Wahl dieser Thatsachen. So verhält es sich, glaube ich, mit der Ursache, welche die Minister Ewr. Majestät zu der Annahme eines so fehlerhaften Systems bewogen hat.

Vier thatsächliche Irrthümer scheinen mir das Prinzip ihrer theoretischen Irrthümer gewesen zu seyn.

Zuvörderst zweifle ich nicht daran, daß das Ministerium aufrichtig geglaubt hat, die beiden Adelsklassen seien vorwiegende Klassen im Staate, d. h. solche, welche die meiste politische Kraft hätten. Nichts war natürlicher, als diese Ueberredung, wie schlecht sie auch begründet seyn mochte. Nur ein gründliches Studium des Ganges der Zivilisation seit fünf bis sechs Jahrhunderten, hätte vor dieser politischen Täuschung bewahren können. Allein wie wenige Staatsmänner und Publizisten haben bisjetzt die Nothwendigkeit dieses Studiums empfunden! Und doch — wie will man ohne dasselbe den falschen Ansichten von dem wahren Zustande der Gesellschaft entgehen? Alles vereinigt sich in der Regel diesen Zustand zu verlarven: denn auf der einen Seite bilden die beiden Adelsklassen und ihre Klienten zwei sehr thätige Partheien, und in denselben finden sich, als Haupt-Agenten der einen und der andern, eingeschlossen fast sämmtliche Legisten, fast alle Diejenigen, welche heut zu Tage über öffentliche Angelegenheiten reden oder schreiben. Wie sollte dadurch für diese Partheieen nicht ein Blendwerk von Stärke entspringen?

Auf der andern Seite sind weder die Betriebsamen

noch selbst die Wissenschaftlich-Gebildeten in politischer Hinsicht organisirt; sie beweisen keine Thätigkeit für ihre allgemeine Angelegenheiten; sie beschäftigen sich damit nur dann, wenn sie allzu sehr getreten werden, und beklagen sich folglich, ohne jemals zur Quelle des Uebels aufzusteigen, um das Rettungsmittel zu entdecken. Sie haben keine glänzende und geräuschmachende Advokaten. Ihre Repräsentanten in den Kammern stehen in einer sehr kleinen Minorität und bilden daselbst keine abgesonderte Parthei. Mit diesen beiden allgemeinen Ursachen von Irrthümern ist es ganz unmöglich, sich nicht zu täuschen über die reelle Stärke der beiden Feudalitäten in Vergleich mit der Stärke der Gemeinen.

Hat man sich nicht gewöhnt, alle politischen Raisonnements auf die Reihe von Thatsachen zu gründen, welche den Gang der Zivilisation seit der Befreiung der Gemeinen bewahrheitet, so geräth man nothwendig in Irrthum.

Zweitens haben die Minister Ewr. Majestät, ohne allen Zweifel, geglaubt, den Einfluß der Geistlichkeit als eine sehr mächtige Stütze betrachten zu können. Und dies ist wiederum eine Täuschung, deren Ursache sich sehr leicht angeben läßt.

Die sittlichen Ideen sind bisher auf die Lehren der Geistlichkeit gegründet gewesen; die Wissenschaftlich-Gebildeten haben bisher sich nicht an die Aufstellung eines Systemes positiver Moral gewagt, welche, ohne die thatkräftige und wohlthätige Hülfe der hohen religiösen Glaubenslehren zu verwerfen, dennoch ganz unabhängig von denselben sei. Vermöge eines verworrenen Gefühls von diesem Zustande der Dinge, haben die stärksten Geister des abge-

wichenen Jahrhunderts, z. B. Montesquieu und Rousseau, mit Nachdruck jene blinde und unbesonnene Verwegenheit getadelt, womit gewisse Philosophen die religiösen Ideen, als Grundlagen der Moral, angegriffen und lächerlich gemacht haben.

Diese weise Stimmung ist gegenwärtig sehr allgemein geworden, zunächst unter den Wissenschaftlich-Gebildeten, sodann unter den Betriebsamen, weil die Erfahrung das Bedürfniß sittlicher Ideen, und folglich auch der Grundlagen für dieselben, immer fühlbarer gemacht hat.

Jener Ton des Leichtsinns und der Verspottung, welcher der Generation des abgewichenen Jahrhunderts so geläufig war, so oft es sich um kirchliche Glaubenslehren handelte, ist aus unsern Büchern und aus unsern gesellschaftlichen Zirkeln verschwunden; er wird jetzt allgemein gemißbilligt, und selbst an den Versammlungsörtern der Müssiggänger gilt er für geschmacklos. An seine Stelle ist ein allgemeines Gefühl der Achtung für religiöse Ideen getreten: ein Gefühl, das sich auf die Ueberzeugung von ihrer gegenwärtigen Nothwendigkeit gründet. Dies Gefühl kann man leicht für Gläubigkeit, oder doch wenigstens für eine Stimmung nehmen, welche die Wiedereinsetzung der Glaubenslehren in ihre alte Herrschaft gestatte; und dieser Fehlschluß wird um so weniger ausbleiben, wenn man nicht sehr aufmerksam beobachtet, und wenn man sich nicht vertraut gemacht hat mit dem Gange, welchem der menschliche Geist seit der Einführung der positiven Wissenschaften in Europa durch die Araber gefolgt ist.

Allein für Diejenigen, welche diesen Gang genauer kennen, ist es, trotz der Thatsache, die ich so eben zur

Sprache gebracht habe, durchaus nicht zweifelhaft, daß die Lehren der Geistlichkeit alle Kraft verloren haben, daß sie nicht länger eine Stütze für die königliche Macht seyn können, und daß sie der Moral nur deßhalb noch zur Grundlage dienen, weil diese bisher von den Wissenschaftlich-Gebildeten noch nicht auf ihre neue Grundlage festgestellt ist.

Nun aber ist dieser letzte Zustand der Dinge nothwendig vorübergehend; und sobald er verschwunden seyn wird, wird der Einfluß, den die Geistlichkeit gegenwärtig noch übt, für immer vernichtet seyn.

Drittens hat das Ministerium Ewr. Majestät wahrscheinlich geglaubt, der alte Adel sei dem Königthum sehr zugethan, und der neue werde es werden durch wiederholte Wohlthaten des Königs.

Ohne Zweifel hat es sich hinsichtlich vieler Männer achtbaren Charakters, die sich in der einen oder der andern Klasse befinden, und deren persönlicher Vortheil einerseits von der Verehrung, andererseits von der Erkenntlichkeit beherrscht wird, nicht geirrt. Allein so darf man nicht über die Massen urtheilen. Die Erfahrung hat hinlänglich bewiesen, daß der alte Adel, im Allgemeinen, die Wiederherstellung seiner Privilegien und seiner Reichthümer zum Ziel seiner Bestrebungen gemacht hatte; ja, wenn es möglich wäre, so wollte er jenes System zurückführen, worin der König nur Primus inter pares war. Kurz, er betrachtete den königlichen Schutz nur als das Mittel, diesen Zweck zu erreichen, dem er folglich seine Anhänglichkeit und selbst seinem Gehorsam unterordnete. Wie abgeschmackt er auch seyn möge, dieser Plan existirt deßhalb nicht weniger.

Was Bonaparte's Adel betrifft, so betrachtet er, im

Allgemeinen genommen, die Wohlthaten des Königs als Pflichten, die man ihm schuldig ist; die Konkurrenz des alten Adels ist ihm zuwider; Staatsämter erscheinen ihm als sein natürliches und rechtmäßiges Eigenthum, und den Besitz seiner Titel und seiner Reichthümer wird er nicht eher für gesichert halten, als bis ein König von seiner Mache den Thron eingenommen hat. Dies ist eine Thatsache, von welcher alle verständigen und unpartheischen Beobachter überzeugt sind, wenn man auch nicht laut darüber spricht.

Endlich fürchtet das Ministerium vielleicht, daß die Gemeinen dem Königthum im Allgemeinen, und dem Hause Bourbon im Besondern, nicht zugethan seien. Diese Furcht ist durchaus schimärisch. Die Betriebsamen und die Wissenschaftlich-Gebildeten fühlen sehr tief das Bedürfniß des Königthums, und zwar in den Händen der Bourbons, für die Erhaltung des Friedens und der Ordnung, deren betheiligste Freunde sie vermöge ihrer gesellschaftlichen Stellung sind. Sie lieben das Haus Bourbon; sie erinnern sich aller der Dienste, die es der Sache der Gemeinen seit deren Befreiung geleistet hat, und sie erwarten mit Vertrauen, daß es diese Sache nicht aufgeben werde. Sie verabscheuen den Despotismus Bonaparte's und seiner Anhänger, dessen ganze Schwere sie empfunden haben. Sie fühlen, daß die Willkühr sich verjüngt und Stärke gewinnt, wenn sie in neue Hände übergeht. Mit Einem Worte: sie sind die natürlichen Stützen des Throns Ewr. Majestät.

Sire, aus allem, was bisher bemerkt worden ist, folgt, daß der, von dem Ministerium Ewr. Majestät seit der Restauration verfolgte politische Plan nicht bloß in sich selbst

fehlerhaft ist, sondern daß auch keiner von den Beweggründen, die zur Annahme desselben bestimmen konnten, sich mit irgend einer Rechtfertigung verträgt. Das Ministerium muß demnach diesen Plan aufgeben, und alsdann bleibt nur die Wahl unter den beiden Mitteln:

„Sich eng mit einer von den beiden Adelsklassen zu verbünden, so daß die andere aufgeopfert wird; oder auch, sich offen mit den Gemeinen zu vereinigen, indem man beide Adelsklassen fahren läßt."

Ich glaube bewiesen zu haben, Sire, daß keine von den beiden Adelsklassen eine reelle Stütze für den Thron Ewr. Majestät seyn kann. Nicht minder ausgemacht ist in meinem Urtheil, daß der Wunsch der Gemeinen, die Revolution geschlossen zu sehen durch ein politisches System, das gegründet ist, einerseits auf die Betriebsamkeit, als zeitliches Element, andererseits auf die Beobachtungs-Wissenschaften, als neues geistliches Element, daß, sage ich, dieser Wunsch den Ausschlag geben wird über alle Hindernisse und Parthei-Bestrebungen, weil er das Endergebniß aller Fortschritte ist, welche die Zivilisation seit sechs Jahrhunderten, wofern man nicht sagen will, seit ihrem ersten Anfange, gemacht hat.

Um demnach einen Plan zu einem dauerhaften Verfahren zu wählen, kann man keinen Augenblick zweifelhaft seyn zwischen den beiden, die ich in Vorschlag gebracht habe; der erste könnte höchstens auf einen augenblicklichen Erfolg, der nur allzu bald vorübergehen würde, Anspruch machen, während sich ohne große Mühe beweisen läßt, daß ein offenes, so schnell als immer möglich in Thätigkeit gesetztes Bündniß mit den Gemeinen zugleich das einfachste, das

sicherste und das allerwirksamste Mittel ist, den Thron Ewr. Majestät auf den festesten Grundlagen zu sichern.

Dies zu begreifen, ist nichts weiter erforderlich, als eine Vergleichung dessen, was wahrscheinlich in den beiden Voraussetzungen, die ich einander gegenübergestellt habe, eintreten wird.

Stützen sich die Minister ausschließlich auf eine von den beiden Adelsklassen, und zwar so, daß sie ihrer Begehrlichkeit die Gemeinen aufopferten: so würde, wenn dies die alte Adelsklasse wäre, die neue, als in ihren Ansprüchen betrogen, aller Wahrscheinlichkeit nach, alle ihre Kräfte aufbieten, um den Thron Ewr. Majestät umzuwerfen; und dies würde ihr vielleicht um so besser gelingen, weil die Gemeinen, welche dies allein verhindern könnten, sich in dieser Voraussetzung wenig oder gar nicht widersetzen würden.

Nähme dagegen das Ministerium den neuen Adel zur ausschließenden Stütze, so ist höchst wahrscheinlich, daß er dies benutzen würde, um mit desto größerer Sicherheit gegen ihre erhabene Dynastie zu handeln.

Wie durchaus fehlerhaft nun auch das Schaukel-System in sich selbst seyn möge: so würde es doch ohne Zweifel der einen oder der andern dieser beiden Maßregeln vorzuziehen seyn.

Allein, wenn Ew. Majestät, die beiden Adelsklassen ihrem unvermeidlichen Schicksale überlassend, sich mit ihren treuen Gemeinen verbände: so würde die Stabilität Ihres Thrones für immer gesichert seyn, weil der bloß leidende Widerstand der Gemeinen, selbst den kleinsten Versuchen der beiden ohnmächtigen Adelsklassen zuvorkommen würde.

Freilich müßte Ew. Majestät sich darauf gefaßt machen

ihre Zivil=Liste, so wie auch die Gewalt Ihres Ministeriums und der Agenten desselben, vermindert zu sehen durch die Unterdrückung einer großen Anzahl von Ausgaben und Verrichtungen, die für die Gemeinen eben so unnütz als beschwerlich sind; mit Einem Worte: das Königthum würde den ganzen Ueberrest seines Feudal=Charakters verlieren, um den Kommunal=Charakter anzunehmen. Allein die Gewißheit, den Thron künftig mit voller Ruhe zu genießen, und ihn befreit von allen Kontestationen der Ehrgeizigen einer erhabenen Dynastie zu vermachen; der Ruhm, vermöge der Bildung eines neuen politischen Systems, der Gesetzgeber und ewige Wohlthäter nicht bloß Frankreichs, sondern auch aller zivilisirten Nationen geworden zu seyn: alle diese Beweggründe, sage ich, würden, in den Augen Ewr. Majestät, mehr als hinreichender Ersatz für eine Autoritäts=Verminderung seyn, welche immer nur verletzen kann, sofern sie bezüglich ist oder durch die Gewalt entrissen wird.

Ausserdem kommt es im Grunde gar nicht darauf an, eine ganz neue Bahn zu betreten; es kommt vielmehr darauf an, dem Gange zu folgen, den Ewr. Majestät Ahnherren wählten, als sie sich mit den Gemeinen verbündeten, vorzüglich aber den Wink zu ehren, den Ihr erhabener Bruder gab, als er die Gemeinen zu einer gedoppelten Repräsentation in den Reichsständen berief.

Sire!

Die beiden Adelsklassen zu unterdrücken, den Wahlkörper der Betriebsamen zusammenzusetzen und durch Preise die Arbeiten der Wissenschaftlich=Gebildeten auf politische Fundamental=Fragen hinleiten: dies würden unstreitig die

entscheidendsten Mittel seyn, einen unauflösbaren Bund mit den Gemeinen zu stiften.

Das größte, von Ewr. Majestät zu überwindende Hinderniß bei dieser Art des Verfahrens, das einzige sogar, würde die politische Apathie der Betriebsamen und das zu weit getriebene Mißtrauen seyn, das sie in ihre Einsichten und Fähigkeiten, die Politik betreffend, setzen, woraus denn ihr Vertrauen zu den Legisten und Metaphysikern entspringt. Doch die weise Beharrlichkeit Ewr. Majestät und die von Ihnen angestachelte Einwirkung der Wissenschaftlich-Gebildeten, würde diese Schwierigkeit bald überwinden. Mit dem gerechten Gefühl ihrer Würde und ihres politischen Werths, würde sich bei den Betriebsamen auch die Thätigkeit einstellen: das Einzige, das ihnen fehlt, um sich zu der Rolle zu erheben, welche der Gang der Zivilisation ihnen heut zu Tage gebieterisch vorschreibt.

Dies, Sire, sind die freimüthigen und loyalen Gedanken, welche der Wunsch, das Königthum in Ihrer erhabenen Dynastie befestigt zu sehen, eingegeben hat

Paris, den 18. Sept. 1821.

Ihrem

sehr treuen Unterthan
Heinrich Saint Simon.

Ueber den Wechselverkehr.

Der Wechselverkehr gehört zu den Elementen, welchen die höchste Beachtung zu einer Zeit gebührt, wo große Erscheinungen auf große Erscheinungen, wo Heldenthaten auf Heldenthaten mit solcher Schnelligkeit sich drängen, daß es an Erholung vom Erstaunen gebricht: zu einer Zeit, wo die Befreiung Amerika's und der Dardanellen, wo die Zerstörung der Seeräuberei und Barbarei mannigfaltiger Art, wo der Fall des Welt-Monopols und die Auflösung des Merkantil-Systems der Britten, wo freisinnige Institutionen und Handelsverträge zur höhern Entwickelung des Menschengeschlechts führen. Eine verstandlos-fromme, das eigene Interesse mit Füßen tretende Zwingherrschaft war über die reichsten Theile des Erdballs zum Vortheil eines dritten ausgeübt worden. Ohne die pyrenäischen Mißgriffe hätte die vormalige Handels-tirannei der Britten weder Dasein noch Nahrung gefunden. Der Untergang eines falschen Prinzips zieht dessen Verwandschaft nach sich. Schon beginnen die günstigen Wirkungen unserer Handelsverträge und des preußisch-süddeutschen Vereins sich zu offenbaren. Wer unternimmt es, die Größe des Aufschwungs zu ermessen, auf welchen sich zu erheben unsre Betriebsamkeit alle Fähigkeiten umfaßt, sobald ihr keine der Kräfte abgeht, welche dazu dienen? Von der Memel bis zu den Alpen giebt es für sie keine Schranken mehr, und die Rhederei — wird sie nicht eilen, alle Meere zu bedecken, von denen ihr nun keins mehr verschlossen ist? Wahrlich,

es ist an der Zeit, die schlummernden Kräfte aufzusuchen und in Bewegung zu setzen!

Unter den Triebfedern des Welthandels nimmt der Wechselverkehr eine ausgezeichnete Stelle ein. Eine vollständige Beleuchtung seines Wesens hier nicht beabsichtigend, beschränken wir uns darauf, den Unterschied zwischen dem freien und dem einseitigen Wechselverkehr, der Kürze wegen technisch ausgedrückt, ins Licht zu stellen. Damit man aber sogleich erfahre, wo hinaus wir eigentlich wollen, so geben wir das Bekenntniß vorweg, daß wir verlangen: Berlin solle, zum Vortheil der preußisch-süddeutschen Betriebsamkeit, von einem einseitigen zu einem freien Wechselplatze erhoben werden. Ueberall der Peinlichkeit aus dem Wege gehend, benutzen wir, mit Erlaubniß der Kritik, die sich darbietenden Zahlenbeweise zu freier Anwendung. Wir werden uns geschmeichelt fühlen, wenn der naive Leser uns allen Glauben an deren Unfehlbarkeit zutraut, und überlassen beliebige Modifikationen seinem Gutbefinden; entsagen aber vor Allem einer Polemik, die wir von wahrhaft sachverständigen Bedenken unterscheiden.

Man hat an die Welt entweder zu fordern, oder man ist ihr schuldig. Steht überall hin und her die Wahl offen, daß man trassiren oder sich remittiren, daß man remittiren oder auf sich trassiren lassen kann, dann befindet man sich im Genusse eines freien Wechselverkehrs mit allen Nationen, die sich desselben Vortheils zu erfreuen haben. Ja, man kann alsdann sogar weiter mittelst dritter, vierter Plätze spekuliren. Diese Freiheit der Wahl fällt aber weg und verwandelt sich in Einseitigkeit, wenn man seine Angelegenheiten nur durch Selbsttrassiren oder

Selbst-

Selbstremittiren abmachen kann. Dies der Unterschied zwischen freiem und einseitigem Wechselverkehr.

Die auf den Zentralpunkt angewiesenen Nebenplätze nehmen Theil an seiner Stellung. Alle, selbst die geringsten Orte Großbritanniens genießen die Vortheile des freien Wechselverkehrs: eine Bequemlichkeit nämlich, die nicht wenig zur Vermehrung des National-Reichthums beiträgt. London ist der Zentralpunkt, wo ihre Tratten auf die gangbaren Wechselplätze Käufer, und ihre Akzepte fremder Tratten, Zahlung finden. So Hamburg, Amsterdam ꝛc. für andere Nationen. Berlin aber nicht, wie groß immer sein und der gesammten Monarchie Weltverkehr sei! Nach Massen von Tratten auf, oder zahlbar in Berlin ist an den meisten Wechselplätzen auswärts kein Begehr, weil es an Bahnen zum praktischen Vertriebe ohne stehende Einbuße gebricht. Hier haben wir einen nur einseitigen Wechselplatz. Sobald er sich aber die völlige Wechselfreiheit erworben hat, möchte die Welt zuweilen einen Theil ihrer Bedürfnisse aus England in Tratten auf Berlin für nach Preußen bewirkte Waarensendungen bezahlen, und umgekehrt. Völlige Freiheit der Bewegung in den Gränzen der Billigkeit, ist das Lebens-Prinzip des Welthandels, und die Grundlage des preußisch-süddeutschen Vereins!

Ueber den praktischen Unterschied zwischen dem einseitigen und dem freien Wechselverkehr lassen sich viele Beispiele aufstellen. Uns genügt eins! Ein schlichtes Versprechen, durch Rimesse Zahlung leisten zu wollen, hat weniger Werth, als eine akzeptirte Verpflichtung; in dem einen Falle entstehen neue Handelsverbindungen

schwieriger, als in dem andern; in dem einen ist der Verkehr träger, in dem andern regsamer. Welches Rufes der Redlichkeit sich auch daheim Jemand zu erfreuen habe, auswärts damit, und so wie seinem Vermögenszustande, unbekannt, zaudert man mit der Erfüllung seines Verlangens viel länger, wenn er Rimesse verspricht, als wenn er durch Akzept verpflichtet werden kann. Ein Agent wird in diesem Falle beauftragt, das Konnoissement gegen den Akzept der Tratte zu 2 — 3 Monat dato auszutauschen. Ist, wie es so häufig geschieht, vor deren Verfall die Waare angelangt, dann kann schon aus dieser die Zahlung geleistet werden, und der Absender sowohl wie der Empfänger sind von vielerlei Gefahren befreit geblieben, die sich so leicht an das Versprechen und Leisten von Rimessen knüpfen. Die Größe eines Weltmarktes wird durch die Gegenseitigkeit des freien Wechselverkehrs bedingt, und ohne diesen Vortheil könnten gewisse Plätze ihre jetzige Bedeutsamkeit nicht behaupten. Bei der freien Gegenseitigkeit des Wechselverkehrs und der daraus folgenden Macht des Kredits, befähigt ein mäßiges Real-Vermögen zu großen Unternehmungen: geringere Prozente des Gewinns genügen und die Nation verzehrt wohlfeiler die Früchte des Auslandes. Immer aber theurer, wenn deren Anschaffung nur auf dem Wege des einseitigen Verkehrs bewirkt werden kann. Hierzu wird ein größeres, obenein baares Vermögen erfordert. Geringere Konkurrenz im Angebot und eine monopolisirende Zünftelei sind die natürlichen Folgen.

Doch, nehmen wir, zur näheren Veranschaulichung durch Zahlenbeweise, aus der Börsenhalle den Durchschnitt

der Zweimonat-Kurse von Hamburg auf London, und umgekehrt in den 17 Posttagen der Monate Januar und Februar d. J. hinsichtlich einer Waarenunternehmung von 1700 Pf. St. zum Vorbilde, um mit der darauf stehenden Differenz bekannt zu werden. Remittirt der Hamburger bei der Bestellung, so muß er gleichzeitig zahlen und noch 1 Prozent Diskonto in England tragen; läßt er aber sich beziehen, dann ist sein Kommissionär sofort abgefunden, er selbst hat erst nun zwei Monate für Geld zu sorgen und erspart das zweite Prozent Zinse. Hieraus ergiebt sich nun folgender Unterschied:

die Tratte kostet	mℬ	23,975
ab, Zinsersparniß = 2 Prozent . .		480
	mℬ	23,495
die Rimesse würde gekostet haben .		23,450
Differenz, = ein fünftel Prozent .	mℬ	45

Auf den ersten Anblick scheint dieses Resultat aus 34 Kursen der aufgefaßten Ansicht ungünstig zu seyn. Dem ist aber nicht also. Von dem Remittiren unzertrennlich ist die Nothwendigkeit des sofortigen baaren Besitzes, und jene der Verantwortlichkeit mit einem zweiten Kapitale. Welcher Waarenhändler kauft beide, wenn es zu billigem Preise geschehen kann, nicht gern ab? Uebrigens, gleichviel, auf welchem Wege Zahlung geleistet worden: eine Waarenbestellung darf als eine verfehlte Spekulation betrachtet werden, wenn sie nicht mehr einbringt als — ein Fünftel Prozent. Ein angemessen größerer Ertrag aber spornt zu größeren Wiederholungen auf dem bequemeren Wege an.

Für die National-Wirthschaft, in sofern sie ausländ-

dische Produkte bezieht, wäre also schon ein günstiges Resultat aus dem freien Wechselverkehr aufgefunden. Ob 15 bis 20 Millionen Thaler als Vorschuß beschafft, vertreten und auf gut Glück der Fremde anvertraut werden müssen; oder ob sie erst nach 2 bis 3 Monaten, jedenfalls erst nach Empfang des Konnoissements, und häufig erst aus der bezogenen Waare selbst getilgt werden können: — diese Frage bedarf keiner Antwort.

Wie groß aber auch das schon aufgefundene Resultat sei, so ist doch dieses ungleich weniger der Hebel, welcher uns in Bewegung setzt, als vielmehr ein anderer, unbedenklich viel größerer Vortheil, der nur durch das Mittel des freien Wechselverkehrs, als Zweig der großen Macht „Kredit,“ gewonnen werden kann. Wie solches bewirkt werden, und Berlin dazu als Brücke dienen solle, dies zu entwickeln, ist nun die Aufgabe.

Nirgend auf der Erde ist, in Betref von Erleichterung der Betriebsamkeit, das Kreditwesen höher ausgebildet, als da, wo englische Sitte vorherrschend ist, und viele Hundert Privat-Banken sind die Grundpfeiler. Befindet sich ein nordamerikanischer Pflanzer in Geldnoth, und ist er im Punkte des Vertrauens mit seinen Handels-Agenten einig, dann läßt er auf den künftigen Ernteüberschuß von diesen eine Tratte zu 2 bis 3 Monat akzeptiren, und beim Banker diskontiren. Dem Bedürfnisse ist also ohne besondere Umstände oder Kosten augenblicklich abgeholfen. Beim Verfall der Tratte, weiß der erste Akzeptant eben so einen zweiten, dieser später einen dritten, und sofort vierten, fünften ꝛc. Akzeptanten, und dabei stets Bankers als Diskontirer zu finden, bis der ursprüngliche Ernteüberschuß, nach-

dem er durch die Hände der Agenten, Spekulanten und Fabrikanten gegangen, endlich irgendwo als Waare an den Konsumenten gelangt. Hier leistet offenbar der Kredit mehr für Erleichterung der Zirkulation, als das Real-Vermögen; und obgleich die hauptsächlichsten Träger des ersteren in den Banken gesucht werden müssen, so beruht dennoch deren wesentliche Kraft abermals auf dem Kredit, indem ihnen einerseits Privat-Kapitale zur Benutzung anvertraut werden, andererseits aber alle Welt sich ihrer Noten als Zahlungsmittel bedient. Abgesehen vom eigenen und vom erborgten Realvermögen der Banken, wieviel, und wie wohlfeil läßt sich nicht aus einem fingirten Fond von 40 Millionen Pf. St. zirkulirender Banknoten = 280 Millionen Thaler diskontiren! Aber die Masse der Antizipationen auf noch nicht vorhandene, sondern noch erst zu erwartende Konsignationen, ist in dem gesammten englischen Sittengebiet unermeßlich größer. Sie ist die eigentliche Mutter der später so oft nothwendig werdenden Verschleuderungen.

Daß Mißbräuche nur gar zu häufig vorkommen, bedarf hier weniger einer Erklärung, als die Art und Weise, wie anderwärts davon durch das Mittel des freien Wechselverkehrs Nutzen gezogen wird. Doch stellen wir zuvor den durchschnittlichen Geldwerth und Steuerbetrag einiger ausländischen Artikel fest, welche, nach Ferber, in den vier Jahren 1825 — 1828 in Preußen verbraucht worden. Wir werden dieser Dinge allmählig bedürfen.

	Zentner.	Marktpreis. Rthlr.	Geldwerth. Millionen Thaler.	Steuersatz. Rthlr.	Steuerbetrag. Millionen Thaler.
Twist	344,000	50	17	1 — 2	$\frac{1}{2}$
Kaffe, Zucker, Sirup	2,500,000	16	40	5	$12\frac{1}{2}$
	2,844,000		57		13

Weiter!

Begünstigt durch allzuleichten Kredit, bildet sich gar bald in dem englischen Sittengebiet ein Spekulationsschwindel, der sinkende Konjunkturen zu übertragen um so weniger fähig ist, als zureichend anderweitiges Realvermögen fehlt. Naht eine solche Krisis, dann kommt es vor Allem auf Rettung des zarten Kleinods Kredit an. Da aber gerade zu einer solchen Zeit das Angebot den Begehr übersteigt, und also den Marktpreis drückt: so kann die lästige Waare nur mit bedeutender Einbusse rasch losgeschlagen werden, was in der nächsten Umgebung nicht geschehen darf, weil sonst der wurmstichige Zustand augenblicklich entdeckt wird, und — aus ist es mit dem Kredit! Die Verlegenheit möglichst zu verbergen, werden die Güter nach dem Auslande geschickt, d. i. sie werden dahin konsignirt, wo, durch den freien Wechselverkehr, Antizipationen zu finden sind. Gewöhnlich aber ist mit dieser Erleichterung die Bedingung vergesellschaftet, daß die Befugniß zum Verkauf der Waare unbeschränkt sei; und so kommt es leicht, daß dem Konsigniren ein Verlust von 25 bis 40 Prozent folgt, der daheim kaum 10 Prozent erreicht haben möchte. Gleichviel, wenn nur durch das Opfer der heimische Kredit behauptet worden.

Aus dieser Art des Verlangens, Verlegenheiten zu verbergen, wird die auffallende Erscheinung erklärlich, daß man an den Weltmärkten des europäischen Kontinents zuweilen transatlantische Ur- oder brittische Manufaktur-Erzeugnisse beiweitem billiger kauft, als in London selbst. Die Neigung zum Konsigniren ist aber mehr und mehr, auch ohne dringende Noth, so rege geworden, daß man

unter andern sogar eine Ladung Bettwärmer und Schlittschuhe aus England nach Brasilien hat wandern sehn. Abgesehen von solchen Mißgriffen, ist es unverkennbar, daß die fortschreitende Zivilisation eine Umwälzung im Handelsverkehr erzeugt hat, wovon vor einem halben Jahrhundert die Ahnung fehlte. Darum auch sind die Ansichten jener Zeit nach den Erscheinungen unserer Tage zu modifiziren. In dem Handelsverkehr des vorigen Jahrhunderts war der Begehr dem Angebot vorherrschend, d. i. es wurde mehr kommittirt als konsignirt; nun aber hat sich das Blatt in die umgekehrte Richtung gewendet, was einen Unterschied, nicht allein im Marktwerthe, sondern auch im Aneignen gewisser Unkosten mit sich bringt. Z. B. beim Kommittiren ist es außer Zweifel, daß dem Kommissionär für Provision und allerlei Ansätze wenigstens 3 Prozent bewilligt werden müssen; bei Konsignationen aber fallen sie nicht allein weg, sondern es kommt noch eben so viel an solchen Gebühren und außerdem 2 — 3 Prozent für Delkredern in Abzug — Differenz = 8 — 9 Prozent zwar nicht überall, wohl aber in so manchen Fällen von der erheblichsten Bedeutsamkeit. Wenden wir uns aus Willkühr, in Ermangelung eines sichern Maßstabes, nur die Hälfte dieser Ermittelung lediglich auf den bereits nachgewiesenen Theil einer Einfuhr von 57 Millionen Thalern an (und gerade in den tropischen Produkten kommen Konsignationen in Massen vor, der Ueberfluthungen von Manufakten nicht zu gedenken): so treffen wir schon auf eine National-Ersparniß von mehr als zwei Millionen Thalern. Von welchem Belange in der Wirklichkeit an der Gesammt-Importation erspart werden könne, dies

zu ermessen, bleibe dem Gutfinden eines Jeden anheimgestellt.

Wir fahren in unseren Betrachtungen fort! Unbedenklich richtet die konsignationslustige Welt ihre Waarensendungen vorzugsweise dahin, wo bei gleich großer, überall zu realisirender Antizipation, bessere Preise als anderwärts zu holen sind; eventuell also nach den großen Stromgebieten von Köln, Magdeburg, Berlin, Stettin, Danzig, Königsberg rc. wenn die Tratten auf diese Plätze, zahlbar Berlin, an den Weltbörsen willige Käufer finden. Alsdann erst (die Individuen, wohl aber nicht die Größe der nothwendigen Verkäufe, läßt das englische Kreditsystem aussterben) können sich in unserer Mitte Stapelplätze für die Natur- und Industrie-Erzeugnisse bilden, nach denen die Hinterländer nicht weniger als wir selbst begehren. Und sie begehren darnach, wie die Messen von Frankfurt, Leipzig rc. beweisen. Was man auch immer von dem Sperrsystem Polens und Rußlands sagen wolle, sie müssen darnach begehren, wie sich sogleich auf einfache Weise zeigen läßt.

Wem wird es wohl einfallen, glauben zu wollen, daß Polen dem Auslande ein alljährliches Geschenk machen werde von vielleicht 12 Millionen Thalern in ausgeführten Urprodukten? Traut man ihm eine solche Freigebigkeit, wie billig, nicht zu, dann ist die einfache Folge, daß es eben so viel vom Auslande kauft, und zwar da, wo es den bequemsten Markt findet. Warum bezahlt man in Polen preußische Kassenanweisungen mit Aufgeld? — eine Thatsache, welche die warschauer Kursberichte und zuweilen die öffentlichen Blätter bekunden; und woher diese im Völker-

verkehr auffallende Erscheinung? Der Pole findet nicht in genugsamer Menge und Wohlfeilheit auf den Ostseemärkten seinen Bedarf an Artikeln aus der Fremde, und ist also in dem Falle, das dort für seine Urprodukte erhobene Geld zurückschleppen zu müssen durch sein Vaterland nach den Messen von Leipzig, Hamburg ꝛc. (Hamburg? die durch Konsignationen mit Allem reichlich versehenen Magazine Hamburgs bieten eine immerwährende Messe dar!). Wie gern möchten die Ostländer der Mühe dieses kostspieligen, von leichter Wasserverbindung entblößten Umweges überhoben seyn; und um wie viel leichter möchte nicht aus den ostseeischen Magazinen, wenn gut versorgt, so Manches, trotz des Sperrsystems, seinen Abzugskanal zu finden wissen! Wer irgendwo seine Hauptbedürfnisse anschafft, nimmt, so viel die Gelegenheit darbietet, hundert Kleinigkeiten mit, also auch Dinge des örtlichen Kunstfleißes, die ohne dies verschmäht geblieben wären. Noch mehr! Die durch den freien Wechselverkehr stets mit wohlfeileren Produkten aller Art reichlich angefüllten Magazine können nicht verfehlen, ein falsches Prinzip so lange zu untergraben, bis die Wahrheit im Tauschverkehr den Sieg davon trägt, daß, wer viel nimmt, auch viel los wird! Ein Interesse, das sein Leben nur durch Steuerschutz zu fristen vermag, vegetirt auf Kosten der Wohlfahrt aller andern. Mehr an das Ausland verkaufen würden: die Grundeigenthümer der Ostländer ohne Industrie-Monopol; die brittische Industrie ohne Kornbill, und die gesammte Betriebsamkeit Frankreichs ohne die unbegreifliche Beharrlichkeit beim Merkantil-System.

Die geringfügig scheinenden, bereits erwähnten Ab-

fälle vom Kommissions- und Zwischenhandel sind von jeher ein wichtiger Beitrag zum Reichthum der Nationen gewesen, welche sich eine solche Betriebsamkeit anzueignen verstanden. Sie sind, wie die Reichthümer der Phönizier, Karthager, Griechen, italiänischen und hanseatischen Republiken, Holländer, Britten u. s. w. beweisen, ein sicherer, dem eigenen National-Vermögen von der Fremde zufließender Tribut. Nach Ferber, S. 162, sind in den schon bezeichneten vier Jahren, wir sagen nicht konsignirt, sondern transitirt worden 1,670,000 Zentner Zucker, deren Werth wir = 33 Millionen Thaler schätzen dürfen; wie hoch aber ist der Werth aller durchgeführten Güter zu veranschlagen, die nach dem europäischen Kontinente theilweise konsignirt worden? Sollte den künftigen preußischen Akzeptmännern alle Gewandheit abgehen, in diesem Verkehr mehr mitwirksam zu seyn, wie ein schlichter Spediteur? —

Aehnlich — wir erlauben uns abermals eine kleine, dem Gegenstande jedoch ebenfalls nicht allzu fremde Abschweifung — ist der Tribut, welchen in neuerer Zeit, mehr als früher, die Hauptstädte den Provinzen abnehmen: ein Umstand, woraus die Ungleichheit an wachsendem Reichthum erklärlich wird. Abgesehen von der Zirkulation, welche die Gegenwart des Hofes und der hohen Dikasterien mit sich bringt, macht sich eine unermeßlich schöne Sammlung aus den Viertel, Achtel, Zwölftel Prozentchen, die aus den mannigfaltigsten Operationen in eine Masse von 2 bis 300 Millionen Thalern öffentlicher Schulden aller Art, und 12 — 15 Millionen jährlicher Zinsen abfallen: denn, wer sich in der Provinz dieser Dinge eine große Summe

unverzüglich an- oder losschaffen will, muß sich in der Regel an den Zentralpunkt wenden, weil er daheim seinen Zweck selten so rasch erreichen kann. Der verlangte freie Wechselverkehr kann nicht verfehlen, solche Prozentchen zu mehren, und zwar nicht anders, als zum allgemeinen Vortheil. Großartiger werden die Verbindungen zwischen Residenz, Provinzen und Stapelplätzen, verlassen die Jagd nach falscher Glücksreiterei auf schwindelhaften Finanz-Operationen des Auslandes; nachhaltiger ausgebildet der heimische Kredit, vermindert der sogenannte Geldmangel; nicht länger wird der Industrie-mancher Provinzen die Hülfe entstehen, die sie jetzt nicht zu finden weiß, und leichter gehoben wird das Mißverhältniß zwischen technischer und bäuerlicher Betriebsamkeit! Woher sollen zur Erreichung der letztern Zwecke die Kapitale kommen? Aus den Quellen, die bisjetzt mittelst Darlehne beigetragen haben zu den 20 bis 30 Millionen Thalern Vorschüsse an das Ausland für Natur-, Kunst- und Finanz-Produkte!

„Ei, in Wahrheit! wäre das Ding wirklich so wunderschön, schon längst hätte es sich von selbst gemacht!"

Mit nichten! die mehrsten der freien Wechselplätze stammen aus der Zeit des Welthandels der italiänischen Republiken und der Hanse. In dergleichen kleinen Staaten, wo die Senatoren zugleich Kaufleute sind, wird von staatswegen Alles ins Leben gerufen, was ihrem Vortheil frommt, und der ist, so lange es sich nicht um Privilegien handelt, selten im Widerspruch mit der National-Wohlfahrt . . . Giebt es zur Befriedigung des Bedarfs keinen Vermittler, dann allerdings wird zur Abhülfe die

Bahn von der Nothwendigkeit, nämlich so spät als möglich, auf Gerathewohl geschlagen, und selbst mit Unbequemlichkeit so lange benutzt, bis sich davon mehrere zur Auswahl darbieten. Von der Sündfluth bis auf die Erscheinung des Kompasses mußte man mit den, an sich wohlfeilen Erzeugnissen Indiens die Gefahren der kostspieligen Karavanenreise bis in die fernste abendländische Welt durchkämpfen, um sie hier gegen Geld aufwiegen zu lassen. Man war nicht unbekannt mit den lockenden Gewinnsten, welche die Italiäner von dem indischen Handel damals eben so zogen, wie jetzt die freien Wechselplätze vom Weltverkehr; unbekannt war man nicht mit der Wahrscheinlichkeit eines Wasserweges um Afrika: aber kein Privatmann unternahm auf eigne Kosten die Ausrüstung der Schifffahrer, von den Zarco ab bis auf die Diaz und die Vasco da Gama. Sie ging, zur Erforschung der Wahrheit, die wir heute eben so einfach finden, als die Stellung des Eies von Kolumbus, von den Fürsten Lusitaniens aus, denen die Kraftfülle der ganzen Nation zu Gebote stand; und dennoch waren Hundert Jahre Mühen und Beharrlichkeit erforderlich. Um wieviel mehr nicht, wenn die Sache dem Gutfinden von Privatmännern und dem theoretischen Satze überlassen geblieben wäre: „ist es nicht heute, so kommst du ein andermal!" Dem Vorschub und Antrieb seiner Königin Elisabeth hat Britannien den Ursprung seiner Weltherrschaft zu danken. Kurz, gewisse Theoreme sind nur auf Kosten des praktischen Lebens zu behaupten, und erinnern unwillkührlich an die bekannte Fabel vom Fliegen der gebratenen Tauben. Heutzutage, wo sich zum Erstaunen

von aller Welt, in den Gebieten der Betriebsamkeit und des Wetteifers auf den Weltmärkten die größten Erscheinungen auf einander häufen, sollte es als ersprießlich für den National-Reichthum zu erachten seyn, den Wirkungen der Nothwendigkeit die Erschaffung eines Wesens zu überlassen, dessen evidente Nützlichkeit über allen Zweifel hinaus ist?

Und somit sind wir bei der Frage angelangt, wer denn den verlangten Wechselverkehr ins Leben zu rufen habe — das Aus- oder das Inland? Ersteres keinesfalls; — es weiß sich, wie die Größe des Weltverkehrs zeigt, auch ohne uns zu helfen, und ist gleichgültig dabei, daß wir seine, auf Umwegen oder durch Bestellungen geholten Ueberschüsse theurer bezahlen, als Andere! Seine Kapitalisten sinnen nur auf Erhaltung des Besitzes. Entschieden abgeneigt, neue Bahnen zu schlagen, ist Nichts vermögend, sie von dem Altgewohnten abzubringen. Gerade diesem ja, haben sie ihr glückliches Loos zu danken! Seine weniger bemittelten Spekulanten aber, sie mögen sich fern von, oder nahe an der verhängnißvollen Liquidationsschwelle befinden, können keinen Augenblick etwas von dem Soll ihres Etats an Kredithülfe entbehren. Ihnen gebricht es nicht an Lust, vielleicht an Kenntniß der Umstände, vor Allem aber an Kraft zur Verwirklichung der in Rede stehenden Frage. Gewisse Erscheinungen während der „Kontinental-Sperre" und nach der Befreiung des pyrenäischen Amerika's stehen damit nicht in Widerspruch. Die Erstere war auf beiden Seiten von der Noth geboten; das Hinströmen aber zu den eben nur emanzipirten Stiefkindern der pyrenäischen Halbinsel

mußte um so mehr aus der Natur der Dinge folgen, als dort bis dahin der Monopolsdruck keine Handelskenntnisse, also auch keine sachverständige Agenten hatte aufkommen lassen. Anders stellt sich das Verhältniß zwischen Britannien und Preußen. Hier, seit der Trennung von der Hanse, haben mit unübereilter Gemächlichkeit die Jahrhunderte Leute genug berufen, welche die Bedürfnisse vom Auslande kommittiren. Mit solchen Inhabern aller Kundschaft zu konkurriren, ist ein Wagstück, wozu nur die Noth und nur alsdann treibt, wenn der Bedarf an augenblicklicher Hülfe sofort befriedigt werden kann.

Die fremden Männer also sind noch nicht unsere Leute. Ob wir sie in unserer Mitte finden können? Allerdings! Und zwar genau genommen, vorläufig unter denen, die uns zeither durch ihre Bestellungen versorgt haben. Anstatt Rimessen mögen sie, wo auch im Lande ihre Wohnung sei, bei diesen Bestellungen Akzepte, zahlbar Berlin versprechen, und also verlangen, daß der Betrag auf sie bei Einsendung des Konnoissements trassirt werde, wozu man sich auswärts bereitwilliger und billiger wird finden lassen, als zu ersteren, die für beide Theile eine größere Gefahr, und somit einen, obwohl versteckten Ansatz von Prämie zur Entschädigung in sich schließen.

So weit vorgeschritten, haben wir nun das schwerste Bedenken zu heben, was man nicht verfehlt, uns in der Vermuthung entgegenzusetzen, daß kein zureichender Beweggrund abgesehen werden könne, der das Privat-Interesse antreiben möchte, sich, ohne Noth, irgend einem öffentlichen Zwecke, von wie allgemein wohlthätigen Folgen er immer sei, freiwillig hinzugeben; und daß gerade die

Anlegung der neuen Straße das kostspieligste, daß sie ein Unternehmen sei, zu dessen Ausführung die einhällige Mitwirkung Aller erfordert werde, damit sich der Einzelne nicht fruchtlos opfere! Diese Besorgniß hat Etwas, aber nur hinsichtlich des ersten Anfangs, für sich, wo allerdings eine Zulage am Rabatt im Wechselkurse erfordert werden wird; gar bald aber nicht mehr; dafür bürgt die Größe des eigenen und des benachbarten Begehrs! Man sei nur zahlungsfähig, und dies muß in Absicht des Remittirens früher der Fall seyn, als bei dem Akzeptiren, dann fehlt es in Berlin nicht an Vermittlern, mit denen man auswärts gern zu thun hat. Anfänglich zwar hat man ihnen vor dem Verfalltage die Mittel zur Einlösung des Akzepts einzureichen; gar bald aber akzeptiren sie für den soliden Korrespondenten eben so, wie die Auswärtigen für jene ihrer Nebenplätze, und die Bedenken bei „indirektem Papier" fallen weg.

Jedenfalls werden die geheimen Prämien-Ansätze im Auslande erspart, die selten weniger kosten, als die Prozentchen der Berliner Vermittlung; und die anfängliche Kurs-Differenz, mehr und mehr schwindend, kann nicht länger vorhalten, als bis zu dem Augenblick, wo es gelungen ist, die neue Art des Verkehrs überall einzubürgern. Selbst beim Beginn wird es kaum 1 — 2 Prozent Rabatt im Kurse bedürfen, da es in Berlin Kapitalisten und Institute giebt, die nicht müssig sind, auf den Weltmärkten mit andern zu konkurriren. Die dazu erforderlichen Deckungen sind von dem diesseitigen Ausfuhrhandel, und zwar ebenfalls nicht ohne Gewinn, zu entnehmen. Darf nun noch einem Zweifel Raum gegeben werden,

daß

daß alsdann die auswärtigen, antizipations-bedürftigen Spekulanten und Fabrikanten mit ihren Konsignationen die preußischen Märkte besuchen werden, sobald sie ihnen dieselben Erleichterungen und weniger Einbuße im Preise als andere darbieten? Wird es alsdann den das Ausland bereisenden Agenten diesseitiger Handelshäuser an Gewandtheit fehlen *)?

Alle diese Beweggründe reichen aber noch nicht zu, den Einzelnen, ohne Entschädigung, zu einem Aufwande zu bestimmen, wovon der größere Vortheil dem Allgemeinen zufließt. Das Allgemeine also trete an die Spitze!

Suchen wir den Weg dazu auf!

Als Wirkungen des freien Wechselverkehrs haben wir bereits Folgendes untersucht und ermittelt:

1) Geringeren Bedarf an Betriebs-Kapital, und an dessen Stelle die Macht des Kredits;
2) reichlichere und wohlfeilere Einfuhr der ausländischen Erzeugnisse für Fabrikation, Konsumtion und Zwischenhandel;
3) größeren National-Gewinn aus dem lebhafteren Betriebe des letztern;
4) vermehrten Absatz der Industrie- und Landes-Produkte;
5) reges Leben der Rhederei, der nun die Schätze

*) Ein Aufsatz in Nr. 195 ff. der Allgem. Zeitung gedenkt der Früchte einer solchen Thätigkeit, so wie des dermaligen Zustandes der englischen Spekulanten, Fabrikanten rc. — der Wirkungen eines Steuer-Rabatts und der Kauflust der Ostländer. Gleichfalls beachtenswerth, obwohl in andern Beziehungen, wird in Nr. 205. der Vossischen Zeitung geurtheilt.

beider Indien, des Mittelmeers und das goldene Vließ erreichbar sind;

6) das Beispiel der von einem blühenden freien Handel erzeugten allgemeinen Wohlfahrt rüttelt an den Sperrsystemen der Nachbarländer;

7) Werth der Einfuhr gewisser Artikel, = 57 Millionen Thalern;

8) Steuerbetrag = 13 Millionen Thalern;

9) anfängliche Kurs-Differenz, = 2 Prozent von vorstehender Einfuhr = 1 Million Thaler, oder = 10 Prozent vom Steuerbetrage.

Gedacht haben wir aber noch nicht:

10) der Assekuranz-Anstalten, die da am lebendigsten gedeihen, wo ein freier Wechselverkehr besteht. Man versteht sich eher und beträchtlicher zum Akzept von Antizipationen auf Konsignationen, wenn man selbst die Assekuranz besorgen kann.

11) Der Freihäfen, die mehr und mehr überall, sogar im Südwesten von Europa entstehen.

12) Des Steuerrabatts von einem Drittel, dessen sich, nach Ferber, die Messe von Frankfurt zu erfreuen, und in Folge dessen sie einen Aufschwung erreicht hat, der allgemeines Erstaunen erregt.

Wie, wenn der Staat, zur Förderung der allgemeinen National-Betriebsamkeit, und zur Entstehung einer neuen, nicht-oktroyrten Art Freihäfen, so auch um dasselbe Prinzip in Anwendung zu bringen, das in Betreff Frankfurts gilt, einwilligen wollte in einen mäßigen Steuer-Rabatt zu Gunsten Derjenigen, gleichviel ob In- oder Ausländer,

die den Nachweis führen, daß der Waarenbetrag trassirt worden? um so unbedenklicher einwilligen wollte, als schon die Stempelung dieser Tratten ihm etwas Ersatz liefert, und die dazu autorisirten Institute einen Theil des in Wahrheit nur scheinbaren Opfers wieder zurückerwerben können? Institute, die zugleich die besten Gewährsmänner abgeben zur Ermittelung des Zeitpunkts, wo es des Rabatts nicht weiter bedürfen wird. Die Form zur Führung des Nachweises und der Kontrolle macht sich unschwer bei der großen Menge erreichbarer Mittel.

Nicht immer gilt dem Fiskus das Nehmen vor dem Geben. Unter seinen unzähligen Attributen ragen die wohlthätigen Seiten des Erhaltens und Schaffens zu sichtbar hervor. Der Besorgniß aber, daß dem fraglichen Prinzip ein nachhaltiger Steuerausfall folgen werde, darf, so im Allgemeinen wie im Besondern, hinsichtlich Frankfurts um so weniger Raum gegeben werden, als schon längst aus der Erfahrung feststeht, daß sowohl die inländische Konsumtion, wie der Zwischenhandel, in dem Verhältniß zunehmen, worin die Bedürfnisse wohlfeiler gestellt werden können. Alle Nationen, die mit uns gern verkehren, vor allen aber die zwanzig Millionen Theilnehmer des preussisch-süddeutschen Vereins, werden nicht anders als beifällig den Plan aufnehmen.

Wir schließen mit der Bemerkung, daß eine vollständige Prüfung der Für und Wider, Wenn und Aber, in sofern sie nicht vom Zunft- oder Monopolgeist, sondern von unbefangenen, mit allen hier eingreifenden Beziehungen gründlich vertrauten patriotischen Sachkennern ausgeht, uns, um der unverkennbaren Wichtigkeit der

Frage willen, willkommen seyn soll. Scheingründe aber, von hohem Diskonto, von Geld- und Kredit-Mangel, von Verwirrung an den Handels- und Stocks-Börsen, von übelgewählter Zeit ꝛc. müssen wir uns um so mehr verbitten, als dergleichen vorübergänglichen Erscheinungen, deren momentane Kraft der freie Wechselverkehr sogar brechen hilft, kein Einfluß auf den Hervorruf einer Institution gebührt, welche die Nachkommen zu erben haben. An der Zeit wäre es noch nicht? Nun, so verläugne man den Eilflug der allgemeinen Annäherung, der Entwickelung und der Zivilisation des Menschengeschlechts, der Erfindungen, der Schöpfungen — der Wunderthaten in allen Beziehungen!

Uebrigens wird unsere Ansicht von der Zweckmäßigkeit des freien Wechselverkehrs durch die theilweisen Versuche in der neuesten Zeit gerechtfertiget, die nur dadurch mangelhaft blieben, daß sie nicht von der Allgemeinheit ausgingen. Die in London und Paris artigerweise notirten Kurse auf Berlin, sind keine praktische Wahrheit!

August 1830.

Steimmig.

N. S. Der Verfasser des vorstehenden Aufsatzes mag nicht läugnen, daß er bei der Ausarbeitung desselben auf tausend Einwendungen gefaßt blieb. Konnte nun wohl der Zufall für seine Meinung noch mehr thun, als daß er Thatsachen herbeiführte, wodurch der Unterschied zwischen

Konsigniren und Kommittiren unter gebührenden Rücksichten stärker ins Licht gestellt wurde? Der Hamburger Korrespondent d. J. Nr. 168. berichtet aus Antwerpen vom 6. September:

„Der Handel liegt hier ganz danieder, weil Ausländer sich scheuen — Konsignationen zu machen, und die hiesigen keine Spekulationen wagen wollen.“

Den 15ten September.

St.

Gutachten einer Handelskammer.

(Mitgetheilt.)

Eine Königliche Hochlöbliche Regierung hat durch hochverehrlichen Erlaß vom 24. November v. J. unsere gutachtliche Aeusserung über die Frage verlangt: „ob und unter welchen Vorsichtsmaßregeln kaufmännische Vereine von der darin erwähnten Art zu ermächtigen seien, Schuldscheine auf jeden Inhaber lautend auszustellen?"

Ehe wir zur Beantwortung dieser Frage schreiten, sei es uns erlaubt, ein Wort über die Nützlichkeit solcher Vereine zu sagen.

Daß Vereine dieser Art, wenn sie nach soliden Grundsätzen organisirt sind, in jenen Städten, wo ein ausgedehnter kaufmännischer Verkehr Statt findet, ausgezeichnete Vortheile gewähren, unterliegt wohl keinem Zweifel: denn

1) wird dadurch, daß ein solcher Verein langsichtige Wechsel diskontirt oder Baarschaften auf Waaren oder sonstige Werthgegenstände leiht, dem Gelde ein rascherer Umlauf gegeben, und manches nützliche Geschäft veranlaßt, welches sonst, aus Mangel an Repräsentations-Zeichen, hätte unterbleiben müssen;

2) wird dadurch, daß die Schuldscheine des Vereins als baares Geld kursiren, die Quantität der pekuniären Mittel vermehrt. Ist des gewöhnlichen, von der Staatsverwaltung in Emission gesetzten Geldes auch noch so viel in Umlauf, so kann dieses in der Regel doch nur durch Verkauf der Werthgegenstände dafür erworben werden;

3) bieten solche Scheine ein um so bequemeres Tauschmittel dar, da sie viel geschwinder zu zählen und viel leichter zu transportiren sind, als klingendes Geld: ein Vortheil, welcher besonders auf jenen Plätzen, wo ein bedeutender Waarenhandel Statt findet, oder welche in bedeutender Summe von aussen her bezogen werden, von der größten Wichtigkeit ist;

4) wird dem Geldwucher dadurch, daß ein solcher Verein nach einem einförmigen und mäßigen Zinsfuße diskontirt, am kräftigsten gesteuert, welches selbst auf den Wohlstand der gewerb- und ackerbautreibenden Klasse der ganzen Provinz den wohlthätigsten Einfluß äussern muß.

Man darf hinzufügen, daß gegebene Verhältnisse der neuern Zeit

solche Vereine wenigstens eben so nothwendig zu machen scheinen, als sie in allen Fällen nützlich und in keinem Falle (die Sicherheitsanordnungen vorausge-

setzt), schädlich seyn können. Wir meinen das Vorhandensein und Zunehmen der Staatenschuldscheine in Europa; die denselben gegebenen Formen, berechnet auf große Bequemlichkeit und Anreizung für das Publikum; den dadurch in so übertriebenem Maße ins Leben gerufenen Papierhandel und die Vervielfältigung der immer noch fortgehenden Anleihe-Operationen.

Hierdurch sind Tausende von Millionen dem Kauf- und Verkauf im Waarenhandel und dem eigentlichen, auf reellen Verkehr berechneten Wechselhandel entzogen worden, und wir halten es für eine ausgemachte Wahrheit, daß hierin allein der Grund der auffallenden Thatsache beruht, daß dem inproduktiven Handel, d. h. demjenigen der weder produzirt noch produziren hilft, fast überall die meisten Kräfte zugewendet werden (dem Papierhandel in allen Arten und Abarten), während dem produktiven Handel, d. h. demjenige der direkt und indirekt produzirt und reproduzirt, eine große Vernachlässigung und Entkräftung zu Theil wird.

Diesem Uebel kann um so mehr entgegen gewirkt und abgeholfen werden, je häufiger, vielfacher und erleichterter die Gelegenheiten sind, um alle ungemünzten Werthzeichen und Werthgegenstände jeden Augenblick, vermittelst eines geringen Diskonto's, in Geldkurs habende Werthzeichen umwandeln, und somit die Geldmittel für ächten Handel und Spekulation wieder vermehren zu können.

Damit nun aber alle diese Vortheile mit der gehörigen Sicherheit erhoben werden, und damit solche Vereine, um glänzende Dividenden zu erzwingen, nicht in Versuchung gerathen ihre Geldkräfte zu überschreiten und sich dadurch der Gefahr aussetzen, bei einer eintretenden Krisis ihre Verbindlichkeiten gegen das Publikum nicht erfüllen zu können: so sind wir der Meinung, daß folgendes Beispiel der Konstituirung eines Vereins dieser Art, die Möglichkeit der vollkommensten Sicherheit zu erkennen geben kann:

1) Ein solcher Verein würde durch eine Aktiengesellschaft gebildet, zu welcher nur anerkannt solide Handelshäuser zugelassen würden.

2) Von dem Betrag der Aktien würde vorerst nur $\frac{1}{10}$ baar, $\frac{9}{10}$ aber in eigenen Wechseln auf kurze Sicht eingelegt.

3) Von diesen $\frac{9}{10}$ dürften nicht mehr als $\frac{4}{10}$ nach und nach, so wie es die Vergrößerung des Geschäfts erheischt, eingefordert werden. Die übrigen $\frac{5}{10}$ blieben als eiserner Bestand in den Wechseln der Aktionäre reservirt für den Fall, daß mehr Scheine zur Realisirung vorgezeigt werden sollten, als der Vorrath von Baarschaften einzulösen erlaubt.

4) So oft von den fünf ersten Zehnteln ein Zehntel des Betrags der Aktien in die Kasse des Vereins eingelegt würde, setzte der Verein das Dreifache die-

ses baaren Zehntels in Schuldscheinen in Umlauf. Beträgt der Totalwerth der Aktien z. B. eine Million Thaler, so werden von der Hälfte dieses Betrages, bei jeder Zahlung eines Zehntels der Aktien, 300,000 Thaler in Schuldscheinen des Vereins in Umlauf gesetzt.

5) Der Betrag der ausgegebenen Schuldscheine müßte fortwährend theils baar, theils in diskontirten Wechseln, welche nicht länger als drei Monate zu laufen haben, und theils in belehnten andern Werthgegenständen in der Kasse und der Niederlage des Vereins vorräthig seyn.

6) Die Geschäfte des Vereins würden sich auf Diskontirung von Wechseln und Belehnung von Werthgegenständen beschränken. Der Zinsfuß von 4 Prozent dürfte in der Regel nicht überschritten werden.

7) Bei den Belehnungen sowohl als bei Veräusserungen der belehnten Gegenstände, in dem Falle ihrer Nichteinlösung zur bestimmten Frist, müßte ein ganz kurzes und vereinfachtes Verfahren Statt finden. Die Statuten würden dieses Verfahren feststellen und die Allerhöchste Genehmigung derselben, verliehen diesem Verfahren die gesetzliche Kraft.

8) Die Aufsicht der Staatsbehörde über den Verein würde sich auf die bloße Untersuchung der Frage: ob

die Statuten pünktlich befolgt werden, beschränken. —

Wird ein Verein dieser Art nach vorstehenden Grundzügen errichtet, so dürfte nicht einmal eine Stockung in der Einlösung seiner Schuldscheine, noch viel weniger ein Verlust für das Publikum vernünftigerweise zu befürchten seyn, und wir nehmen daher, in dieser Voraussetzung, keinen Anstand die von Einer Königlichen Hochlöblichen Regierung festgestellte Frage bejahend zu beantworten.

Schließlich erlauben wir uns noch gehorsamst zu bemerken, daß in den Rheinprovinzen keine besondere legislatorische Verfügung über diesen Gegenstand nöthig zu seyn scheint, da eines Theils solche Vereine nicht anders als nach vorläufiger Genehmigung der höchsten Staatsbehörde sich konstituiren dürfen, diese Genehmigung aber versagt werden kann, so oft die Statuten eines solchen Vereins in staatspolizeilicher Hinsicht keine hinreichende Garantie darbieten, andern Theils aber auch ein solcher Verein, wenn er einmal gesetzlich konstituirt ist, zur Einlösung seiner Scheine, eben so gut wie jedes einzelne Handelshaus, das derartige Scheine ausgestellt hätte, von jedem Inhaber gerichtlich belangt werden kann. Denn ein solcher Verein entspricht ganz den Bestimmungen und dem Geiste des bestehenden Rheinischen Handelsgesetzbuchs in den Artikeln 29 bis 37, 40 und 45 über anonyme Gesellschaften. Die ministerielle Instruktion vom 31. Dezember 1808 stellt das administrative Verfahren fest, welches durch den 37sten Artikel des Handelsgesetzbuchs vorbehalten worden,

und somit scheint überall nichts im Wege zu stehen, Vereine, im gesagten Zwecke, durch diese Gesetzes-Artikel schüzzen, und durch sie Schutz für das Publikum geben zu lassen, eben so gut wie es bei den Vereinen für Wasser- und Feuer-Versicherungen, für Dampf-Schifffahrt und andere Institute der Fall ist.

Köln, den 20. Februar 1830.

Die Königliche Handelskammer.

Vorläufige
Anzeige und Erklärung.

Der Herausgeber der Monatsschrift für Deutschland ist in Nr. 30. des „Neuen Archivs für Philosophie und Pädagogik" von einem ihm unbekannten Herrn R... aufgefordert worden, eine Reihe von Fragen zu beantworten, welche sich auf das Studium der alten Sprachen und Literaturen, als schlechterdings nothwendig für die Erwerbung formeller Geistesbildung, beziehen.

Er erklärt hierdurch, daß er diese Aufforderung angenommen hat, und daß seine Beantwortung der ihm vorgelegten Fragen seit mehren Monaten zum Abdruck bereit liegt. Daß dieser bisher nicht erfolgt ist, hat keinen andern Grund, als daß anziehendere Gegenstände dem Herausgeber bisher nicht erlaubt haben, anders, als es geschehen ist, über den ihm gestatteten Raum zu verfügen. Herr R..., so wie alle, die von demselben Interesse für ihre Wissenschaft beseelt sind, können indeß mit einiger Sicherheit darauf rechnen, daß das Jahr 1830 nicht ablaufen werde, ohne daß ihr Verlangen befriedigt seyn wird. Es thut dem Herausgeber zwar einigermaßen leid, daß weder Herr R... noch irgend einer seiner Kollegen sich auf die Lösung des in der Monatsschrift für Deutschland aufgestellten Problems: „Wie hat es geschehen kön-

nen, daß die Griechen, ohne Studium irgend einer fremden Sprache und Literatur, die ihrige auf einen so hohen Gipfel der Vollkommenheit erhoben haben?" einzulassen für gut befunden hat. Doch er tröstet sich damit, daß die von ihm aufgeworfene Frage, als eine gesellschaftlich-physiologische, wirklich bedeutende Schwierigkeiten in sich schloß: Schwierigkeiten, die selbst von einem Virtuosen in der Philologie nicht zu überwinden waren. Er legt sich also selbst die Schuld einer falschen Adresse bei.

Dies führt ihn zu einer Art von Ehrenerklärung.

Es ist aufgefallen, daß er sich des Ausdrucks „Stockphilologe" bedient hat. Nun wohl! er läugnet nicht, daß ihm dieser Ausdruck entschlüpft ist. Bös' war derselbe jedoch gar nicht gemeint; denn der Herausgeber der Neuen Monatsschr. f. D. dachte dabei an nichts weiter, als an einen Virtuosen im Fache der Philologie, oder an einen in spezieller Wissenschaft untergegangenen Gelehrten. Die Bezeichnungen von „Stock" und „Erz" waren ihm in dem Augenblick, wo er schrieb, gleichbedeutend. Er hätte also, nach der Analogie von Erzherzog, Erzbischof, Erzkanzler, Erzjäger u. s. w., Erzphilologe sagen können; und er würde sich so ausgedrückt haben, wenn er geahnet hätte, daß er durch seinen, hiervon nur wenig abweichenden Ausdruck (Stockphilologe) anstoßen und verletzen würde. Im Uebrigen mag er nicht läugnen, daß, in seiner Ansicht, der Werth der Philologie sich in Instrumentalität abschließt, also, daß man ein ausgezeichneter Philolog, oder, nach Friedrichs des Zweiten Ausdruck, brutalement docte, seyn kann, ohne damit irgend ein geltendes Urtheil zu ver-

binden, wenn es darauf ankommt, zu bestimmen, was Gesellschaft ist, und wie man gesellschaftlichen Bedürfnissen in der Zeit zu begegnen hat.

Wenn mein Aufforderer das bisherige Verfahren im öffentlichen Unterricht dadurch rechtfertigt, oder vielmehr dadurch zu rechtfertigen glaubt, daß er von dem gegenwärtigen Gesellschaftszustande (von welchem das Schulleben nur ein kleiner Theil sei) aussagt, „er sei künstlich, nicht natürlich, und darum müsse auch das Treiben in der Schule ein künstliches Treiben seyn, das man dem natürlichen zwar nähern, aber nicht in dasselbe verwandeln dürfe:" so bekenne ich mit voller Aufrichtigkeit, daß ich davon nichts verstehe, indem, in meiner Ansicht, der gegenwärtige Gesellschaftszustand, was er auch in sich schließen möge, vollkommen eben so natürlich ist, als der der Griechen und Römer in den sehr verschiedenen Epochen des Daseyns dieser Völker, so daß in dieser Beziehung auch nicht das Mindeste von ihnen zu lernen ist.

Doch es ist Zeit zu endigen, wenn die Schranken einer bloßen Anzeige und Erklärung nicht überschritten werden sollen.

B.

Untersuchungen
über
die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.

(Fortsetzung.)

Funfzehntes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Für den Augenblick gewährte Gustav Adolphs Zug nach dem Rhein der Kurmark Brandenburg diejenige Erleichterung, ohne welche sie damit geendigt haben würde, eine vollendete Trümmer zu seyn.

Im Uebrigen gab die Lage der Dinge am Schlusse des Jahres 1631 den Maßstab für die Verlegenheit des kaiserlichen Hofes. Das Heer vernichtet, Gustav Adolph im Herzen des deutschen Reichs, vier große Reichsfürsten seine Bundesgenossen, Frankreich auf Seiten, wo nicht des Protestantismus, doch wenigstens der bisherigen Reichsverfassung, die Sachsen im Besitz der Hauptstadt Böhmens — welch ein Wandel! Wie sich jetzt noch retten? So sehr war die Lage Ferdinands des Zweiten von allen Seiten mit Verzweiflung umgeben, daß er, der Unkriegerische,

selbst ins Feld ziehen wollte; „tapfer zu sterben," sagte er, „ist besser als in Schanden zu verderben!" Doch dies war eine Aufwallung des Augenblicks. Kälteres Nachdenken empfahl den Herzog von Friedland, als den Einzigen, welcher in dieser großen Noth helfen könne. Zwar machten viele Anzeigen seine Treue verdächtig; allein, wie viel man auch von dieser Seite wagen mochte, so wollte man doch lieber zu erprobten Mitteln greifen, als die letzten Streiche des nordischen Königs mit erschöpfter Kraft erwarten. Jener Gefahr, welche aus Friedlands Treulosigkeit entspringen konnte, hoffte man dadurch zu begegnen, daß man ihm den ältesten Sohn des Kaisers zur Seite setzte. So wurde denn Max Waldstein (derjenige von Friedlands Vettern, der bei ihm im größten Ansehn stand) auf seine Güter in Mähren gesendet, um ihn zu einer Reise nach Wien zu bereden.

Der Herzog hatte bald nach der Schlacht bei Leipzig dem Schwedenkönig seinen Beistand antragen lassen, dabei aber darauf gedrungen, daß man ihm zwölf Regimenter abtreten sollte, deren er zur Durchführung seines Entwurfs bedurfte. Da diese Unterhandlung ohne Erfolg geblieben war — vielleicht nur, weil Gustav Adolph nicht so viel Mannschaft erübrigen konnte, vielleicht aber auch, weil eine Verbindung mit dem Herzog seinen Entwürfen eben so entgegen war, als seiner Denkart: so war bei Friedland ein Kaltsinn eingetreten, der ihn geneigt machte, dem Ziele seiner Wünsche auf einer andern Bahn entgegen zu gehen. Nichts schmeichelte ihm mehr, als die Verlegenheit des Kaisers; nichts war ihm also willkommner, als die Erscheinung und der Antrag seines Vetters Max. Doch,

ohne aus seiner Zurückhaltung hervorzutreten, antwortete er diesem: „Das Einzige, wozu er sich vorläufig entschließen könne, wäre, nach Znaym zu gehen, um daselbst die Befehle des Kaisers zu vernehmen."

Bald erschien zu Znaym ein Abgesandter, der ihn dringend bat, den Oberbefehl über die kaiserlichen Heere wieder zu übernehmen. Dieser Abgesandte fügte lockend hinzu: „an diesen Wunsch knüpfe sich die Hoffnung, die Monarchie wieder gerettet zu sehen; auch sollte der König von Ungarn von dem Herzoge die Kriegskunst lernen." Mit frostiger Miene erwiederte Friedland: „obgleich er des Kaisers Undank anfangs schmerzlich empfunden, so sehne er sich doch jetzt, den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben." Im Fortgange des Gesprächs fügte er hinzu: „wie er auf keine Weise neben dem Könige von Ungarn den Oberbefehl führen werde, was er neben Gott in Ewigkeit nicht wolle."

Auf die schriftlichen Bitten des Kaisers und auf die Vorstellungen des Fürsten von Eggenberg, den er unter den kaiserlichen Räthen am meisten achtete, machte er sich endlich anheischig, binnen drei Monaten ein starkes Heer zu stellen, wiewohl mit der Bedingung, daß alsdann ein anderer Feldherr zum Obergeneral bestellt werden sollte. Er kannte sich allzu gut, um nicht zu wissen, wie nothwendig er jedem von ihm geworbenen Heere war, wenn durch dasselbe etwas geleistet werden sollte. Indem der Hof ihn walten ließ, hatte er nach kurzer Zeit viele von seinen altrn Offizieren um sich her versammelt. In weniger als drei Monaten war ein Heer von 30,000 Mann geschaffen; so reizend waren die Anerbietungen, welche er machte, so

groß zugleich die Auflösung im deutschen Reiche. Als alles in Bereitschaft war, äußerte Friedland den Wunsch, sich entfernen zu dürfen; und als der Kaiser ihn durch eine neue Gesandtschaft zur Beibehaltung des Oberbefehls auffordern ließ, war ein kaltes Nein! seine einzige Antwort.

Gefahr war im Verzuge: denn schon traf Gustav Adolph Anstalten, nach der Donau vorzudringen, schon näherte er sich den Gränzen Baierns. Zum zweiten Male erschien also der Fürst von Eggenberg; und indem er auf der einen Seite den Nachtheil einer abschläglichen Antwort geltend machte, und auf der andern, kraft kaiserlicher Vollmacht, Raum zur freiesten Abschätzung der zu leistenden Dienste gab, brachte er den Herzog dahin, daß er sich Einen Tag Bedenkzeit ausbat. Mit eigener Hand schrieb Waldstein die Bedingungen nieder. Es waren folgende: „Der Herzog von Friedland wird Generalissimus des Kaisers, des ganzen Erzhauses und der spanischen Krone; er erhält den Oberbefehl ohne alle Einschränkung; der Kaiser darf sich weder persönlich bei dem Heere einfinden, noch irgend eine Handlung der Gnade in demselben ausüben; das nöthige Geld zum Kriege schießt die Krone vor; in bester Form wird dem Herzoge von Friedland ein österreichisches Erbland als Belohnung verschrieben, als außerordentliche Belohnung aber erhält er die Lehnsherrschaft über die Länder, die er noch erobern wird; der künftige Friede muß ihm Mecklenburg sichern; alle Konfiskationen im Reiche hangen ausschließend von ihm ab; alle kaiserlichen Erbländer müssen ihm im Nothfall offen stehen."

Wenn der Fürst von Eggenberg, wie man behauptet

hat, bei Erwägung dieser Bedingungen erblaßte, so war dies nicht der Fall bei Ferdinand dem Zweiten. Dieser unterzeichnete, auf den Rath seines Beichtvaters, der vielleicht nur allzu gut wußte, weßhalb in menschlichen Dingen alles und nichts sich selbst gleich sind.

Friedland vermehrte sein Heer auf 40,000 Mann, brach im April 1632 von Znaym nach Prag auf und verjagte aus Böhmen die Sachsen bis auf zwei Regimenter, die er gefangen nahm.

Inzwischen war der König von Schweden nach der Pfalz und nach Franken vorgedrungen. Den 11. Mai 1632 vereinigte er sich bei Kitzingen mit seinem General Horn, und ging nun sogleich auf Nürnberg los. Diese alte, von eben so reichen als einsichtsvollen Bürgern bewohnte Stadt öffnete ihre Thore auf die erste Aufforderung, weil sie unter den beiden Uebeln, wovon sie durch Gustav Adolph und durch Waldstein bedroht war, lieber das kleinste wählen wollte. Wenige Tage darauf ergab sich auch Donauwerth. Jetzt stärker als jemals bedroht, begab sich der Herzog von Baiern in Tilly's Lager; denn diesen hatte er zur Vertheidigung seiner Staaten aus Norddeutschland abberufen. Abgeworfen wurde die Brücke über den Lech. Doch Gustav Adolph erzwang den Uebergang über diesen Fluß; und als Tilly, auf dem Rückzuge der Kaiserlichen, sich allzu weit vorwagte, um die Bewegungen der Schweden genauer zu beobachten, wurde er, den 3. April, von einer dreipfündigen Stückkugel über dem rechten Knie so gefährlich verwundet, daß er, nicht lange darauf, unter unsäglichen Schmerzen zu Ingolstadt starb.

Hieher hatte sich der Kurfürst von Baiern mit seinem

geschlagenen Heere zurückgezogen. Ehe ihn nun Gustav Adolph in dieser Festung angriff, wollte er sich Augsburgs bemächtigen. Für diese reiche Stadt entschied das Beispiel Nürnbergs; sie öffnete dem Schwedenkönige ihre Thore und unterstützte ihn mit Geld und Lebensmitteln. Gustav, auf die Emporbringung des Protestantismus bedacht, weil man im Kriege der Unterstützung von allen Seiten her bedarf, führte die Evangelischen in den Magistrat zurück, stellte den lutherischen Gottesdienst wieder her, legte, für diese angebliche Wohlthaten, den Bürgern, als künftigen Bundesgenossen, allerlei Verbindlichkeiten auf, und wendete sich sodann, zur Fortsetzung des Krieges, nach Baiern. Hier begann er mit der Belagerung von Ingolstadt; da aber diese Festung hartnäckigen Widerstand leistete, und mehre seiner tapfersten Offiziere bei den wiederholten Angriffen ihr Leben einbüßten und ihm selbst ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde: so stand er von seinem Unternehmen ab und ging nach München, wo er mehre Tage verweilte, ehe er nach Sachsen zurückging.

Mit Wollust hatte inzwischen Friedlands rachsüchtiges Gemüth die Demüthigungen vernommen, die seinem bittersten Feinde, dem Kurfürsten von Baiern, seit dem Uebergange der Schweden über den Lech zu Theil geworden waren. Nicht genug, daß er nichts gethan hatte, um die Dauer derselben abzukürzen, war er sogar, unter allerlei Vorwand, länger als es nöthig war, in Böhmen geblieben, um seinen Triumph desto vollständiger zu genießen. Zu einer Vereinigung mit dem liguistischen Heere verstand er sich nicht eher, als bis Maximilian sich anheischig gemacht hatte, unter seinen Befehl zu treten; und da hierüber

Verabredungen vorangehen mußten, so bestimmte Friedland, anstatt zum Kurfürsten nach Regensburg zu gehen, Eger als den Ort der Zusammenkunft, wohin sich denn Maximilian gegen seinen Willen begeben mußte. In der Unterredung bot der Kurfürst zwar seine ganze Klugheit auf, das Unangenehme der Vergangenheit zur Seite zu lassen; allein, wie sehr er auch den Ton eines vertrauten Freundes annehmen mochte, so konnte er doch nur bewirken, daß Waldstein, aus dessen Haltung und Zügen lauter Ingrimm sprach und dessen Farbe einmal über das andere wechselte, sogar in seiner Gegenwart losbrach. Man sah hierauf einen Kondottiere und einen deutschen Fürsten ihre Rolle auf eine auffallende Weise wechseln; denn während Waldstein seinen Jubel über den gedehmüthigten Feind freien Lauf gegen sein Gefolge ließ, sprach Maximilian in den ehrerbietigsten Ausdrücken über jenen.

Vereinigt brachen beide von Eger auf, um wider Nürnberg zu ziehen, wo Gustav Adolph bereits angelangt war. Ihr Heer war 60,000 Mann stark, und Verheerung bezeichnete ihre Bahn. Selbst in der Oberpfalz übte Friedland keine Schonung, und Maximilian mußte dulden, daß seine Provinzen von demjenigen zu Grunde gerichtet wurden, der ihre Rettung auf sich genommen hatte. Zwischen Neumarkt und Freistadt stießen alle Kolonnen zusammen und mit stolzer Freude hielt Waldstein Heerschau über 314 Fahnen Reiter, 210 Fahnen Fußvolk, 80 schwere Kanonen und 4000 Wagen. „Ich will" — so sprach er — „den Schweden in seinem Lager putzen; und nach vier Tagen soll man sehen, ob ich Herr im Lande bin, oder der König."

Als Waldstein so sprach, hatte Gustav Adolph von Nürnberg bereits Besitz genommen; und indem einige tausend Bürger sich an ihn angeschlossen hatten, befand er sich in einer Stellung, worin er von den Angriffen, selbst eines überlegenen Feindes, sehr wenig zu fürchten hatte: denn die Stadt war dergestalt mit Schanzen und Gräben umschlossen, daß das dahinter angelegte Lager unüberwindlich ward. Waldstein ging unter diesen Umständen über die Rednitz, und schlug, drei Viertelmeilen von den schwedischen Linien, im Angesicht von Nürnberg sein Lager auf dem sogenannten alten Berge auf. Unzufrieden mit diesem Verfahren, wünschte Maximilian um so mehr einen raschen Angriff, weil er wußte, daß der König von Schweden noch nicht alle seine Leute beisammen hatte; doch Waldstein blieb taub gegen eine Vorstellung, die seinen Stolz verletzte. „Es sind," sagte er, „der Schlachten genug geliefert; es ist nun an der Zeit, eine andere Methode zu versuchen." Darüber verstärkten sich Gustav Adolphs Truppen bis auf 70,000 Mann.

Zwei solche Massen konnten sich nicht lange feindlich einander gegenüber stehen, ohne, wo nicht sich selbst, doch die Umgegend zu verzehren. Nun fehlte es in Nürnberg zwar nicht an bedeutenden Vorräthen; und die Folge davon war, daß der Schwedenkönig beinahe drei Monate in seinem Lager aushalten konnte. Allein, dem Sprichwort nach, ist selbst der tiefste Brunnen zu erschöpfen. Was die Kaiserlichen betrifft, so zehrten sie, in eben diesem Zeitraume, die Landschaft so aus, daß sie die Zufuhr aus einer Entfernung von zehn Meilen herbeischaffen mußten. Beiden Feldherrn leuchtete ein, daß demjenigen von ihnen,

der die Vortheile seiner Stellung aufgebe, eine schreckliche Niederlage bevorstehe. Doch auch die Vorsicht hat ihre Gränze. Als 11 Wochen verstrichen waren, fühlte Gustav Adolph sich durch sein Mitleid für die Nürnberger zu dem Entschluß gedrängt, die Kaiserlichen in ihren Verschanzungen anzugreifen. Nichts sprach für die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs; allein es war dahin gekommen, daß die Lage verändert werden mußte, wenn nicht Verzweiflung eintreten sollte. Wir halten uns nicht dabei auf, diesen Angriff zu beschreiben, der von Seiten der Entschlossenheit, aus welcher er hervorging, so wie von Seiten der Tapferkeit, womit er eingeleitet und durchgeführt wurde, bis dahin schwerlich seines Gleichen gehabt hatte, und der wenigstens in sofern glücklich endigte, als er keinem vorzüglichen General das Leben kostete; genug, daß nach wiederholten Stürmen, in welchen mehr als 3000 Schweden blieben, Gustav Adolph von seinem Vorhaben abstehen mußte, das er, noch denselben Abend, „einen Pagenstreich" zu nennen aufrichtig genug war. Beide Feldherren harrten, vom 4. Sept. (dem Tage dieser mörderischen Schlacht) an, noch vierzehn Tage, wen der Hunger zuerst aus den Schanzen treiben werde, bis endlich Gustav Adolph zuerst aufbrach, doch nicht ohne in Nürnberg eine beträchtliche Besatzung zurückzulassen und sich in der Nähe aufzustellen, damit er jeden Angriff auf die Stadt sogleich rächen möchte. Fünf Tage nach ihm brach auch Waldstein auf.

Des Königs Absicht war, den Krieg in Baiern festzuhalten. Diese wurde jedoch durch Waldstein vereitelt, der, um den Kurfürsten von Sachsen von dem schwedischen Bündniß loszureißen, lieber Baiern und die Erblande preis-

geben wollte. Der ehrgeizige Kondottiere bedurfte der Freundschaft des Kurfürsten, wenn er das Ziel seiner Bestrebungen — die böhmische Krone — erreichen wolle. Wie er nun in allen seinen Unternehmungen die Mittel der Selbstsucht durchaus nicht von denen der Liebe und des Wohlwollens unterschied: so bildete er sich auch ein, daß er durch bloße Androhungen den Kurfürsten von Sachsen zu sich herüber ziehen könnte. Demgemäß trennte er sich bei Koburg von Maximilian, welcher zur Vertheidigung Baierns nach München zurückkehrte. Er selbst näherte sich den Gränzen Sachsens, um dieses durch seine Winterquartiere zu Grunde zu richten, wofern Johann George nicht alle seine Wünsche erfüllen würde. Doch gerade dies bestimmte den König von Schweden, seinem Bundesgenossen, dem Kurfürsten von Sachsen, zu Hülfe zu eilen. In Eilmärschen kam er bis Naumburg, wo er sich verschanzte. Er hatte nur 20,000 Mann; diese aber waren auserlesene Krieger, auf welche er sich in den größten Gefahren verlassen konnte. Dem Herzoge von Friedland gegenüber rechnete Gustav Adolph auf den Zuzug sächsischer Truppen in größerer Fülle. Zwar hatten die Sachsen bisher nur wenig geleistet; allein wie hätte der Schwedenkönig sein Verhältniß zu ihrem Kurfürsten aufgeben können, ohne sich selbst zu einem Abenteurer zu stempeln? Mehr, als alles Uebrige, entschied dieser Umstand über die nahbevorstehende Schlacht.

Wir dürfen nicht unbemerkt lassen, daß in dem Zeitraum von der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag bis zur Schlacht bei Leipzig, worin Tilly seine erste Niederlage litt, der Gegenstand des Krieges sich aufs Wesent-

lichste verändert hatte. Jene kirchlichen Zwecke, welche den Kampf ins Leben gerufen hatten, waren allmählig in den Hintergrund zurückgetreten und ganz andere hatten ihre Stelle eingenommen. Oesterreich kämpfte seit dem Schlusse des Jahres 1631 mehr um Fortdauer, als um Vergrösserung. Genöthigt, sein Geschick in die Hände eines Kondottiere zu legen, der aus seinem, die gewöhnlichen Gränzen so weit überschreitenden Ehrgeiz gar kein Geheimniß machte, hatte es eben so sehr Ursache, vor seinen Siegen zu zittern, als seine Niederlage zu fürchten. In dieser Beziehung war Waldstein eben so schrecklich, als der König von Schweden, dessen Verfahren nichts Geringeres ankündigte, als die Bildung eines großen Reichs, dessen Mittelpunkt die Stadt Augsburg werden sollte. Ja, Waldstein war noch schrecklicher; denn bei ihm mußte man alle die Schonungslosigkeit voraussetzen, die das natürliche Ergebniß einer neuen Lage und unbefestigter Verhältnisse zu seyn pflegt. So war es denn kein Wunder, wenn die Jesuiten schwiegen: in der unberechneten Größe der Begebenheiten waren alle ihre Entwürfe zu einem Kinderspiel herabgesunken, und indem in diesem verhängnißvollen Kriege von dem Gewinn der Kirche nicht mehr die Rede seyn konnte, mußten sie sich sogar gefallen lassen, daß das von ihnen gewählte Rettungsmittel eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte. Wie man auch Gustav Adolph und Waldstein auffassen möge: immer muß man gestehen, daß sie bei aller Verschiedenheit ihrer Charaktere eins und dasselbe für Deutschland und für die Welt leisteten.

Anfangs fest entschlossen, dem Könige von Schweden eine entscheidende Schlacht zu liefern, gab Waldstein diesen

Gedanken wieder auf, als er seinen Gegner bei Naumburg verschanzt fand. Was ihn am meisten zu dieser Vorsicht bewog, war die Betrachtung, daß der Winter nahe sei und daß eine verlorne Schlacht die gänzliche Auflösung des geschlagenen Heeres zur Folge haben könnte. Von Gustav Adolph angegriffen zu werden, fürchtete er so wenig, daß er den General Pappenheim nach der Weser abgehen ließ; zunächst nach Halle, dessen Feste von den Schweden belagert wurde. Er selbst ging nach Merseburg, um den Erfolg von Pappenheims Entsendung abzuwarten und um in der Nähe zu seyn, wenn eine unerwartete Gefahr eintreten sollte.

Gustav Adolph war entschlossener, als Waldstein vorausgesetzt hatte. Unterrichtet von Pappenheims Zuge, hielt er den Zeitpunkt für gekommen, wo er den um die Hälfte seiner Truppen geschwächten Feind angreifen müsse. Schnell rückte er also nach Weissenfels vor.

Von hier aus verbreitete sich das Gerücht seiner Ankunft, und sobald es den Herzog von Friedland erreicht hatte, war dieser entschlossen, den Schwedenkönig abzuwarten, für welchen der Astrolog Seni nichts als Kaltsinn im Zodiakus wahrnahm. Mit dem Astrologen stimmten die einsichtsvollsten Generale des Oberfeldherrn überein, als sie die Gründe angaben, um derentwillen man eine Schlacht nicht länger vermeiden dürfe. Fortgezogen von diesen Gründen, rief der Herzog von Friedland, durch einen dreimal wiederholten Kanonendonner von Merseburg her, seine Regimenter zusammen, führte sie in die Ebene bei Lützen, und sendete gleichzeitig Eilboten ab, welche Pappenheim

zurückrufen mußten. In jener Ebene wollte er den Angriff des Königs erwarten.

Dies geschah den 15. November. Am Abend desselben Tages langte Gustav Adolph in dieser Gegend an. Seine Schweden stellten sich den Kaiserlichen gegenüber auf, so, daß beide Heere durch die Landstraße getrennt waren, welche von Weissenfels nach Leipzig führt. Da Waldstein früher angelangt war, so hatte er sich aller Vortheile des Erdreichs bemächtigt. Die tiefen Gräben zu beiden Seiten der Landstraße waren von ihm mit Musketiren angefüllt worden, und hinter denselben hatte er sieben große Kanonen auffahren lassen, welche das Musketenfeuer aus den Gräben unterstützen sollten. Außerdem waren 14 kleine Feldstücke auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von welcher ein großer Theil der Ebene bestrichen werden konnte. In fünf großen und unbehülflichen Brigaden aufgestellt, stand das Fußvolk in einer Entfernung von etwa 300 Schritten hinter der Landstraße; die Reiterei deckte die Seiten. Die Schwäche des Heeres zu verbergen, hatten alle Troßbuben und Knechte aufsitzen und sich dem linken Flügel anschließen müssen. Gustav Adolph seinerseits behielt dieselbe Schlachtordnung bei, mit welcher er im abgewichenen Jahre gesiegt hatte. Kleine Schwadronen wurden unter das Fußvolk vertheilt, und auf gleiche Weise war die Reiterei von Musketiren unterstützt. Das ganze Heer stand in zwei Linien, den Floßgraben zur Rechten, die Landstraße vor sich, die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter den Befehlen des Grafen von Brahe, die Reiterei auf den Flügeln, das Geschütz

vor der Fronte. Den linken Flügel befehligte der Herzog Bernhard von Weimar, den rechten der König selbst. Die Heere waren begeistert für den Ruhm, den größten Feldherrn Europa's zu besitzen, als entschieden werden sollte, wer in einem Kampfe auf dem ebenen Felde bei Nürnberg gesiegt haben würde.

Gern hätte Gustav Adolph noch die Schlacht am dämmernden Abend begonnen; doch dies war eben so unmöglich, als früh am folgenden Morgen. Ein dichter Herbstnebel lag auf dem Felde und erlaubte nicht, daß irgend etwas mit Sicherheit unterschieden werden konnte. Als dieser sich gegen Mittag verzog, sah man den König von Schweden vor der Front seine Andacht verrichten. Sein ganzes Heer, auf den Knieen liegend, stimmte hierauf das Lied an: „Eine feste Burg ist unser Gott;“ und Feldmusik begleitete den Gesang. Dies war das Zeichen der anhebenden Schlacht. „Gott mit uns!“ war das Losungswort der Schweden; „Jesus Maria!“ riefen die Kaiserlichen.

Die größte Schwierigkeit, welche die Schweden zu überwinden hatten, lag in den Gräben zu beiden Seiten der Landstraße; sehr viele von ihnen fanden hier ihren Tod, und sollten sie nicht muthlos werden, so mußte ihr König selbst das Beispiel der Unerschrockenheit geben. Endlich durchbricht ein Regiment die feindliche Linie, und ungestüm nachdringend, erobert das Fußvolk die kaiserliche Batterie, die sogleich gegen den Feind gerichtet wird. Die erste kaiserliche Brigade weicht; bald auch die zweite und die dritte. Plötzlich schafft Waldstein Ordnung; das Geschütz wird wieder erobert und die Schweden sehen sich

zurückgedrängt bis zum Graben. Jetzt stürmt Gustav Adolph mit der Reiterei herbei, und während die Schweden das Geschütz zurückerobern, ergreift Waldsteins linker Flügel die Flucht. Doch gerade in diesem Augenblick langt Pappenheim auf dem Schlachtfelde an. Ihm zu begegnen, eilt Gustav Adolph auf den rechten Flügel zurück; ehe er diesen aber erreichen kann, zerschmettert ein Schuß seinen linken Arm. Vom Schmerz überwältigt bittet er den Herzog von Lauenburg, der sich in seinem Gefolge befindet, ihn aus dem Gedränge zu führen. Dieser, um die Bitte des Königs zu erfüllen, nimmt einen Umweg; doch kaum sind einige Schritte gethan, als zwei andere Schüsse den König entseelt zu Boden stürzen.

Wie Gustav Adolph seinen Tod gefunden, ist nie vollständig ausgemittelt worden, nur daß Franz Albert, Herzog von Lauenburg, nie von dem Verdacht der Meuchelei hat freigesprochen werden können.

Ohne noch länger bei der Schlacht von Lützen zu verweilen, bemerken wir bloß, daß, nachdem auch Pappenheim gefallen war, alle Anstrengungen Waldsteins, den Sieg davon zu tragen, vergeblich waren. Der Herzog Bernhard von Weimar begeisterte die Schweden mit Löwenmuth, dadurch, daß er ihren König für gefangen ausgab; auch die Batterie des rechten kaiserlichen Flügels wurde von ihnen erobert, und nach diesem Verluste verließen die Kaiserlichen das Schlachtfeld.

In Leipzig, wohin er mit einem kleinen Geschwader entkommen war, überlegte Waldstein was zu thun sei. Sechstausend seiner besten Krieger bedeckten mit ihren Leibern das Schlachtfeld; noch weit größer war die Zahl der

Verwundeten; das Geschütz befand sich in den Händen des Feindes; das Schrecken hatte sich aller Schaaren bemächtigt, die Schweden aber brannten vor Wuth, den Tod ihres Königs zu rächen. Unter solchen Umständen ließ sich nicht an eine Erneuerung des Kampfes denken. Mit zerrissenem Herzen ging also Waldstein nach Böhmen zurück, um in den kaiserlichen Erblanden eine neue Macht zusammen zu bringen. Das Einzige, was seine düstere Seele erheiterte, war der Tod des Schwedenkönigs. In ihm hatte er früh seinen Nebenbuler erkannt, nicht sowohl in Beziehung auf den Lorbeerkranz des Sieges, als in dem Plane, auf den Trümmern von Habsburgs Macht eine neue zu errichten. Darum sagte er: „Gustav sei zwar ein gewaltiger Krieger gewesen, sein Tod sei ihm jedoch erfreulich, weil zwei Hähne sich nicht auf Einem Misthaufen vertrügen."

Seinem früheren Verfahren getreu, verband Waldstein Entgegengesetztes, um die Ueberreste seines Heeres mit frischem Muthe zu beleben. Während er auf einem, vor dem Rathhause zu Prag errichtetem Blutgerüste alle, welche der Feigheit und Zügellosigkeit am Tage der Schlacht beschuldigt waren, durch den Henker hinrichten ließ, beschenkte er mit weitgetriebener Freigebigkeit die, welche sich durch Besonnenheit und Tapferkeit ausgezeichnet hatten. Vor allen war der Feldmarschall Holk der Gegenstand seiner Großmuth; denn er stellte ihm frei, sich aus vier benannten böhmischen Herrschaften, deren jede aus 16 bis 18 Dörfern bestand, eine zum bleibenden Eigenthum zu wählen. Ottavio Piccalomini erhielt ein Geschenk von 10,000 Thalern, und viele Offiziere eine goldene Kette, an welcher

sein

sein Brustbild hing. So bereitete er neue Auftritte, ohne zu ahnen, daß er sich durch dies Alles seinem Untergange näherte. . . .

Die durch Gustav Adolphs Tod entstandene Leere kam vollkommen derjenigen gleich, welche Ravaillac's Mordstahl im Jahre 1610 bewirkt hatte; von dem Protestantismus war für den Augenblick das Leben, d. h. alles gewichen, was ihm in seinem Kampfe mit dem Katholizismus Haltung und Stärke verleihen konnte. Das Haus Oesterreich schien alle die Vortheile, die es, seit der Erscheinung des Schwedenkönigs in Deutschland, eingebüßt hatte, ohne große Anstrengungen wiedergewinnen zu können. Dem war jedoch nicht also.

Zuvörderst war die Schlacht bei Lützen für Oesterreich verloren worden; eine verlorne Schlacht aber ist mit Einbußen verbunden, welche in der Regel nicht auf der Stelle ersetzt werden können. Während nun Waldstein in Prag Blutgerichte hielt und nebenher die böhmischen und mährischen Gemeinen ihrer Glocken beraubte, um daraus neue Kanonen gießen zu lassen, gewann die schwedische Regierung Zeit, den Maßregeln nachzudenken, welche genommen werden mußten, wenn Gustav Adolphs Unternehmen nicht zu einem bloßen Abenteuer herabgesetzt werden sollte. Da dieser König keinen männlichen Erben hinterlassen hatte, so wurde, damit die Erbfolge nicht ungewiß bleiben möchte, vor allen Dingen seine sechsjährige Tochter Christina auf den schwedischen Thron erhoben, und dann die Regierung in die Hände einer aus fünf Reichsherrn zusammengesetzten Regentschaft gelegt, welche bis zur Volljährigkeit der jungen Königin wirksam bleiben sollte. Diese Anordnungen

gingen von einem Senate aus, der patriotisch genug dachte, um den durch Gustav Adolph für Schweden erworbenen Ruhm nicht leichtsinnig aufzuopfern, am wenigsten aber geneigt war, auf die Vortheile zu verzichten, die sich in materieller Hinsicht von einer standhaften Fortsetzung des Krieges erwarten ließen. Da indeß derselbe Senat einsah, daß die unvermeidlichen Gebrechen einer vormundschaftlichen Regierung sich nicht mit dem Nachdruck vertrugen, den Schweden in seinen deutschen Angelegenheiten zu beweisen hatte: so wurden diese, mit fast unbeschränkter Vollmacht, dem Kanzler Axel Oxenstierna übertragen, den Gustav, wenige Monate vor seinem Tode, zu seinem Beistande nach Deutschland hatte kommen lassen. Es fehlte nur allzu viel daran, daß Oxenstierna den König ersetzt hätte; doch ausserdem, daß der Kanzler in Gustav's Entwürfe eingeweiht war, und die politischen Verhältnisse Deutschlands genau kannte, besaß er jenen überlegenen Verstand, welcher erforderlich ist, um Verzweiflung abzuwenden und schlimme Umstände dadurch zu verbessern, daß man Vertrauen einflößt. Das militärische Talent, das ihm abging, war in reicher Fülle in dem Herzog Bernhard von Weimar anzutreffen; und obgleich durch die Vereinigung von Beiden noch lange nicht ein Gustav Adolph zum Vorschein kam, so war in ihr doch das gegeben, was zur Fortsetzung der angefangenen Rolle nöthig war.

Axel Oxenstierna begann damit, daß er die protestantischen Fürsten Deutschlands mit seinem Auftrage bekannt machte, und ihnen die dringende Nothwendigkeit der Eintracht unter den gegenwärtigen Umstäänden mit Farben schilderte, die in seinem Urtheil einen starken Eindruck

machen mußten. Doch diese Fürsten hatten von der wahren Tendenz der Kirchenverbesserung sehr wenig begriffen; und indem sie diese große Begebenheit nur von Seiten des materiellen Nutzens, der ihnen durch die Einziehung von Kirchen- und Klostergütern zu Theil geworden war, auffaßten, konnten sie eben nicht geneigt seyn, eine Sache zu unterstützen, die ihnen mehr in dem Lichte einer schwedischen, als in dem einer deutschen, oder auch einer europäischen, Angelegenheit erschien. Seinen Zweck desto sicherer zu erreichen, bereisete Axel Oxenstierna die Höfe von Dresden und Berlin; denn es kam ihm darauf an, den von Gustav Adolph nach Ulm ausgeschriebenen Konvent zu Stande zu bringen. Allein er machte sehr bald die Entdeckung, daß die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg einem schwedischen Edelmann nicht zugestehen würden, was sie dem Sieger bei Leipzig und Lützen nicht hätten versagen können. Johann Georg, wie talentlos er auch seyn mochte, wollte nichts von einem Bunde wissen, dessen Leitung ihm nicht übertragen würde; und George Wilhelm, voll Unwillens, daß die Schweden sich mit Pommern bezahlt zu machen gedachten, war sogar nahe daran, sich wieder an den Kaiser anzuschließen, weil er hierin das einzige Mittel sah, jene Ansprüche, die ihm eine frühere Erbverbrüderung auf Pommern gab, ins Werk zu richten. Stolz und Eigennutz vereinigten sich also zur Verlängerung eines Krieges, dessen Beendigung in dem Wunsche Aller lag.

So gehemmt, beschränkte Axel Oxenstierna seine Einladung auf die sogenannten oberen Kreise Schwaben, Franken, Nieder-Rhein, welche den Gehorsam nicht versagen durften, weil sie mehr oder weniger mit schwedischen

Truppen besetzt waren. Da Ulm in den Kriegsunruhen nicht Sicherheit genug gewährte: so erfolgte der Konvent zu Heilbron. Er nahm seinen Anfang im März und endigte um die Mitte des April 1633. Der Oppositions-Geist offenbarte sich, sobald der schwedische Kanzler Suveränetäts-Rechte geltend machte, d. h. nicht bloß einen bestimmten monatlichen Beitrag zur Fortsetzung des Krieges, sondern auch, auf den Nothfall, Städte und Festungen für die Sicherheit der schwedischen Truppen forderte. Die Nothwendigkeit einer so unumschränkten Macht wollte den Ständen nicht einleuchten; „wer sein Geld hergäbe," so meinten sie, „müsse auch mitreden dürfen." Sie drangen auf ein concilium formatum, das der schwedische Kanzler sich zuletzt unter der Bedingung gefallen ließ, daß ihm in Kriegssachen die endliche Beschließung verbleiben müsse. Auf der andern Seite that Axel Oxenstierna alles, was in seinen Kräften stand, die protestantische Parthei nicht nur bei guter Laune zu erhalten, sondern auch durch die Aussicht auf bedeutende Vortheile zur Standhaftigkeit zu ermuntern. Der Wittwe des am 27. Nov. 1632 zu Mainz verstorbenen Kurfürsten von der Pfalz gab er für ihren ältesten Sohn die Unterpfalz zurück; und indem er auf diese Weise den Argwohn der deutschen Fürsten besänftigte, gewährte er dem tapfern Bernhard von Weimar die Aussicht auf die Erwerbung der Bisthümer Bamberg und Würzburg mit dem Titel eines Herzogs von Franken, so wie dem Landgrafen von Hessen und dem Herzog von Würtemberg den rechtmäßigen Besitz der Stifter und Abteien, die sie sich entweder schon angeeignet hatten oder noch anzueignen wünschten. Eigentlich war das, was der

schwedische Kanzler dem Kaiser entgegenstellte von sehr geringem Belange. Es würde sogar lächerlich gewesen seyn, wenn die österreichische Regierung sich hätte von den Reibungen befreien können, die ihre Bewegungen hemmten oder gefährlich machten. Doch gerade hierin lag der endliche Triumph des Protestantismus über die Jesuiten; und darum ist es der Mühe werth, bei den innern Verhältnissen der Regierung Ferdinands des Zweiten zu verweilen.

Indem dieser Kaiser, aus Furcht vor Gustav Adolphs Fortschritten nach der Schlacht bei Leipzig, die ganze Kriegsmacht in Waldsteins Hände gelegt hatte, war er auch in Hinsicht der politischen Idee, welche dem Kriege zum Grunde lag, von diesem Heerführer abhängig geworden. Im Grunde konnte diese Idee, sofern sie auf Verdrängung des Protestantismus hinauslief, als gänzlich aufgegeben oder vernichtet betrachtet werden. Denn ein Mann, der, wie Waldstein, nur mit seiner persönlichen Größe beschäftigt war, und seinen unermeßlichen Ehrgeiz durch astrologischen Aberglauben rechtfertigte, trug nichts in sich, was ihn zu einem brauchbaren Werkzeuge der Jesuiten machte; ein solcher Mann mußte vielmehr, sofern es ihm nicht an Klarheit des Verstandes fehlte, der entschiedenste Feind dieses Ordens seyn, da alles, was er zu erreichen wünschte, nur in so weit zu erreichen war, als die Entwürfe der Jesuiten zu Schanden gemacht wurden. Gerade in dieser Beziehung ist Waldstein der deutschen Welt recht nützlich geworden; denn hätte sein großes feldherrliches Talent, durch astrologischen Aberglauben gehoben, sich mit Gefügigkeit vertragen, so würden alle Begebenheiten des dreißigjährigen Krieges eine andere Gestalt, eine andere Farbe angenommen

haben, und kein endlicher Verstand würde bestimmen können, was in dieser Voraussetzung aus Deutschland geworden wäre. Man erwäge noch Folgendes:

Jener Vertrag, den Waldstein, nach Gustav Adolphs Vorrücken am Schlusse des Jahres 1631, mit Ferdinand dem Zweiten abgeschlossen hatte, war von einer solchen Beschaffenheit, daß er jedes Vertrauen ausschloß: von Seiten des Kaisers, weil dieser, um seine Verlegenheit zu beendigen, bei weitem mehr bewilligt hatte, als das Oberhaupt eines Staats, wenn seine Unabhängigkeit und Freiheit gesichert bleiben sollen, bewilligen darf; von Seiten des Feldherrn, weil er mehr gefordert hatte, als derjenige fordern soll, der den Charakter eines Unterthanen führt. Waldstein, der dies sehr wohl einsah, sagte sich selbst, daß Ferdinand, wenn seine Wünsche auch noch so vollständig erfüllt würden, ihm nicht Wort halten könnte, ohne in das Verderben seines Hauses zu willigen; und indem er sich dies sagte, mußte er, wenn er sich nicht den Vorwurf machen wollte, der Betrogene gewesen zu seyn, zu der Gesinnung zurückkehren, die ihn bei Gustav Adolphs erstem Erscheinen in Deutschland, belebt hatte. Mit Einem Worte: Verrath und Untreue mußten sich Waldsteins bemächtigen; sie waren die Ausgeburten seines hochfliegenden Ehrgeizes, sie waren aber noch vielmehr die Wirkungen des Verhältnisses, wodurch er den Kaiser zur Abhängigkeit von sich gezwungen hatte. Die Aufgabe war, durch Verrath und Untreue zum Ziele zu gelangen: eine Aufgabe, die unter allen Umständen schwer zu lösen ist, weil selbst die vollendetste Klugheit sich nur in einer unbedingten Unterwerfung unter das Sittengesetz offenbart, und Ehrlichkeit

immer die beste Politik bleibt. Hätte Waldstein hiervon eine klare Anschauung gehabt, so würde er anders gehandelt haben. Indem die Astrologie ihm die Sittenlehre ersetzte, machte er sich zu einem Werkzeuge der Sterne, und als solches mußte er geneigt werden, zu glauben, das einzige Unrecht bestehe darin, daß man seinen Zweck verfehle.

Kaum hatte sich also Oxenstierna als die Seele der protestantischen Parthei angekündigt, so knüpfte Waldstein jene Unterhandlungen wieder an, die er vor zwei Jahren mit Gustav Adolph gepflogen hatte. Der schwedische Kanzler nun ging darauf ungefähr auf dieselbe Weise ein, wie sein verstorbener König; und da die Lage der Schweden um Vieles bedenklicher geworden war, so sandte er die mit eigener Hand geschriebene Erklärung: „daß, wenn Waldstein sich im Ernst zum Könige von Böhmen aufwerfen wolle, er bereit sei, ihm zu helfen, weil er wisse, daß dies auch der Wille des verewigten Gustav Adolph gewesen sei.“ Froh über den Empfang dieses Schreibens, rief Waldstein aus: „gewiß, der Brief hat Hand und Fuß, und Oxenstierna muß ein verständiger Mann seyn.“ „Aber“ fügte er nach einigem Nachdenken hinzu, „noch ist es nicht Zeit; wenn diese gekommen seyn wird, dann will ich alles thun.“

Gleichwohl konnten die Umstände, welche Waldstein für seine Entwürfe forderte, schwerlich noch vortheilhafter seyn, als sie es in den ersten Monaten des Jahres 1633 wirklich waren. Von den zerstreuten schwedischen Heeren befand sich eins in Schlesien, und an der Spitze desselben stand der Graf von Thurn, welcher, eingeweiht in die Entwürfe des Herzogs von Friedland, vor Begierde brannte

sich an Oesterreich zu rächen. Das sächsische Heer in Schlesien wurde von dem Feldmarschall von Arnheim und von dem Herzog von Lauenburg befehligt, welche Waldsteins vertraute Freunde waren. Er selbst hatte ein Heer, das, dem größten Theile nach, aus geächteten Rebellen und aus Ketzern zusammengesetzt war. Wie viel vereinigte sich demnach, ein Unternehmen zu begünstigen, das auf die Demüthigung des Kaisers abzweckte! Allein der Fluch, der auf diesem Unternehmen lag, bestand darin, daß Waldstein keine andere Berechtigung hatte, als seinen Ehrgeiz, und daß er selbst dieser Berechtigung mißtrauete.

Anstatt (wie er hätte thun sollen) die Anführer der schwedischen und sächsischen Truppen zu sich herüber zu ziehen, betrat er, in der letzten Hälfte des Mai, den Kriegsschauplatz, indem er von Prag aus, ins Feld rückte. Seine Macht war groß genug, um Schlesien in kurzer Zeit vom Feinde zu reinigen. Daß es ihm dazu an dem guten Willen fehlen würde, setzte Niemand voraus; am wenigsten Ferdinand und sein Hof. Schon waren die Kaiserlichen dem vereinigten Heere der Sachsen, Brandenburger und Schweden nahe gekommen; schon bewegte man sich, einander gegenüber, in Schlachtordnung; schon waren Gemüther und Arme auf beiden Seiten zum Kampfe bereit: als, ganz unerwartet, Graf Trzky mit einem Trompeter aus Waldsteins Lager anlangte, um zu Unterhandlungen aufzufordern. Diese fanden Statt. Durch die Wiederherstellung der böhmischen Freiheit, durch die Begünstigung des Protestantismus und durch die Unterdrückung der Jesuiten meinte Waldstein die Genehmigung der Verbündeten zu einem Schritte zu gewinnen, der ihn selbst in den Besitz

von Böhmen und Mähren, auf Kosten Oesterreichs, und in den des Landes ob der Ens, auf Kosten des Herzogs von Baiern, bringen sollte, während er Schweden mit Geld abfinden und Brandenburg und Sachsen leer ausgehen lassen wollte. Solche Bedingungen mußten verworfen werden, wie sie denn wirklich verworfen wurden. Hatte er nicht Beurtheilung genug, dies zum Voraus zu begreifen? Nichts desto weniger beharrte er auf seinen Vorschlägen, vielleicht nur weil seine wahre Absicht auf die Vertreibung der Schweden aus Deutschland ging, und weil er nicht daran verzweifelte, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg auf seine Seite zu ziehen, und seinen Zweck unter dem Beistande beider zu erreichen. Man gefällt sich in Betrug und List, sobald man mit dem Sittengesetze gebrochen hat; und während Waldstein sich in den Gedanken verlor, daß er sich zum Mittelpunkt politischer Ränke erhoben hätte, schmeichelte es ihm, von sich selbst zu glauben, daß er fähig sei, die Welt über seine wahre Absicht so lange in Zweifel zu erhalten, bis es ihm belieben würde, den Augenblick der Entscheidung eintreten zu lassen.

Während also der Kaiser von seinem großen Heere unter Waldstein glänzende Thaten erwartete, verstrich ein Monat nach dem andern, ohne daß von dem kleinsten Siege die Rede war. Neckend führte der Oberfeldherr den Krieg; und als er bei Steinau ein schwedisches Korps und mit demselben den Grafen von Thurn gefangen nahm, setzte er diesen sogleich in Freiheit, ohne der Urtheile zu achten, die in der Hauptstadt Oesterreichs über sein Verfahren gefällt werden konnten. „Was," sagte er zu seiner

Rechtfertigung, „soll ich mit diesem Unsinnigen anfangen? Wollte Gott, die Schweden hätten keinen bessern General, als diesen Thurn! Er wird beim Feinde uns größeren Nutzen schaffen, als hier im Gefängniß." So tröstete er die Bewohner Wiens über den Ausfall des Vergnügens, das sie sich von einer öffentlichen Hinrichtung des Grafen von Thurn versprochen hatten. Seine verrätherische Denkart war nun nicht länger zweifelhaft.

Da Oxenstierna darauf beharrte, daß Waldstein, ehe die Schweden ihm zu Hülfe zögen, seinen Abfall vom Kaiser erklärt haben müsse: so wollte dieser einen Versuch machen, die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen für sein Unternehmen zu gewinnen. Unglücklicherweise war Gewalt das einzige Mittel, das ihm zu diesem Endzweck zu Gebote stand. Dem Laufe der Oder folgend, eroberte er, was ihm in den Wurf kam. Nachdem Liegnitz genommen war und Glogau sich ergeben hatte, kam die Reihe an Goldberg, Sagan, Krossen, Frankfurt und Landsberg. Fürstenwalde abgebrannt, Bärwalde geplündert, das Schloß zu Köpnick genommen, Berlin selbst aufgefordert, sollten den Kurfürsten von Brandenburg geschmeidig machen; doch George Wilhelm widerstand, wie ungern er auch der Verbündete Schwedens seyn mochte. Und nicht besser gelang es dem ehrgeizigen Oberfeldherrn des Kaisers mit dem Kurfürsten von Sachsen. Weder die Einnahme von Görlitz, welche mit einer Hinrichtung des sächsischen Kommandanten verbunden war, noch die Zerstörungen, welche Waldsteins Unterbefehlshaber im Erzgebirge anrichtete, vermochten Johann George zu erschüttern, nicht etwa, weil er den Schweden auf Tod und Leben ergeben war, sondern

nur, weil er, die Würde eines deutschen Reichsfürsten bewahrend, nicht gemeine Sache mit einem treulosen Kondottiere machen wollte. Niedergeschlagen und verdrießlich kam Waldstein von seinem abenteuerlichen Zuge zurück.

Was ihm noch unangenehmer seyn mußte, war die Aufforderung, die er vom Kaiser erhielt, dem Herzog von Baiern, dem Bernhard von Weimar ins Land gefallen war, zu Hülfe zu eilen. Nichts war seinen Entwürfen mehr entgegen. Dennoch konnte er sich den Bitten des Kaisers nicht ganz versagen, als Passau gefallen war und die Gefahr sich den Erblanden des Kaisers drohend näherte. Langsam bewegte er sich aus Böhmen nach der Oberpfalz, berannte Cham, um desto mehr Zeit zu gewinnen, und zog sich, als Bernhard im Dezember auf ihn losging, eiligst nach Pilsen zurück; seine Entschuldigung war, daß sein Heer zu einem Winterfeldzuge nicht vorbereitet sei, und daß Böhmens Vertheidigung seine Nähe und Gegenwart gefordert habe.

Hätte Waldsteins treulose Gesinnung nach einem solchen Verfahren, noch zweifelhaft bleiben können, so würde er jeden Zweifel durch die Behandlung der kaiserlichen Abgeordneten gehoben haben. Denn als der kaiserliche Kriegsminister von Schlick in seiner Gegenwart äußerte, „daß er nicht wohl einsähe, weßhalb der Herzog so unthätig bleibe," gerieth dieser in eine solche Wuth daß er schwur: „er werde ihn in Stücke hauen lassen, wenn er, ein dummdreister Hofschranz, noch ein Wort hinzufügen werde." Noch mehr verrieth er seine Treulosigkeit durch die Eifersucht, womit er auf die Erfüllung des mit dem Kaiser abgeschlossenen Vertrages drang. Nicht mit Unrecht für die Fortdauer

seines Hauses besorgt, hatte Ferdinand der Zweite den spanischen Hof bewogen, ihm 10,000 Mann unter der Anführung des Kardinals Infanten Don Ferdinand (Bruders Philipps des Vierten, Königs von Spanien) zu Hülfe zu senden; wobei der Hauptgedanke war, daß der hohe Rang des königlichen Prinzen die Nicht-Unterordnung unter den Oberbefehl des Generalissimus rechtfertigen sollte. Doch dieser hätte nicht seyn müssen, was er war, wenn diese Maßregel hätte seinen Beifall finden sollen. Er machte zunächst den Vertrag geltend, wonach die ganze Militär-Gewalt in seine Hände gelegt war, und erbot sich, ein zweites Heer aufzustellen, das bei weitem zahlreicher seyn sollte, als das spanische; als aber Ferdinand weder auf das Eine noch auf das Andere einging, und sogar verlangte, daß Waldstein das spanische Heer mit 8000 Böhmen verstärken sollte, da fand dieser in der an ihm gerichteten Forderung das Mittel, sich selbst genug zu thun. Er wählte nämlich unter seinen Generalen denjenigen, auf dessen Ergebenheit er sich am meisten verlassen konnte; dies war Altringer. Ihm also trug er auf, das spanische Heer so zu führen, daß es zu Grunde gerichtet wäre, ehe es an Ort und Stelle käme. Wirklich verstand Altringer, den Herzog von Feria auf dem Wege von Italiens Gränzen nach Baiern so zu schwächen, daß er kraftlos in München anlangte, wo er, für seine Person, nicht lange darauf, den Geist aufgab.

Es war, nach und nach, dahin gekommen, daß das Verhältniß zwischen Ferdinand dem Zweiten und dem Herzog von Friedland aufgehoben werden mußte, wenn das Haus Oesterreich fortdauern sollte; es handelte sich nur

noch um das Wie. Von Seiten des Hofes war die größte Behutsamkeit nöthig; denn Waldstein hatte lauter solche Maßregeln genommen, daß der Hof in seinen Händen war. In Böhmen und Mähren waren seine Krieger so vertheilt, daß er sich nur zu regen brauchte, um dem Kaiser diese Länder zu entreißen. Das nicht-besetzte Unter-Oesterreich hielt er eingeklammert. Sein eigener Standort war Pilsen, und 2000 Küraßire und ein Regiment Fußvolk schlossen eine Wagenburg um seine geheiligte Person. War von einem Herrscher die Rede, so konnte nur Er gemeint seyn; denn Ferdinand erschien als ein entthronter Monarch, dem Wien zum Gefängniß gegeben war. Zwar zweckten alle Befehle des Kaisers an den Herzog auf eine Befreiung aus dieser beängstigenden Lage ab; doch Waldstein gehorchte keinem dieser Befehle. Oberst Sluys, der in Ober-Oesterreich den Oberbefehl führte, wollte sich, auf das Geheiß des Kaisers nach Passau begeben; kaum aber hatte Waldstein Nachricht davon, als er ihm ankündigen ließ, daß er ihm den Kopf abschlagen lassen würde, wofern er nicht nach Ober-Oesterreich zurückginge. Sluys gehorchte, und der Oberbefehlshaber schrieb ihm: „wie es ihm zu einem besondern Vergnügen gereiche, daß er seine Befehle pünktlicher befolgt habe, als die kaiserlichen."

Der Leser fühlt, daß eine Krisis unvermeidlich geworden war. In Fällen dieser Art drängt Alles zur Beschleunigung des Ausganges. Waldstein konnte sich nur dadurch emporbringen, daß er sich auf den Trümmern des Hauses Habsburg befestigte. Vieles hatte er dazu vorbereitet. Sein Schwager Trzky und ein naher Verwandter desselben, der Graf Kinsky, waren früh in sein Geheimniß eingeweiht

worden; beide bereit zu jedem Opfer, das Waldstein von ihnen fordern würde. Den Feldmarschall Illo und den Kroaten-General Isolani für seine Entwürfe zu gewinnen, bediente er sich der List: jenen bewog er, sich um den Grafentitel zu bewerben, während er zu Wien den leichten Erfolg dieser Bewerbung hintertrieb, damit Illo mit Haß gegen das Haus Habsburg erfüllt werden möchte; diesen betrog er durch erdichtete Briefe, welche ihm den Verlust des Kommando's ankündigten, während er gleichzeitig den Liederlichen mit Geschenken überhäufte. Alles, was von sittlichen Gefühlen in Waldsteins Brust zurückblieb, bezog sich auf den eben so tapfern als schlauen General der Reiterei, Octavio Piccolomini; in ihn setzte er das höchste Vertrauen, und weil sein, vom astrologischen Aberglauben gefärbter Geist das Sittliche nicht zu deuten verstand, so nahm er bei sich selbst an, daß er mit Piccolomini durch die Sterne selbst verbunden sei. An ihn ergoß er also den Strom seines rachsüchtigen Ehrgeizes, indem er die Undankbarkeit und tyrannische Gesinnung der Habsburger in den grellsten Farben schilderte. „Um nicht eine zweite Verkleinerung meiner Ehre und meines Ruhms erdulden zu müssen" — so endigte er — „bin ich entschlossen, mein Glück zu versuchen. Ich will mit den vornehmsten Truppen zu dem Feinde übergehen, und mit vereinter Macht die Erbländer so lange bekriegen, bis ich sie und des Kaisers eigene Person in meine Gewalt bringe, und das ganze Haus Oesterreich nicht allein in Deutschland, sondern auch überall, wohin die Monarchie sich erstreckt, völlig ausgetilgt und mit der Wurzel ausgerottet seyn wird." Die leisen Einwürfe, welche Piccolomini machte, um die

Schwierigkeiten eines solchen Werks anzudeuten, schlug Waldstein durch die Bemerkung zu Boden, „daß in wichtigen Dingen nur der Anfang schwer, und daß in Anschlägen, wo alles auf frischen Muth ankomme, nur der Zeitverlust gefährlich sei.“ „Meine Sachen,“ fügte er hinzu, „sind dahin gediehen, daß ich mich dem Glücke vertrauen muß; himmlische Zeichen fordern mich zur Erhöhung meines Standes auf, und ich will diese erwünschte Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, sollte ich auch nur tausend Pferde zur Unterstützung haben.“ Als Piccolomini sah, daß Waldstein entschlossen war, hüllte er sich in Schweigen und Verstellung; und um jeden Verdacht zu entrinnen, ließ er es nicht an Klagen über die Umgebung des Kaisers fehlen. Wie vollständig Waldstein getäuscht war, zeigte sich als Trzky vor Octavio Piccolomini warnte, den er einen Fremdling und Mißgünstigen nannte. Denn kalt erwiederte Waldstein: „seine Konstallation ist die meinige, und weil dem so ist, so kann er mich nicht hintergehen.“

Von allen Seiten her gewarnt, und voll von der gerechten Besorgniß, daß der Ausbruch einer großen Verschwörung nahe sei, glaubte Ferdinand der Zweite das ihn bedrohende Ungewitter dadurch von sich abzuleiten, daß er Max von Waldstein nach Pilsen sendete, um durch die Stimme der Verwandschaft auf den Generalissimus zu wirken. Dieser Schritt war durchaus vergeblich. Was den Herzog von Friedland am meisten gegen die Vorstellungen seines Neffen verhärtete, war die Betrachtung, daß seine Rolle ausgespielt sei, wenn es ihm nicht gelänge, seine Lage zu verändern. Der Krieg hatte bereits allzu lange

gedauert, als daß er mit denselben Mitteln, die ihn bis zum Jahre 1634 unterhielten, hätte fortgeführt werden können; die erschöpften Länder gaben keine Ausbeute mehr, wovon ein zahlreiches Heer verpflegt werden konnte; in der früheren Uebertreibung lag das Ende der Erpressungen. Mit diesem aber trat auch das allmählige Verschwinden des Ansehns ein, worin Waldstein bis dahin gestanden hatte. Schon kannte er, um seine vornehmsten Generale an sich zu fesseln, kein wirksameres Mittel, als ihnen die Aussicht auf den Erwerb großer Herrschaften zu eröffnen. So sollte Trzky Mähren, Gallas die Herzogthümer Glogau und Sagan, Piccolomini Glatz und die Slavatischen Güter erhalten. Um nun Wort zu halten, mußte der Mann, der seinen vornehmsten Werkzeugen so ansehnliche Geschenke verhieß, vor allen Dingen auf die eigene Bereicherung bedacht seyn. Auch machte Waldstein dem Grafen von Trautmannsdorf, als er diesen in den Zeiten der höchsten Krisis besuchte, kein Geheimniß aus seinen Forderungen. „Ich kann mich," sagte er, „mit nicht weniger abfinden lassen, als mit der Ober- und Unterlausitz, der Neumark und den Herzogthümern Glogau und Sagan, welche der Kaiser, sammt dem Herzogthum Friedland, von der Erbunterthänigkeit lossprechen und dem obersächsischen Kreise einverleiben muß." Mit Einem Worte: ein Bankerot war nahe, und es handelte sich um die Frage, wer die Schande desselben tragen sollte. Waldstein wollte sie nicht auf sich nehmen, und Ferdinand der Zweite war nur allzu geneigt, seine Augen vor der Nothwendigkeit desselben zu verschließen.

Als Waldstein nun sah, daß er das Opfer werden

sollte, ging er, wie es in Fällen der Verzweiflung gewöhnlich ist, täglich rücksichtsloser zu Werke. Er nannte dem Kaiser nicht mehr die Generale, die er anzustellen gedachte; und unbekümmert um die Gesinnungen des Hofes, ja mit der unverkennbaren Absicht, diesem immer furchtbarer zu werden, erhöhete er die Macht einzelner Generale bis zur Furchtbarkeit. So erhielt Trzky, als General der Reiterei, fünf Regimenter Kürassiere, zwei zu Fuß und ein Dragoner-Regiment.

Nach solchen Handlungen mußte nichts so sehr auffallen, als der Kriegsrath, zu welchem er seine Generale auf den 21. Januar 1634 nach Pilsen berief. Der Herzog selbst erschien nicht in dieser Versammlung. Illo, dem es nicht an natürlicher Beredsamkeit fehlte, fand wenig Mühe, Männer, welche über die Bedingungen der gesellschaftlichen Ordnung wenig nachgedacht hatten, für Waldsteins Sache zu gewinnen, die, so lange er an der Spitze der Geschäfte stand, auf eine unverkennbare Weise die ihrige war. Sie beantworteten also die ihnen vorgelegten Fragen nur zum Vortheil des Generalissimus, den sie bitten ließen, die Seele des Heeres zu bleiben, das ohne ihn sogleich zu Grunde gehen würde. Illo, der diese Bitte vorzutragen übernahm, kam, nach wenig Augenblicken mit sichtbarer Bestürzung in die Versammlung zurück, um ihr anzuzeigen, daß der Generalissimus entschlossen sei, nicht länger einem Undankbaren zu dienen; er fügte hinzu: „nur unmögliche Dinge würden dem Herzoge von dem kaiserlichen Hofe aufgebürdet; und wenn er nicht sogleich gehorche, so verfolge man ihn. Die Spanier hätten ihm mit Gift beizukommen versucht; und da ihnen dies nicht gelungen

wäre, so trachteten sie, im Einverständniß mit den kaiserlichen Ministern und Räthen, dahin, den König von Ungarn an die Spitze des Heeres zu bringen, wobei sie nichts Anderes beabsichtigten, als die Grundveste ihrer Monarchie in diesen Ländern zu legen, die deutsche Freiheit zu vernichten, und das heilige römische Reich, wider die alten Privilegien, erblich zu machen. Darum wollten sie den Herzog von Friedland entnerven; darum wäre, unter einem scheinbaren Vorwande, befohlen, den größten Theil des Heeres nach Baiern zu führen, ungeachtet der vorhandenen harten Winterszeit. In den kaiserlichen Landen sei weder Geld noch Volk zu haben; der Kaiser selbst sei nur ein Raub der Jesuiten, die, unter dem Deckmantel der Religion, alles Gold verschlürften. Durch dies alles sehe der Herzog von Friedland seine Ehre gefährdet; denn es werde ihm unmöglich gemacht, den Kriegsknechten zu halten was er ihnen versprochen. Und so wolle er denn das Heer verlassen. Doch wünsche er, hierüber der Obersten Wohlmeinen und Mitleid zu vernehmen."

Illo verstärkte den Eindruck seiner Rede durch die an die ganze Versammlung gerichtete Frage: „was, in ihrer Ansicht, das Schicksal eines Jeden seyn würde, wenn der Herzog ausschiede — er, auf dessen Zusprechen jeder Anführer sein Regiment aus eigenem Säckel errichtet habe?" Alle, bis auf Piccolomini, empfanden, daß Illo nicht Unrecht hatte, wenn er sie zu Grunde gerichtete Kavaliere nannte; alle erklärten demnach, daß der Herzog bei ihnen verharren müßte. Ihn dringender um diese Gefälligkeit zu ersuchen, wurden Abgeordnete an ihn geschickt. Doch Waldstein wankte nicht in seiner Verstellung, und

seine Weigerung setzte die Versammlung in nicht geringe Verlegenheit. Eine zweite Gesandtschaft, welche noch dringender bat, erreichte endlich, daß er zu bleiben versprach, „doch nur um zu sehen, welcher Lohn, welcher Unterhalt dem Heere zu Theil werden würden." Als dies der Versammlung gemeldet war, nahm Illo das Wort, um zu sagen: „der Feldherr werde sich zwar ohne Vorwissen der Generale und der Obersten nicht von dem Heere entfernen; dagegen aber verlange er, daß sie sich sämmtlich, und jeder insbesondere, statt eines körperlichen Eides, schriftlich verpflichten sollten, getreu bei ihm auszuhalten, sich nicht von ihm zu trennen oder trennen zu lassen, nach Möglichkeit zu fördern was ihm und dem Heere fromme, und alles für ihn bis auf den letzten Blutstropfen aufzuopfern." Mit einer in diesem Geiste abgefaßten Urkunde trat jetzt der Rittmeister Neumann, welcher Schreiberdienste bei Waldstein versah, hervor; diese Urkunde sollte unterzeichnet werden, und der Rittmeister bemerkte: „die Generale und Obersten würden ihre Unterschrift um so weniger verweigern, da ihr Gelübde gegen den Herzog von Friedland durch die Klausel beschränkt würde, daß es gültig bleiben sollte, so lange der Herzog im Dienste der kaiserlichen Majestät verbleiben und sie in diesem Dienste gebrauchen würde."

Dies geschah in demselben Augenblick, wo Illo die sämmtlichen Generale und Obersten zu einem glänzenden Banket führte. Der Sitte dieser Zeiten gemäß, ward in Wein geschwelgt. Sobald nun die Köpfe erhitzt waren, ging die Urkunde zur Unterschrift um. Viele unterzeichneten, ohne sie gelesen zu haben, bis Einige die Entdeckung machten, daß die von dem Rittmeister Neumann ange-

kündigte Klausel in der Urkunde fehlte. Da diese die Unterschift verweigerten, so trat Illo mit der Bemerkung auf: „daß, da des kaiserlichen Dienstes im Eingange gedacht worden, an etlichen Worten, welche vermißt werden könnten, wenig gelegen sei." Als nun gleichwohl die Weigerung fortdauerte, zog Trzky seinen Degen und nannte Schelme Alle, die es nicht mit Waldstein halten würden. Da alle, die bereits unterzeichnet hatten, dasselbe thaten, so wurde keine Unterschrift mehr verweigert. Nur Piccolomini trat aus der Verstellung hervor, worin er sich so lange behauptet hatte. Berauscht von dem starken Wein, den er im Uebermaß genossen hatte, brachte er, in der Rechten den blanken Degen, in der Linken einen großen Becher, die Gesundheit des Kaisers aus. Glücklicherweise für ihn, hielt man diese Gesundheit für Spott; um so mehr, weil in demselben Augenblick die Ueberladung des Magens hervorbrach.

Beleidigt von der Weigerung einiger Obersten, unbedingt zu unterzeichnen, ließ Waldstein am folgenden Tage die ganze Versammlung zu sich rufen; und was er ihr sagte, war ganz darauf berechnet, sie in dem Wahne zu bestärken, daß er nichts für sich, wohl aber alles für das Heer wolle. Die Generale und Obersten baten ihn demnach: „nicht zu tief zu beherzigen, was mit etlichen Wenigen beim Trunke vorgegangen, da sie jetzt in ihrer Nüchternheiten des einhälligen Willens wären, die Schrift zu unterzeichnen." Sie beschworen ihn von neuem, daß er bleiben möchte, und gelobten Anhänglichkeit bis an den Tod. Unter Schmerzgefühl und halber Weigerung schien er endlich anzunehmen, was er in seinem Innern glühend

wünschte. Illo brachte darauf drei neue Abschriften der Urkunde, und alle drei wurden, bei verschlossenen Thüren, von zwei und vierzig Befehlshabern unterzeichnet. Der älteste General des Fußvolks, der der Reiterei und der Anführer der Kroaten erhielten jeder ein Exemplar mit den Unterschriften.

Um nicht allzu lange bei dieser Verschwörung zu verweilen, wollen wir die Auftritte, welche den Ausgang beschleunigten, kurz zusammenfassen.

Die beiden Feldmarschalle Altringer und Colloredo, und der General-Lieutenant Gallas hatten sich nicht zum Kriegsrathe in Pilsen eingefunden; Altringer war, unter dem Vorwande der Unpäßlichkeit, zu Frauenburg zurückgeblieben. Ihn in die Verschwörung zu ziehen, erbot sich Piccolomini, zu ihm zu eilen; und Waldstein, der Jedem mißtraute, vertraute ihm. Durch Piccolomini zuerst von der Verschwörung unterrichtet, flog Altringer nach Wien, den Kaiser zu warnen. Nicht wenig erschrack Ferdinand, als er erfuhr, was gegen ihn und sein Haus im Werke sei. In einem geheimen Rath, der am nächsten Morgen gehalten wurde, beschloß man, den treuen Generalen den Befehl zu ertheilen, daß sie Waldstein, Trzky und Illo verhaften, und wenn dies unmöglich wäre, sie tödten sollten. An Gallas, der inzwischen nach Pilsen gegangen war, wurde das Patent von Waldsteins Absetzung gesendet, und ein kaiserlicher Befehl berechtigte ihn zur Uebernahme des Oberbefehls.

Inzwischen hatte Waldstein die alten Unterhandlungen mit den Schweden wieder angeknüpft, und diesen Tag und Stunde seines Abfalls von dem Kaiser angezeigt. Hierbei

nun wiederfuhr ihm, was Treulose unter allen Umständen zu erwarten haben: er fand nur halben Glauben. Denn obgleich Oxenstierna Waldsteins Antrag nicht von der Hand weisen wollte, so fand er doch für gut, mit Vorsichtigkeit darauf einzugehen. Die natürliche Folge davon war Zeitverlust. Während sich also Waldstein mit der Erwartung schmeichelte, daß der Herzog Bernhard von Weimar schnell genug vorrücken werde, um ihn in den Stand zu setzen, daß er, noch im Laufe des Februar, den böhmischen Thron besteigen könne, sah er Prag an den Obersten Suys übergehen, und alle umliegenden Regimenter sich für den Hof erklären. Gleichzeitig bezeichnete ein offenes Mandat ihn als einen Verräther. Indem er nun Alles von Altringer, Gallas und Piccolomini zu fürchten hatte, und selbst in Pilsen wie ein Verpesteter gemieden wurde, begriff er, daß ihm nichts Anderes übrig bleibe, als sein Hauptquartier zu verlassen, um sich den Schweden und den Sachsen zu nähern. Dies geschah zwei Tage vor dem 26. Februar, den er zu seiner Krönung in Prag bestimmt hatte. Er begab sich also nach Eger. Seine Begleitung war schon so weit davon entfernt, eine Kriegsmacht zu seyn, daß sie nur für ein glänzendes Gefolge gelten konnte; und zu diesem Gefolge gehörte das Dragoner-Regiment Buttler, den Gallas für den Kaiser gewonnen hatte.

Den 24. Februar Nachmittags um 4 Uhr traf Waldstein zu Eger ein; und da ihn nicht mehr als drei Dragoner-Regimenter dahin begleiteten, so mußte er sich selbst als herabgestürzt von seiner Höhe erscheinen. Doch ahnete ihm schwerlich, daß sein Tod so nahe sei.

Buttler war kaum in Eger angelangt, als er sich auf

die Zitadelle begab, um seine schottischen Landsleute, Gordon und Leßlie, welche daselbst den Befehl führten, aufzusuchen. Seine Absicht war, sich mit beiden zur Ermordung des Feldherrn zu verbinden; und er erreichte seinen Zweck, wiewohl nicht ohne den Widerstand Gordons, der sich dem Herzog von Friedland verpflichtet glaubte. Knieend beschworen alle drei mit gezogenen Schwertern den geschlossenen Bund, wobei sie darüber einig wurden, daß, wegen der Nähe der Schweden, keine Zeit zu verlieren sei.

Am folgenden Tage versuchte Illo, die Verschwornen für die Sache des Herzogs zu gewinnen. Sie forderten einen Tag Bedenkzeit und machten dabei eine so gute Miene, daß Illo, Trzky, Kinsky und Neumann Gordons Einladung zum Abendessen unbedenklich annahmen. Vor dem Mahle verstärkten sich die Verschworenen durch mehre Offiziere, unter welchen der Oberstwachtmeister Geraldin und der Hauptmann Walther Deveroux die vornehmsten waren. Jene stellen sich ein. Man setzt sich zu Tische, und da die Absichten des Feldherrn allgemein bekannt sind, so ergießt man sich in Schmähungen auf den österreichischen Hof. Unterdeß schleicht sich Geraldin mit dreißig Dragonern, die lauter Irländer sind, in die Zitadelle, und besetzt, nachdem die Diener sich entfernt haben, die Zugänge zum Speisesaal. Auf ein Zeichen, von Leßlie gegeben, tritt er plötzlich aus einem Nebenzimmer mit der Frage ein: „wer ist gut Kaiserlich?“ Kinsky, Trzky und Illo erblassen, als ihr Wirth mit Buttler und Leßlie aufspringt und „es lebe Ferdinand!“ ruft. Beinahe in demselben Augenblick sind jene niedergehauen; und Neumann, der bis in den Vorsaal entkommen ist, stirbt auf gleiche

Weise, weil er das von Waldstein gegebene Losungswort „St. Jakob" gesprochen hat. So fallen diese, wie vom Blitz getroffen.

Die Todesgefahr, worin Buttler, Gordon und Leßlie von diesem Augenblick an schwebten, bestimmte sie, den Oberfeldherrn auf gleiche Weise zu überraschen. Dieser hatte sich, nach einer Unterredung mit seinem Astrologen Seni, so eben zur Ruhe begeben, als Deveroux, nachdem er die Straßen um Waldsteins Wohnung her mit Buttlerschen Dragonern besetzt hatte, an der Spitze von sechs Erprobten eintrat und unaufgehalten bis an's Schlafzimmer kam. Der Kammerdiener, der ihm zuflüsterte, daß der Herzog schlafe, wurde auf der Stelle niedergestochen. Aufgeschreckt von dem Knall eines losgegangenen Gewehrs öffnet Waldstein, gänzlich ausgekleidet, die Thür, um zu erforschen, was da vorgeht. Die Mörder dringen ein, der Herzog tritt zurück und lehnt sich an das Fenster des Schlafgemachs. „Bist du der Schelm," schreit Deveroux ihn an, „der Sr. Kaiserlichen Majestät die Krone vom Haupte reißen will? Dafür mußt du sterben!" Mit ausgebreiteten Armen empfängt Waldstein den Stoß, der seine Brust durchbohrt, und kein Wort, kein Seufzer begleitet seinen letzten Athemzug.

So endigte Waldstein, nachdem er noch vor wenigen Monaten das Schrecken aller deutschen Fürsten, und bis zum letzten Augenblick ein Gegenstand der Eifersucht für den Kaiser gewesen war. Ferdinand, unter allen Umständen sich selber gleich, weihete dem Schicksal des Feldherrn eine Thräne, und ließ für den Ermordeten zu Wien dreitausend Seelmessen lesen, nicht ohne seine Mörder mit gol-

denen Gnadenketten, Kammerherrnschlüsseln, Rittergütern und Würden zu belohnen.

In dem kurzen Zeitraum von etwa 15 Monaten waren Gustav Adolph und Albrecht von Waldstein, diese gefährlichen Feinde deutscher Fürstengeschlechter, von der Bühne des Lebens verschwunden, beide durch Meuchelmord. Fragt man sich, was aus dem preußischen Staate geworden seyn würde, wenn sie am Leben geblieben wären und ihre Rollen durchgespielt hätten: so ist diese Frage gar nicht zu beantworten. Dagegen leuchtet auf den ersten Anblick ein, daß das Verschwinden zweier so thatkräftiger Männer eine von den negativen Bedingungen war, unter welchen das Kurhaus Brandenburg in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts emporkommen, und im achtzehnten sich zu Glanz und Ansehn erheben konnte. In Wahrheit, das Schicksal der Reiche ist so eigenthümlicher Art, daß man sich eben so oft genöthigt sieht, das Glück und den Glanz eines gegebenen Zeitraums auf die Unfälle und die Verdunkelung des ihm vorangegangenen zu beziehen, als diese für natürliche Wirkungen von jenen zu erkennen. Doch hierüber wird sich weiter unten, wo von dem großen Kurfürsten die Rede seyn wird, mehr bemerken lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

* * *

Ehe wir auf das Verhältniß des Verzehrs zur Produktion eingehen, sei es uns erlaubt, einige Bemerkungen über die naturgemäße Entstehung und die allmählige Vergrößerung der Städte und Kolonien zu machen.

Austauschungen haben, wie wir oben gesehen, ihren Grund hauptsächlich darin, daß, indem jeder Fabrikant nur Eine Art von Produkt hervorbringt, während seine vielfältigen Bedürfnisse ihn nöthigen, Produkte aller Art zu verbrauchen, hieraus für den einzelnen Produzenten die Nothwendigkeit entspringt, sich, bis auf eine Kleinigkeit, der Totalität seiner Produktion zu entäußern, um dafür die Totalität seines Verzehrs zu erwerben. Um nun diese Austauschungen zu Stande zu bringen, bedarf es der Vereinigungs-Oerter oder der Märkte: Plätze, wo die, welche zu verkaufen haben, Diejenigen antreffen, welche kaufen müssen, und umgekehrt. Ursprünglich sind diese Plätze offen und unbeschützt; die Vereinigungen der Produzenten selbst finden nur von einer Zeit zur andern Statt. Nach und nach bilden sich jedoch bleibende Beziehungen unter den Produzenten; und je nachdem diese sich befestigen, verwandelt sich der offene Marktplatz in eine Stadt, d. h. in eine bleibende Niederlage für alle Arten der Produktion. Der Töpfer, welcher, einen längeren Zeitraum hindurch gewohnt war,

seine Waare nur an dem Tage, wo er mit dem Korn-Produzenten zusammentraf, auf den Markt zu bringen, verkauft seine Waare an einen Krämer der eine Bude hält; und die Folge davon ist, daß nicht nur der Landmann, sondern auch jeder Andere, sein Bedürfniß nach Töpferwaare an jedem Tage der Woche und in jedem Augenblick befriedigen kann. So in jeder Beziehung. Die Bequemlichkeit, welche daraus entspringt, daß man alles, was zur Befriedigung der Bedürfnisse dient, bei der Hand hat, bestimmt alle diejenigen Produzenten, die ihr Gewerbe allenthalben mit gleichem Erfolge treiben können, sich zusammen zu thun, um dadurch zugleich an Kraft und an Zeit zu gewinnen; und eben diese Bequemlichkeit bestimmt Diejenigen, welche von dem Ertrage ihrer Ländereien oder Kapitalien leben, ihren Aufenthalt da aufzuschlagen, wo sie die zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse erforderlichen Gegenstände in einer Fülle antreffen, welche ihnen eine Wahl gestattet, und wo sie außerdem die Annehmlichkeiten des Umgangs genießen. Manufakturisten, welche viele Aerme beschäftigen, haben ein besonderes Bedürfniß, sich an stark bewohnten Oertern niederzulassen, weil sie die ihnen nothwendige Aerme hier am sichersten finden; und indem eben diese Oerter die natürlichen Sammelplätze aller Bewohner des Bezirks sind, hat es nicht ausbleiben können, daß auch Verwaltungen und Tribunäle in ihnen ihre Sitze aufgeschlagen haben.

Auf diese Weise sind unsere Städte entstanden; und auf dieselbe Weise entstehen sie noch jetzt in allen den neuen Ländern, wo Urbarmachungen Statt finden, wo es viel Betriebsamkeit und Thätigkeit giebt, wo folglich Pro-

dukte mit Leichtigkeit erzeugt werden und die Bevölkerung im Zunehmen ist. Am schnellsten blühen Städte da auf, wo sich mit anderweitigen Vortheilen noch der einer leichten Kommunikation, nicht bloß mit der nächsten Umgebung, sondern auch mit entfernten Provinzen, ja mit dem Auslande verbindet. Diese Leichtigkeit der Kommunikation wird dadurch zu einem wesentlichen Vortheil, daß ein Ort nur dann zu einem Sammelplatz wird, wenn man ohne Beschwerden zu ihm gelangen und von ihm ausgehn kann.

Vernehmen wir, was Herr Birkbeck, ein Engländer, der sich in den letzten Jahren in einer von den westlichen Provinzen der Vereinigten Staaten niedergelassen hat, über die Entstehungsweise der Städte aussagt:

„Auf den Punkten, wo mehre neue Kolonisten, in geringer Entfernung von einander, von der Regierung Ländereien gekauft haben, mit deren Uebermachung sie beschäftigt sind, theilt ein Eigenthümer, der die Bedürfnisse des Landes und dessen künftige Fortschritte ahnet, in der Voraussetzung, daß seine Stellung die Entstehung einer neuen Stadt begünstigt, seinen Grund und Boden in kleine, durch bequeme Straßen gesonderte Loose, und verkauft diese nach Maßgabe der Gelegenheit, die sich ihm darbietet. Hier baut man Wohnungen. Zunächst stellt sich ein Magazinier (so nennt man den Kaufmann, der mit den verschiedensten Waaren handelt) mit einigen Kisten ein und schlägt eine Bude auf. Ein Gastwirth siedelt sich ihm zur Seite an, und seine Wohnung wird der Aufenthaltsort eines Arztes, eines Gesetzkundigen, der das Geschäft eines Notarius verrichtet, und eines Geschäfts-Agenten. Hier ißt der Budeninhaber, so wie alle Reisenden, die sich aufhalten."

„Nach kurzer Frist langt ein Schmied an. Ihm folgen andere Handwerker, so wie das Bedürfniß nach ihnen wächst. Ein Schulmeister, der für alle christlichen Sekten den Pfarrer macht, ist ein nothwendiges Glied der wachsenden Gemeine."

„Ist der Ort wirklich bequem, so begeben sich die Landbauer der Umgegend dahin, um zu kaufen und zu verkaufen; und die Stadt wächst, bis sie der Mittelpunkt und eine Art von Hauptort für das umgebende Land geworden ist."

„Hundert von diesen Versuchen sind fehlgeschlagen, und man hat sich genöthigt gesehen, den Pflug über Ländereien zu führen, wo man lieber Häuser hätte entstehen sehen; allein es giebt hundert andere Versuche, die gelungen sind."

„Noch vor einem Jahre sah man in dem Lokale dieser Stadt (Princeton, als Wohnort des Herrn Birkbeck) nur Leute, welche mit Thierhäuten bekleidet waren; jetzt erscheint man in der Kirche in einem hübschen blauen Rock; die Frauen tragen baumwollene Kleider und Strohhüte."

„Ist die Stadt einmal angefangen, so geht der Anbau immer fort, und wird von Monat zu Monat immer mannichfaltiger. An Lebensmitteln fehlt es nicht. Wassermühlen, oder, wenn es an Gefäll gebricht, Dampfmühlen, werden an dem nächsten schiffbaren Strom errichtet. Die Ueberfülle an Vorräthen geht auf dem Missisippi ab, und derselbe Strom bringt die Gegenstände des Austausches, welche man aus Europa bezieht, namentlich über Neu-Orleans, des bereits ein bedeutender Sta-

pelort ist, von Jahr zu Jahr aber immer bedeutender wird."

So weit Herr Birkbeck.

Dasselbe Bedürfniß eines Mittelpunkts, eines Vereinigungsorts, das zur Errichtung von Städten treibt, ist zugleich die Ursache ihrer Zunahme, ihres schnellen Wachsthums. Alexandrien in Aegypten, Konstantinopel, Venedig, waren Mittelpunkte der Kommunikationen zwischen Europa und Asien; d. h. Stapelörter, wo die europäischen Kaufleute die Produkte Asiens, asiatische Kaufleute die Produkte Europa's fanden. Auf dem Markt setzt der Landmann sein Produkt ab, und kauft dafür die Produkte der benachbarten Manufaktur; gleichzeitig verkauft hier der Manufakturist seine Waaren und kauft dafür das Produkt des Landbau's. Im Weltverkehr ändert sich dies auf eine Weise ab, von der sich nicht einmal behaupten läßt, daß sie wesentlich sei. Es ist nämlich gar nicht nöthig, daß der große Kaufmann sich mit seiner Waare an Ort und Stelle befinde; er braucht nur seinen Kommissionären Aufträge zu ertheilen. Und wenn dies in der Welt, die wir die alte nennen, nicht anders war, als in der gegenwärtigen: so darf man annehmen, daß es zu Alexandrien in Aegypten Kommissions-Häuser gab, welche sich damit befaßten, für Athen und für Rom die Waaren Arabiens, Persiens und Indiens zu kaufen, und ihren Korrespondenten in Babylon und Bombay Sendungen zu machen. Nun aber giebt es Handelswerthe, welche dadurch entstehen, daß man Waaren in größere und geringere Entfernungen spedirt; und ist der Handel beträchtlich, so werden hierdurch zahlreiche Bevölkerungen unterhalten. Die von Venedig fand

darin das Mittel, sich auf ihren Lagunen und Grundpfählen zu ernähren; denn sie verstand, sich zum Depot der Waaren des Orients zu machen, und zwar zu einem sichern Depot, dessen man sich weder zu Lande noch zu Wasser bemächtigen konnte.

Die großen Fortschritte, welche die Schifffahrt seit der Erfindung des Kompasses gemacht hat, haben die Errichtung großer Handels-Niederlagen gestattet, und zwar fern von den direkten Wegen und an allen den Orten, wo sich bequeme Häfen, große Kapitalien und eine bedeutende Betriebsamkeit beisammen finden. Was nun die großen Kapitalien betrifft, so können sie allenthalben angetroffen werden, wo der Ersparungsgeist von den Sitten und den Institutionen begünstigt ist; und eine große Betriebsamkeit findet sich allenthalben, wo die Menschen ihren Verstand und ihre Thätigkeit ohne Gefahr entwickeln dürfen. So lange man das Meer nicht ohne Furchtsamkeit befuhr, war die Lage Venedigs, so wie die Lage Konstantinopels, ganz unschätzbar für die Kommunikation mit dem Orient. Seitdem man den Ozean in allen Richtungen durchschifft, und zwar mit einer bewundernswerthen Schnelligkeit, haben wir die Waaren Indiens über Amsterdam und London erhalten können, wiewohl die Lage beider für den Handel mit Indien bei weitem unvortheilhafter ist.

Es dürfte in diesem Zusammenhange nicht überflüssig seyn, zu bemerken, daß das Glück, d. h. der höhere Wohlstand der Städte bei weitem mehr auf den Bedürfnissen der Völker und auf ihrem Betriebsamkeitsgeiste beruht, als auf dem Willen ihrer Stifter. Um bei Alexandrien stehen

zu bleiben: so gedieh der Handel dieser Stadt nicht, weil Alexander sie gründete und ihr seinen Namen verlieh, sondern weil er Tyrus zerstörte, wo früher der Handel mit Asien war getrieben worden. Dazu kam denn, daß Alexandrien dem griechischen Archipel gegenüber in einem Lande gelegen war, das, von griechischen Fürsten regiert, seine Scheu vor Schifffahrt aufgab. Allerdings waren dies Umstände, welche Alexanders Regierung herbeiführte; allein die Gründung Alexandriens that hierbei das Wenigste. Von allen schwierigen Dingen ist überhaupt keins vielleicht noch schwieriger, als eine Stadt an einem Orte zu gründen, wo sie nicht bestehen will. Der Kardinal Richelieu hatte einen solchen Ehrgeiz; es ist aber bekannt, daß er nie über einige hundert Menschen hat zusammenbringen können, um seine Stadt zu bevölkern. Und hat Napoleon, der von demselben Ehrgeiz besessen war, wohl mehr ausgerichtet?

Auf der andern Seite ist es gleich vergeblich, den Umfang einer Stadt begränzen zu wollen, welche die Keime des Wachsthums in sich schließt. Zehnmal sind die Gränzen der Hauptstadt Frankreichs bestimmt worden; und immer ist Paris über dieselben hinausgegangen. Im Jahre 1724 erschien eine Ordonnanz des Königs, welche den Parisern verbot, über die nördlichen Bollwerke (boulevards) hinauszubauen. Der Angabe des trefflichen Abbé von Saint Pierre (in seinen Jahrbüchern) zufolge, war der Beweggrund, „daß die Einwohner mehr zusammengeengt und die Häuser höher werden sollten.“ Man ist berechtigt dies seltsam zu nennen; denn gerade dieser Beweggrund hätte zu einer Erweiterung des Stadtgebiets führen sollen, und

mit dem besten Rechte sagt Jeremias Bentham in seiner Theorie der Strafen *): „dergleichen Verordnungen dienen nur dazu, die Einwohner in engen Behausungen zusammenzudrängen, die Luft zu verunreinigen, ansteckende Krankheiten herbeizuführen, und eine Stadt auf die andere zu bauen." Nichts ist abgeschmackter, als Stockwerke auf Stockwerke zu setzen; und was unbedingt verboten seyn sollte, sind vierte und fünfte Stockwerke, welche zwar den Hausbesitzer bereichern können, im Uebrigen aber nicht bloß die größten Unbequemlichkeiten, sondern auch namhafte Gefahren in sich schließen. Unglücklicherweise vertheuern die Fortschritte der Zivilisation und der Reichthümer den Preis des Raums in eben dem Maße, worin er nothwendiger wird.

Ein nachdenkender Beobachter findet also leicht die allgemeine Ursache auf, welche in die Konstruktion der großen Städte so viel Widerspruch gelegt hat. Alle diese Städte (die nordamerikanischen allein ausgenommen) sind sehr allmählig entstanden; und dies heißt geradezu: sie haben ihre Entstehung unter dem Einfluß sehr verschiedener Zivilisations-Grade erhalten. Die engen und krummen Straßen der ehemals freien Reichsstädte Deutschlands, und so vieler anderen großen Städte Spaniens, Frankreichs, Italiens u. s. w. — was drücken sie aus? Einen sehr mittelmäßigen Reichthum und eine verhältnißmäßig schwache Bevölkerung. Alle, bis auf Franz den Ersten, in Paris angelegten Straßen sind für den Verkehr von höchstens 150,000 Menschen angelegt worden, unter welchen es

*) Tom. II. p. 310.

keinen Einzigen gab, der eine Kutsche, ja auch nur ein Kabriolet hielt; denn diese Art des Luxus war unter dem genannten Fürsten noch gänzlich unbekannt. Die Folge davon war, daß man für die freie Bewegung der Personen und der Lebensgüter weniger Raum bedurfte. Noch winziger war alles in jenen Zeiten, wo die gegenwärtige Hauptstadt Frankreichs nur 20,000 oder nur 12,000 Einwohner zählte; und was damals lauter Bequemlichkeiten in sich schloß, ist, im Verlauf der Zeit, dadurch zu einer Beschwerde geworden, daß hundertmal mehr Leute durch die Straßen gehen, der Pferde und Wagen, wodurch die Versorgung einer zahlreichen und begüterten Bevölkerung bestritten werden muß, gar nicht zu gedenken. So kommt es, daß das Innere der Städte zuletzt nicht ausreicht für die Zirkulation der Einwohner, und daß die Unglücksfälle sich von einem Tage zum andern vermehren. Das Einzige, was man in einem solchen Falle thun kann, ist, einige große Kommunikationen zu eröffnen; und was die neuen Straßen betrifft, so würde es wahrlich unverantwortlich seyn, wenn die Regierung nicht die nöthige Breite derselben und mit dieser die Höhe der Häuser bestimmen wollte, um den Einstrom des Lichts und den freien Luftstrom zu erhalten.

Berlin bietet in dieser Beziehung ein merkwürdiges Schauspiel dar. Vielleicht giebt es in der ganzen europäischen Welt keine Hauptstadt, in welcher für die freie Zirkulation der Menschen und alles dessen, was Leben und Thätigkeit unterhält, noch besser gesorgt wäre. Diesen Vorzug nun verdankt die Hauptstadt der preußischen Monarchie dem Umstande, daß man, seit etwa einem Jahrhundert, die

Nothwendigkeit ihrer Zunahme begriffen hat. Inzwischen stellt sich das, was von früheren Jahrhunderten herrührt, noch immer als entstellend dar; und im stärksten Gegensatz damit stehen Ringmauern, welche einen so großen Raum einschließen, daß, durch die Ausfüllung dieses Raums mit Häusern, Berlin noch einmal so groß werden würde. Was im Verlauf der Zeit geschehen wird, steht dahin. Am Tage liegt jedoch, daß, bei einer solchen Abmarkung, alle die Fehler vermieden werden können, welche andere Hauptstädte ungesund, geräuschvoll bis zur Unerträglichkeit, außerdem aber auch noch gefahrvoll machen. Erst durch die Bedeckung des sogenannten Köpnicker Feldes mit Häusern wird Berlin alles geworden seyn, was seine Bestimmung seit einem Jahrhundert mit sich bringt. Die Kornfelder innerhalb dieser Ringmauer sind in der That schon jetzt ein Gegenstand des Anstoßes; nicht etwa durch sich selbst, wohl aber durch die Beziehung, worin das Manufaktur- und Handels-Interesse einer Hauptstadt zu dem Agrikultur-Interesse ihrer nächsten Umgebung stehen sollte. Ganz unstreitig wirkt eine Bevölkerung von 236,000 Menschen, wie Berlin sie gegenwärtig hat, mächtig auf den Ackerbau in einem Umkreise von mehr als zwanzig Meilen zurück; allein wer zweifelt daran, daß diese Einwirkung noch heilbringender von dem Augenblick an seyn wird, wo große Fabriken und Manufakturen das Köpnicker Feld bedecken werden? Es ist ein selbstgeschaffenes Phantom, wenn man mit J. J. Rousseau annimmt, „in der Größe einer Hauptstadt liege etwas Verzehrendes oder Zerstörendes" *). Weit

---

*) Rousseau sagt nämlich: Ce sont les grandes villes, qui

gefehlt, daß dies wirklich der Fall wäre, tritt vielmehr das Gegentheil ein. Allerdings versorgen die Provinzen eine Hauptstadt; doch indem sie ihr nichts umsonst geben, erhalten sie, für ihre Produkte, Gegenprodukte, die der Hauptstadt eigenthümlich sind; und je mehr sie sich von diesen Gegenprodukten aneignen, desto mehr hören ihre Bewohner auf, träge, verdrossen und roh zu seyn.

* * *

Am vollständigsten schaut man das Wesen der menschlichen Gesellschaft in den großen Städten an; denn alles, was diese sind, das sind sie durch das gegenseitige Bedürfniß. Könnte der einzelne Mensch die Bedingungen des Lebens erfüllen: so würde er eben so wenig in Gesellschaft leben, als der Löwe und der Tiger. Er lebt also nur in Gesellschaft, weil er von den vielen Verrichtungen, welche die Erfüllung seiner Bestimmung erfordert, nur den kleinsten Theil bestreiten kann; und der Ausspruch Seneka's: me unum dedit (Deus), mihi omnes, hat nicht bloß einen tiefen moralischen Sinn, sondern auch einen staatswirthschaftlichen, sofern man die Fähigkeit hat, ihn aufzufassen und anzuwenden.

Es ist oben bemerkt worden, daß sich gar nicht bestimmen läßt, wie viel Menschen auf einer Quadrat-Meile beisammen leben können, weil für die Bevölkerung

---

épuisent un état et qui sont sa foiblesse; la richesse qu'elles produisent. est une richesse apparente et illusoire; c'est beaucoup d'argent et peu d'effet. Man sieht, wie fremd dem Genfer Philosophen die Grundsätze der Staatswirthschaft waren.

alles darauf ankommt, wie thätig der menschliche Geist ist, die Daseyns-Mittel zu vermehren. Da, wo er aus Gewöhnung oder aus anderen Ursachen, welche sehr wohl in dem politischen System, wenn dieses z. B. theokratischer Art ist, enthalten seyn können, sich der Trägheit ergiebt, können, bei der Tendenz aller Bevölkerungen, über ihre Daseynsmittel hinauszugehen, leicht Verlegenheiten entstehen, denen sich nur dadurch abhelfen läßt, daß man, nach dem Muster der Bienen, Schwärme aussendet, die, nachdem sie sich irgendwo niedergelassen haben, die Benennung von Kolonien erhalten. Und wirklich haben fast alle volkreichen Nationen, um ihren innern Frieden zu bewahren, Kolonien gestiftet, was zuletzt nichts weiter sagen will, als: sie haben in der Besorgniß, daß die Subsistenz-Basis für sie zu schmal werden möchte, dieselbe durch Aussendung eines Theiles ihrer selbst in ein mehr oder minder entferntes Land zu vergrößern oder zu vervollständigen gesucht. Eigentlich war diese Besorgniß zu allen Zeiten ungegründet; denn die Erfahrung bewies hinterher, daß die Bevölkerung, unter begünstigenden Umständen, nichts desto weniger über die ihr gesteckten Gränzen hinausging. Allein das angewendete Rettungsmittel verdient deßhalb nicht weniger, daß man einige Augenblicke bei demselben verweile.

Auf den ersten Anblick nun möchte es scheinen, als ob gerade die Klassen, welche den Bedrängnissen der Dürftigkeit am meisten ausgesetzt sind, und daher auch am häufigsten von diesen hingerafft werden, die einzigen seyn müßten, die sich zur Auswanderung in ein minder bevölkertes Land, oder zur Erwerbung eines erleichterten Daseyns, aufgelegt fühlen können. Gleichwohl sind diese nie

die ersten, die sich zur Abreise anschicken; und der einfache Grund ist kein anderer, als daß es zur Anstellung einer Auswanderung einiger Vorschüsse und eines Kapitals bedarf, das hinreichend ist, um die Kosten der Reise zu bestreiten, und so lange zu leben, bis die Produkte des neu-erworbenen Vaterlandes die nächste Zukunft sichern. Die Auswanderung beginnt also immer durch Familien, die zwar nicht wissen, wie sie ihre zahlreiche Nachkommenschaft anbringen sollen, die aber doch Hülfsmittel genug haben, um sie für die ersten Zeiten der Kolonisation mit den nöthigen Daseynsmitteln auszustatten. Die Gründer neuer Kolonien gehen demnach stets von den Mittelklassen aus. Erst wenn die Niederlassung vollbracht ist, erst wenn Vorräthe aller Art gemacht sind, bieten die dürftigen Klassen ihnen ihren Beistand an; und davon haben sie den bedeutendsten Vortheil, daß ihre Arbeit gut bezahlt wird: denn in neuen Niederlassungen ist die Konkurrenz der Arbeiter allzu gering, als daß sie den Lohn herabzudrücken vermöchte.

Es läßt sich im Grunde gar nicht sagen, wie viel der Entschluß zu einer Auswanderung kostet; wie viel also selbst die Mittelklassen versuchen, um diesem Entschlusse auszuweichen. Daher die Anstrengungen, welche so viele Familienväter machen, ihren Kindern eine Erziehung zu geben, die sie in dem Stande setze, Aemter in demselben, oder in einem benachbarten Lande zu bekleiden. Daher die Frequenz der Universitäten, welche den Staatsämtern bei weitem mehr Bewerber zuwendet, als diese erfordern. Daher unter andern auch die Kapitulationen, welche einzelne Schweizer-Regierungen abschließen, um fremden Nationen

Lohnsoldaten zu liefern: Kapitulationen, bei welchen der Zweck vorwaltet, den Abkömmlingen der vornehmeren Familien Offizier-Stellen zu verschaffen. Daher auch der Souveränetäts-Mißbrauch, den die Engländer in Ostindien und in andern Ländern ausüben: ein Mißbrauch, bei welchem unendlich weniger auf den wahren Vortheil des englischen Volks, als auf das Bedürfniß gewisser Familien, ihren Kindern vortheilhafte Posten zuzuwenden, geachtet wird.

Bei dem Allen ist die Bildung neuer Kolonien eine höchst nützliche Sache. Sie fördert die Ausbreitung des menschlichen Geschlechts und zugleich die Wohlfahrt desselben, wenn sie in Gegenden geschieht, die eines erfolgreichen Anbaues fähig sind, und wenn sie in einem Geiste vollzogen wird, der das Gedeihen sichert. Wie jedoch über alle gesellschaftlichen Erscheinungen, so entscheidet auch über den Fortgang der Kolonien nichts so sehr, wie der vorherrschende Zivilisations-Grad. Was im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in diesem Betracht geschah, war allzu sehr im Geiste der Feudalität, als daß sich daraus nicht tausend Mißverhältnisse hätten entwickeln sollen, an deren Folgen die europäische Welt noch lange leiden wird. Jenseits des Ozeans in einer Entfernung von 2000 Seemeilen eine zahlreiche Bevölkerung, wo nicht im Zustande der Leibeigenschaft, doch unter bleibender Vormundschaft erhalten zu wollen, schließt eine Aufgabe in sich, welche sich auf die Dauer gar nicht lösen läßt. Im Großen genommen sollten Kolonien nie mit der Absicht angelegt werden, eine bleibende Herrschaft über dieselbe auszuüben; man sollte sie vielmehr, von vorn herein, als Kinder behandeln, welche bestimmt

sind, ihre eigenen Führer zu werden. Auf diesem Wege würde man der Eifersucht nebenbuhlender Völker entgehen, und die Zahl seiner Freunde vervielfältigen.

Nichts ist ungegründeter, als die Besorgniß, daß eine Nation sich durch Auswanderungen, wenn diese gut geleitet werden, schwäche. So weit die Urkunden des menschlichen Geschlechts reichen, hat kein Staat zu blühen aufgehört, weil er blühenden Kolonien Entstehung gegeben hat. Tyrus, Athen, Korinth gelangten zu ihrer vollen Blüthe nicht eher, als bis sie mehre große Städte geboren hatten. Von Spaniens Provinzen blieben gerade diejenigen am meisten bevölkert, von welchen jene Abenteurer ausgingen, die Mexiko und Peru eroberten; und auch England ist erst von dem Zeitpunkt an in Aufnahme gekommen, wo es Kolonien in Nord-Amerika gründete. Es sind immer nur die inneren Gebrechen, wodurch die Staaten zu Grunde gerichtet und entvölkert werden; nie sind es die Auswanderungen. Eben deßwegen sollte man sich ihnen nie widersetzen, selbst dann nicht, wenn sie mit einer bedeutenden Verminderung der Kapitalien verbunden seyn sollten. Zunächst würde es vergeblich seyn; es würde aber auch eine Verletzung des natürlichen Rechts in sich schließen: denn eine Gesellschaft kann zwar die Bedingungen feststellen für die, welche sich ihr anschließen, oder in ihrem Schoße leben wollen; allein sie hat kein Recht über diejenigen, die sie verlassen wollen, ohne von dem, was dem Staate oder ihren Mitbürgern gehört, das Mindeste mitzunehmen. Sich einem solchen Entschlusse widersetzen, heißt, ein Recht usurpiren, das man nicht hat; heißt sogar Barbarei üben. Von den Bemerkungen, welche Herr Bentham in seiner

„Theorie der Strafen und Belohnungen" über diesen Gegenstand gemacht hat, wollen wir nur folgende anführen. Er sagt: „die Auswanderung verhindern, heißt den Staat in ein Gefängniß verwandeln; heißt, im Namen der Regierung erklären, daß es sich in diesem Staate nicht leben läßt." „Ein solches Edikt," fügt er hinzu, „sollte immer mit den Worten anfangen: „Wir u. s. w., die wir von der Kunst, unsere Unterthanen glücklich zu machen, nichts verstehen, übrigens aber die Ueberzeugung haben, daß sie, falls ihnen die Auswanderung gestattet wäre, Länder aufsuchen würden, wo es keine Unterdrückung giebt, erklären hiermit u. s. w.""

Uebrigens hat die Erfahrung gelehrt, daß nicht alle Völker gleiche Fähigkeit zum Kolonisiren haben. Wollte man eine Untersuchung darüber anstellen, weßhalb den Franzosen in diesem Fache so wenig gelungen ist: so würde man die wahren Ursachen in ihren sittlichen Eigenschaften wiederfinden: in ihrem lebhaften Geselligkeitstriebe, der ihnen Einsamkeit und Absonderung unerträglich macht; in ihrer Unbeständigkeit, vermöge welcher sie bei weitaussehenden Unternehmungen leicht ermüden; endlich in ihrer Eitelkeit, welche des Beifalls und der Aufmunterungen nicht entbehren kann. Engländern und Holländern hat das Kolonisiren besser gelingen müssen, weil sie hinsichtlich aller dieser Eigenschaften sich so wesentlich von den Franzosen unterscheiden.

In der That, das Gedeihen eines Kolonisten setzt Dinge voraus, die sich selten beisammen finden. Er muß noch jung seyn, weil er neue Gewohnheiten anzunehmen hat, die in einem vorgerückten Alter, wie sehr sie sich auch

aufdrängen mögen, zurückgewiesen werden. Familienleben, Freiheit und ländliche Freuden müssen ihm genügen, weil sonst das Leben allen Reiz für ihn verlieren würde. Er muß standhaft und beharrlich seyn; denn wie könnte es an Schwierigkeiten fehlen, die überwunden seyn wollen, wenn nicht eine zweite Wanderung eintreten soll? Ihm muß ein selbstständiges Urtheil beiwohnen, weil er am wenigsten in gebahnten Wegen fortgeht, und nur allzu oft genöthigt ist, unvorhergesehenen Nothwendigkeiten zu begegnen. Was dürfte ihm wohl weniger fehlen, als der Geist der Ordnung und der Sparsamkeit, da er so wenig auf fremden Beistand rechnen kann? Aus demselben Beweggrund muß er allen seinen Handlungen und Bewegungen eine nützliche Richtung zu geben verstehen; denn dies ist das Mittel, eine Niederlassung in der möglich-kürzesten Zeit so weit zu führen, daß sie durch sich selbst bestehen kann. Und damit alles in dem gehörigen Gange bleibe, muß es ihm auch nicht an den mannichfaltigsten Kunstfertigkeiten fehlen. Er, wie alle Glieder der Familie müssen, ausser dem Pfluge, den Spaten, den Hammer, die Säge, die Hobel zu handhaben verstehen; denn fern von der Welt, muß man sein eigener Helfer werden. Wenn Stadtbewohner kaum eine Ahnung davon haben, daß man noch mehr, als Ein Gewerbe treiben könne, so liegt die Ursache darin, daß die Hülfe, deren man bedarf, so sehr in der Nähe ist. In den Waldungen Nord-Amerika's trifft man keine Stellmacher, keine Tischler, keine Schlosser, keine Maurer; und darum muß man von allen diesen Handwerken etwas verstehen. Man muß zum wenigsten Hand ans Werk legen können, wobei sich denn in der Regel

zeigt, daß Erfahrung und Geschicklichkeit für den nicht ausbleiben, dem es nicht an Entschlossenheit und Muth gebricht.

Die größten Virtuosen im Kolonisations-Werke sind die Amerikaner der Vereinigten Staaten; sie sind in dieser Kunst aufgewachsen und haben sie mit so großem Erfolge getrieben, daß es scheint, als verbreitete sie sich nur, um die Ueberlieferungen und Gewohnheiten, worin neue Kolonisten ihr Gedeihen finden, nicht in Vergessenheit kommen zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den fünften Akt der französischen Umwälzung.

In dem neunten Hefte dieser Zeitschrift haben wir uns anheischig gemacht, über die, in den letzten Tagen des Julius zu Paris erfolgten Auftritte unsere Meinung abzugeben, wesentlich um zu erklären, wie die Restauration sich mit einer Vertreibung des regierenden Zweiges der Dynastie Bourbon geendigt hat.

Der Leser erwarte jedoch von uns keine Erörterungen, welche Rechtsfragen betreffen. Dergleichen Erörterungen sind unserer rein-historischen Ansicht fremd. Was in dem Verhältniß einer Dynastie zu einem großen oder kleinen Volke Recht ist, wird sich nicht eher bestimmen lassen, als bis in größerer Allgemeinheit, wie bisher, ausgemittelt worden ist, welche Verbindlichkeiten das über jeder Gesellschaft waltende natürliche Entwickelungs-Gesetz einer Dynastie auflegt; denn, daß alle Rechte ihre Quelle in Pflichten haben, ist Etwas, worüber kein Streit Statt findet. Es kann uns daher gar nicht einfallen, an dem, was wirklich in Frankreich geschehen ist, etwas zu loben. Doch eben so wenig tadeln wir etwas daran. Wir fassen das gesellschaftliche Phänomen, das man als Vertreibung des regierenden Zweiges der Dynastie Bourbon bezeichnet, nicht anders auf, als jedes natürliche Phänomen aufgefaßt seyn

will, sobald es nur darauf ankommt das Gesetz zu erforschen, nach welchem es erfolgt ist.

Nach dieser unserer Ansicht steht die Versetzung Karls des Zehnten und seiner Nachkommenschaft aus Frankreich nach England, und von da nach — man weiß noch nicht wohin, in dem innigsten Zusammenhange mit allem, was seit dem Jahre 1792 in Frankreich geschehen ist, um einem Volke von jetzt 32 Millionen diejenige Organisation zu geben, die seinen zeitlichen und geistlichen Bedürfnissen entspricht. In Wahrheit, wäre dies Problem bisher gelöset worden: so würde das, was in unsern Tagen erlebt worden ist, ganz unmöglich gewesen seyn. Acht und dreißig Jahre hindurch hat man sich zwar, bei jedem neuen Versuch, mit der Erwartung geschmeichelt, daß das Ziel erreicht sei; der Erfolg hat jedoch, diesen langen Zeitraum hindurch, immer das Gegentheil bewiesen, und wie die Sachen gegenwärtig liegen, darf man sich nicht dagegen verblenden, daß Frankreich, in Hinsicht des wahrhaft Konstitutionellen, sich noch immer im Vorhofe befindet und nur eine sehr geringe Aussicht hat, das Heilige ohne neue Anstrengungen, neue Krämpfe, kennen zu lernen; wobei wir übrigens gar nicht läugnen mögen, daß, während des Zeitraums von 38 Jahren Bedeutendes geleistet worden ist für die Herbeiführung desjenigen Zustandes, der seinen Charakter in dem gesellschaftlichen Frieden hat.

Wenn wir diesem Aufsatze die Ueberschrift eines „fünften Aktes der französischen Umwälzung" gegeben haben: so ist dies aus keinem anderen Grunde geschehen, als weil, in unserer Anschauung der bedeutendsten Veränderungen in dem großen Drama jener Umwälzung, wirklich ein neuer

Akt eingetreten ist, den man den fünften nennen muß, weil er eine Folge der ihm vorangegangenen vier ist. Den ersten dieser Akte bildet die Konvents=Regierung; den zweiten die Direktorial=Regierung; den dritten die Herrschaft Bonapar=te's; den vierten die Restauration in Kraft der Charta; und was den fünften betrifft, so läßt sich von ihm bisjetzt nichts weiter sagen, als daß er angefangen und sich die Vertheidigung des Gesetzes zum Ziel gemacht hat. Jeder von diesen Akten hat den nächstfolgenden vorbereitet: die erschöpfte Konvents=Regierung das Walten einer Pentar=chie mit zwei Körperschaften, von welchen die eine der Rath der Alten, die andere der Rath der Fünfhundert ge=nannt wurde; die Kraftlosigkeit dieser Pentarchie das drei=fache Konsulat mit einem Ersten Konsul, der nach weni=gen Jahren den Titel eines suveränen Kaisers der Fran=zosen annahm; die Uebertreibungen dieses unersättlichen Ehrgeizigen, das restaurirte Königthum mit einer Charta, die den Partheigeist in's Leben rief und bis zum Faktions=geist steigerte; die Verzweiflung Karls des Zehnten und seiner ersten Rathgeber endlich die neue Ordnung der Dinge, die uns gegenwärtig beschäftigt, oder vielmehr das Chaos, das sich zu einer Ordnung, und zwar zu einer bleibenden, gestalten möchte. Wer die Fähigkeit besitzt, die Haupt=thatsachen, welche diese Hauptauftritte in sich schließen, zu durchdringen, bemerkt ohne Mühe die Abstufung in den Veränderungen, welche der Organismus der Regierung da=durch erleidet, daß er sich der Monarchie je mehr und mehr nähert, bis diese wieder zu einer erblichen wird: ein Charakter, der in der letzten Revolution nicht aufgege=ben ist, unstreitig, weil man, wäre es auch nur dunkel,

gefühlt hat, daß 32 Millionen Menschen, welche auf 10,120 Geviertmeilen leben, für die Erhaltung ihres inneren Friedens einer großen Autorität bedürfen, die nur in einem Monarchen anzutreffen ist, und daß diese große Autorität nur dadurch zu einer menschlichen und sittlichen werden kann, daß, wer sie bekleidet, dafür geboren und erzogen ist. Wirklich ist die Wahl des Herzogs Ludwig Philipp von Orleans das Einzige, was mit den Widerwärtigkeiten, die sich an die Auftritte der letzten Revolution knüpften, versöhnen kann; und sie ist zugleich ein unverwerfliches Unterpfand für die Zukunft, vorausgesetzt, daß der Stifter der neuen Dynastie sich frei zu machen versteht von allen den Hindernissen, an welchen Karl der Zehnte gescheitert ist . . .

Was in diesem Ausspruch räthselhaft ist, wird, wie wir glauben, faßlich, ja handgreiflich werden, sobald wir darüber im Reinen sind, weßhalb die Restauration sich mit einer Expulsion geendigt hat. Freilich wird das, was wir über diesen Gegenstand zur Sprache zu bringen gedenken, Vielen auffallen; gleichwohl können wir nicht umhin, es zu sagen, wäre es auch auf die Gefahr, für einen Ultra gehalten zu werden, wovon wir jedoch, unserem Bewußtseyn nach, am weitesten entfernt sind.

Zur Sache!

Als Ludwig der Achtzehnte im Jahre 1814 nach der Hauptstadt Frankreichs zurückgekehrt war, redete der Herr von Talleyrand ihn auf folgende Weise an:

„Die Wiederherstellung der Ordnung, nach einer so langen Verwirrung, erheischt einen Muth, der sich selbst zum Opfer bringt. Die Wunden des Vaterlandes zu heilen,

sind Wunder vonnöthen; aber Wunder, Sire, sind Ihren väterlichen Anstrengungen aufbewahrt. Je schwieriger die Umstände sind, desto mächtiger, desto verehrter muß freilich das königliche Ansehn seyn; allein, es wird durch den Glanz alter Erinnerungen zu der Einbildungskraft reden, und sich zugleich den Wünschen der reinen Vernunft dadurch nähern, daß es derselben die weiseste Theorie abborgt. Eine konstitutionelle Akte wird das Interesse Aller an das Interesse des Throns binden, und den ersten Willen durch den Zusammenstrom der Willen Aller verstärken. Sie wissen besser, als wir, Sire, daß dergleichen Verfassungen, von einem benachbarten Volke angenommen, erprobt und bewährt, den Monarchen, welche Freunde der Gesetze und Väter ihrer Völker sind, zu Stützen, nicht zu Schranken dienen."

Herr von Talleyrand gilt für einen vollendeten Staatsmann; und es liegt keinesweges in unserer Absicht, den Ruf, in welchen er sich gebracht hat, zu verdunkeln. Das Einzige, was wir uns zu bemerken erlauben, ist gegen den von ihm herrührenden Ausspruch gerichtet, „daß Schranken zu Stützen werden können, wenn die Monarchen, für welche sie vorhanden sind, den Vorzug haben, Freunde der Gesetze und Väter ihrer Völker zu seyn." Sind die Gesetze eines Landes gut, d. h. dem, in demselben waltenden Zivilisations-Grade angemessen, und entspricht die Gesinnung des Monarchen seiner Bestimmung, welche schwerlich eine andere seyn kann, als zum Vortheil Aller zu regieren: so bedarf es für ihn keiner Schranken, die als Stützen dienen sollen. Solche Schranken sind noch mehr, als überflüssig; denn sie können in einem hohen

Grade

Grade hinderlich werden — verderblich sogar, wenn sich aus ihnen ein Faktionsgeist entwickelt, dem man nur nachgeben oder unterliegen kann.

War die Charta Ludwigs des Achtzehnten den „weisesten Theorien der reinen Vernunft" entsprechend? Wir wissen nicht, wo diese Theorien anzutreffen sind. Das aber wissen wir, daß die auf Beobachtung und Erfahrung gestützte Vernunft eine Verfassung verwirft, welche verlangt, daß eine aus verschiedenen Gewalten zusammengesetzte Regierung den Charakter der Einheit und in diesem den Charakter der Stärke bewahren soll. Da nämlich Gewalten keine andere Bestimmung haben, als sich zu bekämpfen, weil sie sich nur im Kampf als Gewalten ausbringen können: so ist jeder Versuch, sie im Gleichgewicht oder in der Schwebe zu erhalten, naturwidrig und der Qudratur des Zirkels gleichzusetzen. Diese Theorie hat nichts weiter für sich, als eine falsche Auslegung der brittischen Verfassung, in welcher scheinbar drei Gewalten bei der Hervorbringung des Gesetzes zusammenwirken, während die einzig mögliche Gewalt, ich meine die königliche, die wahre Urheberin des Gesetzes ist, und immer nur dafür sorgt, daß es den Anschein habe, als ob es aus dem allgemeinen Vortheil hervorgegangen sei.

Ob Ludwig der Achtzehnte bei Gewährung der Charta mehr einem weitverbreiteten Vorurtheile, oder seiner Ueberzeugung gefolgt sei, wird schwerlich jemals ausgemittelt werden. Genug, es bedurfte um die Zeit, wo die Charta zuerst erschien (1. Juni 1814) einer Erklärung, wodurch das zurückgekehrte Fürstengeschlecht sein Verhältniß zu dem Volke, das von ihm regiert werden sollte, bestimmte; und

als eine solche war die Charta gewissermaßen der ausgeworfene Anker, durch welchen die Bourbonen festen Grund fassen wollten.

Bei ihrem ersten Eintritt in die französische Gesellschaft war die Charta nur ein Gegenstand des Argwohns oder des Abscheu's: jenes für die Konstitutionellen, welche in diesen Zeiten noch als Republikaner bezeichnet wurden; dieses für die Royalisten. Chateaubriand hat ihre Reden aufbewahrt.

Die ersteren sagten: „die Charta sei unvollständig; die Pair-Kammer müsse aus erblichen Gliedern zusammengesetzt seyn; der Eintritt in die Wahlkammer müsse in einem früheren Alter gestattet werden; es müsse ein Ministerium, aber nicht Minister geben: eine Opposition ohne Gewalt, ohne Einfluß, ohne Mittel, dem Einflusse der Minister das Gleichgewicht zu halten, sei keine Opposition; was das Amalgam zwischen einem alten und einem neuen Adel bedeute, dessen Erhaltung zugestanden sei? wozu Adelsbriefe, da es, der That nach, nur einen politischen Adel gebe?"

Die letztern sagten: „durch Berufung auf die Fortschritte der Aufklärung, so wie mit den Worten „Freiheit und Gleichheit" hat man Frankreich in namenloses Verderben gestürzt; die bloße Benennung von Konstitution ist verhaßt und beinahe lächerlich; alle Verpflanzung von einem Volke zum andern ist unsinnig, weil Regierungen aus den Sitten der Zeit hervorgehen, und folglich das Produkt der letztern sind; legen wir es doch nicht darauf an, Engländer zu werden; was für diese gut ist, ist schlecht für uns; wir sind zu flatterhaft, um uns nachhaltig und ernstlich mit öffentlichen Angelegenheiten zu befassen; wir sind zu

entzündlich, zu geschwätzig, zu wenig von dem allgemeinen Besten begeistert, um berathschlagende Versammlungen bilden zu können; es wird uns nie an Ehre fehlen, sie ist das Fundament unserer Monarchie, aber wir werden nie den öffentlichen Geist haben, der mit einem andern Regierungs-Prinzip in Verbindung steht; auch unsere Kontinental-Lage erlaubt uns nicht, dergleichen politische Formen anzunehmen; denn, während wir in den beiden Kammern über die Aushebung eines Heeres berathschlagen, können unsere Feinde nach Paris kommen; und verfügt der König nach Belieben über die bewaffnete Macht, so wird er auch nach Belieben unsere Konstitution zerstören."

Betrachtet man diese Aeusserungen der Konstitutionellen und der Royalisten als erste Eingebungen: so muß man ihnen wenigstens die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie Ahnungen enthielten, welche später nur allzu sehr erfüllt worden sind. Der Unbestand der Charta war also schon bei ihrem ersten Erscheinen entschieden. Am vollständigsten offenbarte sich dies, als, in den ersten Tagen des Märzes 1815, Napoleon Bonaparte, von Elba aus, den französischen Boden betrat, um sich zum zweiten Male auf den Thron zu schwingen. Der Argwohn, daß die Charta nicht ehrlich gemeint sei, war um diese Zeit so allgemein verbreitet, daß Ludwig der Achtzehnte, um demselben in der ihm bevorstehenden Krisis entgegen zu wirken, die bereits prorogirten Kammern aufs Neue einberief, und ihnen in dem Sitzungssaal der Wahlkammer erklärte: er wolle ihnen nicht vorenthalten, daß er alle Ansprüche von Ruhm auf die Charta gründe. „Ich schwöre," fuhr er fort, „daß ich entschlossen bin, dies Gesetz aufrecht zu er-

halten. Versammeln wir uns um diese Urkunde! Sie sei unser heiliges Panier. Die Enkel des vierten Heinrich reihen sich zuerst um sie; dann alle Franzosen! Möge endlich die Mitwirkung beider Kammern der Autorität alle Kraft geben, deren sie bedarf!“ Durch nichts war dieser Auftritt noch mehr herbeigeführt worden, als durch den Verdacht, die Prinzen des königlichen Hauses seien Feinde der Charta, und warteten nur auf den Hintritt Ludwigs des Achtzehnten, um die alte Ordnung der Dinge zurückzuführen. Ob nun gleich der Graf von Artois (nachmaliger König Karl der Zehnte) hervortrat, und in seinem und seiner beiden Söhne Namen schwur, „daß sie entschlossen seien zu leben und zu sterben in der Treue für den König und für die Verfassungsurkunde, welche das Glück der Franzosen sichere:“ so blieb dieser feierliche Akt doch ohne alle Wirkung hinsichtlich des Widerstandes, der von ihm ausgehen sollte, und die Reise des Königs erst nach Lille und sodann nach Gent mußte angetreten werden, weil es kein anderes Mittel gab, den Verlegenheiten zu entgehn, die sich an den Abfall der Truppen und an Bonaparte's schnelles Vorrücken knüpften.

Nach dem Sturm der sogenannten hundert Tage konnte die Charta um so weniger zurückgenommen werden, weil Ludwig der Achtzehnte geschworen hatte, „daß er seine Ansprüche von Ruhm auf dies Gesetz gründe.“ Wenn nichts desto weniger dies Staatsgrundgesetz schon im Sommer des Jahres 1815 stark verletzt wurde: so lag hierin nur der Beweis, daß es nicht ausreichte für alle die Fälle, die sich in einem sehr zusammengesetzten Gesellschaftszustande

bei einer Bevölkerung von 30 Millionen darbieten können. Wir machen also Ludwig dem Achtzehnten keinen Vorwurf wegen jenes Amnestie-Gesetzes vom 24. Juli, wodurch neun und zwanzig Mitglieder der Pairkammer ihrer Würde entsetzt, neunzehn Generale und Obersten vor ein Kriegsgericht gestellt, und acht und dreißig Individuen als Königsmörder ins Exil geschickt wurden: alles dies in Folge einer königlichen Ordonnanz, die dem klarsten Inhalte der Charta zuwider lief.

Die im Jahre 1816 wirksame Wahlkammer bestand aus so leidenschaftlichen Royalisten, daß durch ihre Aufforderungen die Regierung anhaltend über die Gränzen der Mäßigung und Gerechtigkeit hinausgetrieben wurde. Da jene nicht zu bekehren war, so mußte man auf ein Mittel denken, sich von ihr zu befreien. Man fand dies Mittel in dem Wahlgesetz, das der Weisheit des nachmaligen Herzogs Decazes zugeschrieben wird. Wer bis dahin in die Wahlkammer getreten war, hatte diese Ehre einer Bonapartischen Einrichtung zu verdanken, nach welcher die Wähler ihre Verrichtung auf Lebenszeit ausübten. Diese Einrichtung wurde aufgehoben und an die Stelle derselben eine andere gebracht, nach welcher 1000 Franken direkter Steuer die Wählbarkeit gewährten. Diese Einrichtung hat im Verlauf der Zeit einige Abänderungen erfahren, auf welche der Partheigeist allzu viel Gewicht gelegt hat. Ohne bei dem doppelten Votum und bei der Septennalität zu verweilen, fragen wir bloß: welchen Einfluß das Wahlgesetz, wenn es auf die Steuer gegründet ist, auf die Güte oder die Angemessenheit der Gesetze hat? eine Frage, welche

nicht beantwortet werden kann, ohne das ganze Repräsentativ-System in seiner Nacktheit, d. h. nach seinem wahren Werthe darzustellen.

Es läßt sich nicht oft genug wiederholen, daß es für die Gesellschaft eines Thätigkeitszwecks bedarf, weil sie sonst ohne politisches System bleiben würde. Allein kann das Gesetzgeben jemals Zweck werden? Hierauf läßt sich nur durch die Gegenfrage antworten: würde es nicht seltsam seyn, wenn man annehmen wollte, die Menschen wären, in Folge aller Fortschritte der Zivilisation, dahin gelangt, sich in Gesellschaften zu vereinigen mit dem Zweck, sich gegenseitig Gesetze vorzuschreiben? Wahrlich, so etwas würde eine aufs Höchste getriebene Mystifikation in sich schließen! Denn müßte man nicht glauben, Menschen wahrzunehmen, die sich ernsthaft vereinigt hätten, um neue Verabredungen für das Schachspiel zu treffen, deßhalb aber nicht weniger glaubten, Schachspieler zu seyn? Eine so handgreifliche Absurdität ist nur zu entschuldigen bei Legisten, deren Urtheil in der Regel dadurch fehlerhaft ist, daß sie sich gewöhnt haben, alles nur seiner Form nach aufzufassen. Auf Seiten der Betriebsamen, welche, im Gegentheil, gewohnt sind, den Dingen auf den Grund zu dringen, würde die Verlängerung eines solchen Irrthums gar nicht zu entschuldigen seyn. Für sie ist Gesetzgebung nicht Zweck, sondern nur Mittel.

Unstreitig wird man sagen, „der Zweck des gesellschaftlichen Vertrages sei die Aufrechthaltung der Freiheit;" dabei aber dreht man sich noch in demselben Gedankenkreis, indem man eine vorübergehende Ordnung der Dinge für ein zu konstituirendes System nimmt. Die Aufrecht-

haltung der Freiheit hat ein Gegenstand ernstlicher Besorgniß seyn müssen, so lange das Lehns- und Kirchen-System noch einige Kraft hatte; denn so lange dies der Fall war, blieb die Freiheit schweren und anhaltenden Angriffen ausgesetzt. Allein gegenwärtig braucht man sich nicht auf dieselbe Weise zu beunruhigen, weil das industrielle und wissenschaftliche System, auf dessen Feststellung es ankommt, durch sich selbst den höchsten Grad gesellschaftlicher Freiheit, sowohl im Weltlichen als im Geistlichen, mit sich führt. Bei einer solchen Ordnung der Dinge, würde ein großes Gepränge von politischen Kombinationen, das keinen andern Zweck hätte, als die Freiheit vor Angriffen zu bewahren, denen sie nicht mehr ernstlich ausgesetzt ist, die größte Aehnlichkeit mit jenem Kampfe haben, den Don Quichotte mit Windmühlen bestand, die er für Riesen hielt.

Ausserdem kann aber auch die Aufrechthaltung der individuellen Freiheiten in keinem Falle der Zweck des gesellschaftlichen Vertrages seyn. Aus dem richtigen Gesichtspunkte betrachtet, ist die Freiheit eine Folge der Zivilisation, fortschrittlich, wie diese, ohne jemals der Zweck derselben zu seyn. Man vergesellschaftet sich ja nicht, um frei zu werden. Die Wilden treten in Gesellschaft, um zu jagen, oder um Krieg zu führen, doch gewiß nicht, um die Freiheit zu erwerben; denn in dieser Beziehung würden sie weit besser daran thun, daß sie vereinzelt blieben. Es bedarf, ich wiederhole es, eines Thätigkeitszwecks; aber die Freiheit kann dieser Zweck nicht seyn, weil sie ihn voraussetzt. Denn die wahre Freiheit besteht nicht darin, daß man die Hände in den Schooß legt, so oft die Lust

dazu anwandelt: eine solche Neigung muß sogar streng geahndet werden, wo sie auch angetroffen werde. Die Freiheit besteht im Gegentheil darin, daß man, ohne Hinderniß und in der möglich-größten Ausdehnung, eine der Gesellschaft nützliche Fähigkeit entwickelt, diese sei eine zeitliche (materielle) oder eine geistliche (immaterielle).

Bemerken wir auch noch, daß nach Maßgabe der Fortschritte, welche die Zivilisation macht, die Theilung der Arbeit, im Zeitlichen sowohl als im Geistlichen, d. h. betrachtet aus dem allgemeinsten Gesichtspunkte, sich in demselben Verhältnisse vermehrt. Es folgt hieraus nothwendig, daß die Menschen weniger von einander individuell abhangen, daß aber jeder desto mehr von der Masse abhängt. Die unbestimmte und metaphysische Idee der Freiheit, so wie sie heutigen Tages in Umlauf ist, würde demnach, wenn man sie anhaltend zur Basis politischer Lehren machen wollte, auf eine ausgezeichnete Weise die Einwirkung der Massen auf die Individuen stören. Und unter diesem Gesichtspunkte würde sie der Entwickelung der Zivilisation, so wie der Organisation eines gut geordneten Systems entgegen seyn: eines Systems, welches verlangt, daß die Theile innig an das Ganze geknüpft seyn, und sich in der stärksten Abhängigkeit von demselben befinden sollen.

Was die politische Freiheit betrifft, so springt nur allzu sehr in die Augen, daß sie noch weit weniger als die individuelle Freiheit für den Zweck der Vergesellschaftung gehalten werden darf. Wahrlich, die jedem Bürger, der Theorie nach, übertragene Befugniß, sich mit den öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen, ohne daß von der

Fähigkeit auch nur im Mindesten die Rede ist, liefert den vollständigsten und handgreiflichsten Beweis von der Unbestimmtheit und Ungewißheit, worin sich die politischen Ideen unserer Zeit noch befinden. Wie wäre es sonst wohl möglich, daß man, wenn gleich in umwundenen Ausdrücken, deren Sinn jedoch gar nicht verfehlt werden kann, hätte sagen können, „es bedürfe keiner natürlichen oder erworbenen Fähigkeit, um über Staatssachen zu urtheilen?"

Dies ist nämlich der Sinn aller der Wahlgesetze, nach welchen der Steuerpflichtige, wenn er, wie in Frankreich, 300 Franken direkter Steuer zahlt, das Recht hat, denjenigen zu wählen, den er für einen guten Gesetzgeber hält, und nach welchen jeder, welcher 1000 Franken direkter Steuer zahlt, für ein gebornes Mitglied einer gesetzgebenden Versammlung gilt. Es wird und muß eine Zeit kommen, wo man nicht begreifen wird, wie der politische Unsinn habe so weit getrieben werden können. „In welchem Lichte" — so wird man fragen — „wurde denn in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Verrichtung eines Gesetzgebers betrachtet? Sah man darin noch etwas mehr, als eine Schauspieler-Rolle, welche zur Belustigung diente? Es würde doch wahrlich lächerlich seyn, wenn man von dem ersten Besten, welcher 1000 Franken direkter Steuer bezahlt, verlangen wollte, daß er damit die Fähigkeit verbinden müsse, in der Chemie neue Entdeckungen, oder in der Mechanik neue Erfindungen zu machen. Um wie viel weniger aber ist man berechtigt, von einem großen Eigenthümer, der den Vorzug hat, 1000 Franken von seinem Einkommen an den Staat abzugeben, zu verlangen, daß er in der schwierigsten aller

Künste d. h. in der Kunst, gute Gesetze zu machen, bewandert sei!"

Um die Zeit, wo man so über die modernen Wahlgesetze urtheilen wird, wird die Politik, d. h. die Wissenschaft der Gesellschaft zu einer positiven Wissenschaft geworden seyn, die sich aus den Banden des Conjekturalen hervorgearbeitet hat, und, wie jede andere auf Beobachtung und Erfahrung beruhende Wissenschaft, nur das gut heißt, was ihren Prinzipen gemäß ist.

Als Herr Decazes sein Wahlgesetz auf Frankreich übertrug, hatte er von dem Einspruch einer solchen Wissenschaft noch nichts zu befürchten. Im Ganzen kam es nur darauf an, die französische Regierung von einer lästigen Wahlkammer zu befreien, die nicht länger ertragen werden konnte. Dieser Zweck nun wurde auf das Vollständigste dadurch erreicht, daß in Folge der neuen Wahlen das alte und das neue Frankreich an einander gebracht wurden; nur daß sich, von Stund an, zwei Partheien bildeten, die sich standhaft bekämpften: Partheien, von denen die eine die Benennung der Ultra's erhielt, weil sie, über die Ideen der Regierung hinaus, in die Vergangenheit zurückstrebte, während die andere die Benennung der Liberalen davon trug, weil sie, die Revolution vertheidigend, aus der Gegenwart in die Zukunft gleichsam einbrach, um Vortheile zu erobern, die noch nicht an der Zeit waren. Angemessener würden die Benennungen der Retrograder und den Progressiven gewesen seyn, wenn über Benennungen sich das Mindeste vorschreiben ließe.

Bei dieser Zusammensetzung der Wahlkammer hatte das Ministerium keine andere Aufgabe zu lösen, als beide

Partheien so zu handhaben, daß es auf den kürzesten Wegen zu seinen Zielen gelangte. Da nun allenthalben, wo die Gesetzgebung eine öffentliche ist, über die Annahme oder die Verwerfung eines Gesetzes nichts anders entscheiden kann, als die Abstimmung, diese aber nur unter der Bedingung zum Vortheil des Ministeriums ist, daß es die Majorität der Gesetzgeber auf seiner Seite hat: so lag wohl nichts mehr in der Natur der Dinge, als daß seit dem Jahre 1817 die Ministerien sich zu den Retrograden hinneigten: einmal, weil diese der Zahl nach die stärksten waren; zweitens, weil eben diese Parthei die Fortschritte der Revolution am meisten hemmte. Selbst wenn diese Maxime nicht unter allen Umständen befolgt wurde, mußte sie vorherrschend bleiben; denn, wie wäre es wohl möglich gewesen, ohne sie, auch nur von fernher, der Regierung den Charakter der Einheit zu bewahren?

Bei ihrem ersten Eintritt in die Gesellschaft war die Charta den Franzosen entweder gleichgültig, oder verhaßt. Erst nachdem sie die Entdeckung gemacht hatten, daß dies Staatsgrundgesetz einen Tummelplatz für den Partheigeist eröffnete, begangen sie dasselbe liebzugewinnen. Durch zwei Artikel der Charta war dem Partheikampfe ein unabsehbarer Spielraum gegeben. Der eine lautet, wie folgt: „Der König ist das Oberhaupt des Staats, führt den Oberbefehl über die Land- und Seemacht, erklärt den Krieg, schließt Friedens-, Allianz- und Handelsverträge, ernennt zu allen Stellen der öffentlichen Verwaltung und läßt zur Ausführung der Gesetze und zur Sicherheit des Staats, die nothwendigen Verfügungen und Verordnungen ergehen." Der zweite ist folgendermaßen ausgedrückt: „Es kann keine

Steuer erhoben werden, die nicht von den beiden Kammern bewilligt und von dem Könige bestätigt ist." Durch diese Anordnuug war der König in eine bleibende Abhängigkeit von den beiden Kammern gebracht: in eine Abhängigkeit, wobei sein Ansehn beständig in Gefahr schwebte, da, um das Oberhaupt des Staats kraft- und machtlos zu machen, nichts weiter erforderlich war, als ihm die Machtmittel zu versagen. Wenn funfzehn Jahre verstrichen, ohne daß man von dieser Maßregel Gebrauch machte, so hatte dies keinen andern Grund, als daß es so lange an einer hinreichenden Aufforderung dazu fehlte; ausbleiben aber konnte diese nicht bei einem Parthei-Kampf, der von einem Jahr zum andern heftiger wurde, und eine Höhe erreichen mußte, auf welcher er nicht fortgeführt werden konnte. Eine nothwendige Ausgeburt des Wahlgesetzes war die doppelte Opposition gegen das Ministerium, welche sich vom Jahr 1818 an bildete. Zwar schloß sie in sofern eine Art von Erleichterung in sich, als es von den Ministern abhing, welcher Opposition sie nachgeben wollten; allein wie gefährlich blieb bei dem Allen die Stellung der Minister, und wie viel Veränderungen in den Dingen und in den Personen sind nöthig gewesen, um der zu lösenden Aufgabe gewachsen zu bleiben, d. h. die Charta in Ehren zu erhalten!

Es sei erlaubt, hier zu wiederholen, was ein Mann von Geist in den ersten Monaten dieses Jahres über den Gegenstand bemerkte, von welchem hier die Rede ist.

„Wenn ich nicht irre" — sagt der Abbé de Pradt — „so stehen wir, alles gerechnet, seit 1814 bei dem 65sten Minister. Nie hat Frankreich, nie ein Land auf

der Welt, in so kurzer Zeit so viele Minister verbraucht. Auch hat die Veränderlichkeit der Dinge der der Menschen vollkommen entsprochen. Es hat ein Ministerium ohne Präsidenten, einen Präsidenten mit einem Ministerium, eine Pairie ohne Erblichkeit und Pairie mit Erblichkeit, halbe Minister der Polizei und Polizei-Direktoren gegeben, die bald dem einen Minister, bald dem andern untergeordnet waren; Minister des Königlichen Hauses, politische Minister, und hernach bloße Intendanten der Zivil-Liste; königliche Räthe der Universität und dann Minister des öffentlichen Unterrichts; Minister des Handels und dann Handelsbureaus; Direktionen des Straßen- und Brückenbaues und dann Minister der öffentlichen Arbeiten; d. h. man hat sechzehn Jahre dazu gebraucht, zu schaffen, zu zerstören, wieder herzustellen und den Fürsten heute die Vernichtung dessen unterschreiben zu lassen, was er gestern zu Stande gebracht hatte. Was kann sonach Wurzel fassen inmitten solcher Bewegung und Veränderung? Welche Lehre, welches Vertrauen zu den Menschen und zu den Dingen? Welcher Eifer für das, was man nicht wachsen und endigen sehen soll? Wie sollen die Untergeordneten auf so vergängliche Vorgesetzte sich stützen? Sie haben so viele auf- und abtreten gesehen; sie erwarten deren noch so viele Andere. Welche Bedeutung haben die Strafen, wenn der, der sie erleidet, weiß, daß in sechs Monaten jemand kommen wird, der sie aufhebt? Ein Minister setzt Präfekten ab; einige Zeit setzt sie ein anderer Minister wieder ein mit erhöhetem Range. So geht alles, sich selbst erniedrigend und auflösend. Die Paläste der Minister, an sich edle und imponirende Wohnungen, verwandeln sich in

Wirthshäuser, wo jeder einkehren darf. Jede Art von Ehrsucht wird aufgerufen, geschärft. Man vergleicht sich nicht mit den Geschäften, sondern mit denen, die sie für den Augenblick führen, und bald giebt es Gefallene genug, um damit ein Invaliden-Haus zu bevölkern, dem Volke zur Last; denn das ist immer das Ende. Dreißig Jahre sind nöthig, um eine Militär-Pension von einigen hundert Franken zu erhalten; einige Monate des Minister-Amtes tragen 12,000 Fr. Ruhegehalt und fast immer Titel und Orden ein. Wollt' ich eine Gesellschaft auflösen, so würde ich kein anderes Mittel wählen; besonders verbunden mit einem vollendeten und konsequent-verfolgten System von Servilität hinsichtlich der Beamten und alles dessen, was die Hand der öffentlichen Gewalt erreichen kann. Auch sehe man, was man aus dem gemacht hat, was das Edelste in der Gesellschaft ist: die Ausübung der Staatsämter. Man sehe, welches das Loos derer ist, die, in diesem elenden Zustande der Dinge, die Unerschrockenheit haben, sich damit zu belasten! Man sehe die Stellung der gefallenen Minister! Giebt es eine gezwungenere und lächerlichere zugleich? Was suchten sie? Sie wissen es nicht. Wohin wollten sie gelangen? Sie wissen es eben so wenig. Was denken sie zu thun zwischen Reue und Hoffnung, zwischen einer Opposition voll Widerwillens und dem brennenden Wunsche der Widereinsetzung? Sie verwirren sich; sie bringen die Zeit hin, Apologien zu stammeln und sich durch schimpfliche Vergleichungen mit ihren Vorgängern und Nachfolgern geltend zu machen: denn das ist die wahre Gränze des Verdienstes aller dieser Menschen. Woher kommen aber alle diese Uebel? Von der 1814 genommenen Rich-

tung. Alles, was wir sehen, ist nur die Entwickelung davon; das Ministerium Blacas bietet dem Ministerium Polignac die Hand; die einzelnen Akte sind nicht zu zählen, wohl aber läßt sich der Geist, der sie hervorbringt, erkennen. Uebrigens ist der Geist von 1814 und 1830 vervollständigt und vervollkommnet; ganz und gar Koblenz, das sich nun seiner Beute bemächtigt hat. Daß auf diesem Wege eine beständige Veränderlichkeit Statt findet, ist unvermeidlich; daß nicht alle Menschen die Kraft haben, dasselbe zu leisten, liegt in der Menschheit, die reicher ist an Verschiedenheiten, als an Aehnlichkeiten; daß die Einen auf halbem Wege stehen bleiben, die Andern bis ans Ziel gehen wollen, muß seyn, nach der unendlichen Verschiedenheit der Charaktere. Immer ist es wahr, daß die Maschine dieselbe bleibt und daß nur die sie leitenden Hände sich verändern. Außerdem liegt es in der Natur der Dinge, daß Erschwerung die unvermeidliche Folge von der Stätigkeit dieser Richtung ist: sie findet Hindernisse; diese müssen besiegt werden; die neuen Anstrengungen schaffen neue Hindernisse; und wie diese überwinden, ohne einen neuen Druck? So befindet man sich auf einem Wege ohne Ende. Von einem Zwiste mit den Parlamenten gelangt man zur cour plenière, und von 1814 kommt man zu den Kammern, welche aufgelöst werden müssen, zu andern, mit denen man abrechnen muß, und Gott weiß zu welchem Tage, wo vom Abschlusse dieser Rechnung die Rede seyn wird. Alles dies liegt in der 1814 genommenen Richtung. Wer sie gründlich erforschte, sah diese Resultate voraus; wer sie nicht darin sah, taugt nicht zu Geschäften."

So weit Herr von Pradt.

Dieser schlaue Abbé getraute sich nicht, in den ersten Monaten dieses Jahres rund herauszusagen, daß die von Ludwig dem Achtzehnten im Jahre 1814 aus Gnaden bewilligte Charta die Quelle aller Unruhen und aller Leiden Frankreichs sei; allein kann man sich dagegen verblenden, daß dies der wahre Sinn seiner Rede ist?

Rief übrigens die bona fide gegebene Charta den Parthei-Kampf ins Leben, so wurde dieser nicht wenig verstärkt durch den Nachdruck, den ihm die Presse gab. Kein Gegenstand hat mehr beschäftigt, als dieser; allein, wenn man nie dahin gelangt ist, ihn in seine Gewalt zu bringen, so hat dies einen Grund, der in nur allzu großer Allgemeinheit verkannt worden ist. Angenommen, die Charta wäre von einer solchen Beschaffenheit gewesen, das es zu ihrer Bethätigung nicht des Parthei-Kampfes bedurft hätte — würde alsdann die Presse je so lästig geworden seyn, daß man auf Beschränkungsmittel Bedacht zu nehmen Veranlassung gehabt hätte? Ich zweifle. Mit Unrecht hat man sie zu einer Ursache erhoben; sie war immer nur eine Wirkung. Sollte die Gesetzgebung den Charakter der Oeffentlichkeit haben, so konnte sie ihn in einem grösseren Umfange nur unter dem Beistande der Presse gewinnen. Hierin nun lag, an und für sich, nichts Gefährliches. Doch an die Oeffentlichkeit der Gesetzgebung schloß sich der Partheikampf an, und sofern es unmöglich war, der einen Parthei zu versagen, was man der andern nicht ungern bewilligte, mußten alle Bemühungen, die Presse in Schranken zu halten, vergeblich seyn. Was ist nicht alles versucht worden, um in dieser Beziehung ans Ziel zu gelangen; und wie vergeblich sind alle Anstrengungen dadurch geworden, daß

man

man sich zuletzt sagen mußte: „die Presse sei nichts mehr und nichts weniger, als das Organ der Partheien, unschädlich, sofern diese es wären, schädlich und verderblich hingegen, sofern der Parheikampf sie dazu machte." Wahrlich die Presse Frankreichs ist in ihren Produktionen immer nur der Ausdruck der größeren oder geringeren Heftigkeit gewesen, womit die Partheien sich verfolgten; und wenn die liberalen Blätter allgemeiner gelesen wurden, als die nicht-liberalen, so rührte dies immer nur daher, daß der menschliche Geist sich lieber mit der Zukunft, als mit der Vergangenheit beschäftigt, wobei noch das in Anschlag gebracht werden muß, daß jede retrograde Parthei, der von ihr verfolgte Gegenstand sei welcher er wolle, nur die Bestimmung hat, die Gegenparthei viel weiter zu führen, als diese, sich selbst überlassen, gegangen seyn würde.

Wollte man also die Produktionen der Presse in seine Gewalt bringen, oder, was dasselbe sagt, die Presse unschädlich machen: so bedurfte es dazu ganz anderer Mittel als derjenigen, die wirklich von den verschiedenen Ministerien angewendet worden sind. Nicht „ein Gesetz der Liebe und Gerechtigkeit," wie Herr v. Peyronet es entworfen hatte, konnte zum Ziele führen, wohl aber eine solche Unterdrückung des Kampfes zwischen den Ultras und den Lieberalen, daß die Gesellschaft nicht länger in zwei Theile zerfiel, von welchen jeder den andern mit Untergang bedrohete. War jedoch diese Unterdrückung möglich, ohne eine förmliche Aufhebung des Staatsgrundgesetzes, aus welchem jene Partheien hervorgegangen waren? ...

Nichts ist, in unserer Ansicht von den Erscheinungen des vierten Akts der französischen Umwälzung, richtiger, als

wenn Herr de Pradt sagt: „das Ministerium Blacas reicht dem Ministerium Polignac die Hand." So wie nämlich in dem großen Drama, französische Revolution genannt, jeder frühere Akt den zunächst folgenden vorbereitet und herbeigeführt hat: eben so hat in dem vierten Akt, Restauration betitelt, auch jeder frühern Auftritt den nächstfolgenden vorbereitet und herbeigeführt. Unter „Auftritten" kann hier nichts anderes verstanden werden, als „Ministerien." Vergegenwärtigt man sich nun die Reihe von Ministerien, welche in das Ministerium Villele auslief: so begreift man ohne Mühe, wie dieses, vermöge seiner längeren Dauer und seines despotischen Verfahrens unter dem Beistande der Retrograden, alles zu verantworten hat, was in den letzten Tagen des Julius dieses Jahres Entscheidung herbeiführte. Nicht ohne Noth schied das Ministerium Villele aus: seine letzte Stunde schlug in den Wahlen des Jahres 1827; es war mit seinen Mitteln zu Ende. Das Ministerium Martignac konnte nur mit einer liberalen Kammer regieren; und da dies an und für sich unmöglich ist, weil der Liberalismus charakterlos hin und herschwankt, so blieb nichts anders übrig, als nach etwa anderthalb Jahren ein neues Ministerium zusammen zu setzen, das die Wahrscheinlichkeit gewährte, die königliche Autorität durch dasselbe zu retten. Dies war das Ministerium Polignac. Wir sagen nicht daß die Wahlen gu tgetroffen waren: wohl aber sagen wir: die Dinge waren dahin gediehen, daß, wer es auch versuchen mochte, sich ihrer zu bemeistern, über diesen Versuch zu Grunde gehen mußte.

Ein unmittelbares Gefühl, das man als Instinkt bezeichnen möchte, sagte den Franzosen, daß es Entscheidung

gelte. Daher der allgemeine Aufschrei gegen die Wahl des Herrn von Polignac; daher die vielfachen Vereine zur Versagung der Steuer, wenn Polignac Präsident des Ministerraths bleiben sollte. Da der König nicht zurücktreten wollte: so mußte er sich gefallen lassen, daß er, nach geschehener Eröffnung der Kammern, in der sogenannten Danksagungsrede aufgefordert wurde, sich von einem Ministerium zu trennen, das zwar sein Vertrauen, doch nicht das der Wahlkammer hätte. Diese Kammer wurde erst prorogirt und dann, nicht lange darauf, aufgelöst. Die neuen Wahlen gaben kein vortheilhafteres Resultat, als das der Wahlen von 1827 gewesen war; der öffentliche Wille aber hatte sich so vollständig ausgesprochen, daß, die neue Wahlkammer eröffnen, nicht mehr und nicht weniger war, als — sich einer zweiten Kränkung, wo nicht einem Frevel aussetzen. Was konnte, was mußte unter diesen Umständen geschehen? Man betrachte das Verfahren des Königs von welcher Seite man wolle: die Kraft der Charta war erschöpft; mit ihr konnte es keinen König in Frankreich mehr geben. Gerade in Folge dessen, was seit funfzehn Jahren vorangegangen war, mußte man darauf bedacht seyn, die Grundlagen des gesellschaftlichen Zustandes der Franzosen zu verändern; und da sich mit der Charta nicht länger regieren ließ, so erfolgten am 25. Juli jene Ordonnanzen, auf welche man sich seit längerer Zeit gefaßt hielt, und welche, indem sie die Charta zertrümmern sollten, durch den Widerstand, auf welchen sie stießen, damit endigten, daß sie die Restauration in eine Expulsion verwandelten. Was man in dieser überraschenden Erscheinung auch den Personen zur Last legen möge: die wahre Ursache derselben war die

Charta durch die Entwickelung, welche sie dem politischen System Frankreichs gegeben hatte: eine Entwickelung, welche, vom ersten Anfange an, der Regierung den Charakter der Einheit geraubt und die öffentliche Autorität von Stufe zu Stufe dahin geführt hatte, daß sie nur unter der Bedingung gerettet werden konnte, daß es ihr gelang, ganz neue Mittel in Anwendung zu bringen. Wir sagen keineswegs, daß dies mit dem Herrn von Polignac gelungen seyn würde; aber wir sagen, daß ein Versuch zu diesem Zweck unvermeidlich geworden war. Der von den sämmtlichen Ministern unterzeichnete Bericht an den König, in Folge dessen Se. Majestät, gestützt auf den vierzehnten Artikel der Charta, die verhängnißvollen Ordonnanzen erließ, beweiset nur allzu sehr, daß Leidenschaftlichkeit und Uebereilung dem Ministerium nicht fremd waren; denn dieser Bericht handelt nur von den Wirkungen der Presse, man rottet aber einen Giftbaum nicht dadurch aus, daß man seine Blüthen vernichtet. Je weniger das Ministerium den Zusammenhang erkannte, in welchem die Presse verderblich geworden war, desto geringer war auch die Wahrscheinlichkeit, daß es das verkehrt angefangene Werk zu Ende führen werde; und eben deßwegen läßt sich schwerlich angeben, welche Leiden dem französischen Volke durch ein wildes Sturmlaufen gegen die Presse erspart worden sind. Es zeigte sich demnach auch bei dieser Gelegenheit, daß, wenn die Dinge eine gewisse Höhe erreicht haben, alle menschliche Weisheit, die alsdann noch Widerstand leisten möchte, zur Thorheit wird.

Der große Schlag ist gefallen: die Thronfolge ist verändert dadurch, daß Karl der Zehnte mit seiner direkten

Nachkommenschaft vom Thronrechte ausgeschlossen und der Herzog Ludwig Philipp von Orleans zum Könige von Frankreich ernannt worden ist. Der fünfte Akt der Revolution hat also seinen Anfang genommen; und die einzige Frage in Beziehung auf ihn ist: „ob und unter welchen Bedingungen er der letzte dieses großen Drama's seyn werde?" Diese Frage ist einer Beantwortung werth.

Die erste Proklamation des gegenwärtigen Königs Ludwig Philipp schließt mit den Worten:

„Die Kammern werden sich nächstens versammeln und auf Mittel Bedacht nehmen, die Herrschaft der Gesetze und die Aufrechthaltung der Rechte der Nation zu sichern. Die Charta wird von nun an eine Wahrheit seyn?"

Wie soll man diese letzten Worte auslegen?

Wenn die Charta bisher eine Lüge gewesen ist, so wird die angekündigte Verwandlung unmöglich seyn; denn aus einer Lüge kann niemals eine Wahrheit werden. Allein die Charta ist nie eine Lüge, sondern nur ein fehlerhaftes Staatsgrundgesetz gewesen, aus welchem sich nichts Anders entwickeln konnte, als was sich wirklich daraus entwickelt hat. Wie will man aber bewirken, daß sich etwas Besseres daraus entwickele? Wie es anfangen, daß der Partheikampf aufhöre und an die Stelle der Leidenschaft die Vernunft trete? Unstreitig wird in der nächsten Deputirten-Kammer nicht eine doppelte Oppositionsparthei zum Vorschein kommen; allein wer möchte dafür einstehen, daß diese sich nicht, wenn gleich in einer abweichenden Gestalt, wieder erzeugen werde? Mit einer durch und durch liberalen Kammer zu regieren, ist unmöglich; denn eine solche darf einem Ministerium eigentlich nichts versagen, am we-

nigsten wenn dieses selbst zum Liberalismus hinneigt. Die Meinungs-Verschiedenheit muß demnach auf irgend eine Weise wieder hergestellt werden. Sobald dies aber der Fall ist, treten von neuem alle die Schwierigkeiten ein, die nicht anders überwunden werden können, als so, daß das Ministerium neue Mittel ersinnt, um sich bei Abstimmung die Majorität zuzuwenden. Die doppelte Oppositionspar- thei würde in der französischen Wahlkammer nie entstanden seyn, wenn diese nach dem Muster des brittischen Unter- hauses hätte zusammengesetzt werden können; denn, wenn es in diesem nur Eine Oppositionsparthei giebt, so hat dies keinen andern Grund, als daß alle die Mitglieder, welche ihre Ernennung den Lords verdanken, bloße Statisten sind, und als solche keine andere Bestimmung haben, als die Absichten der Regierung zu unterstützen, damit die Einheit gerettet werde. Wir behaupten also, daß, so lange die Charta besteht, sie zur Opposition einladen werde; und wir behaupten ferner, daß, so lange die Opposition wirksam ist, ohne ein anderes Gegengewicht zu haben, als das im Ge- nie des Ministeriums enthaltene, sie Ministerwechsel und Feindseligkeiten aller Arten nach sich ziehen werde: Feind- seligkeiten, unter deren Einfluß die zu machenden Gesetze nicht anders als mißrathen können.

Oder ist die Charta etwa dadurch zu einer Wahrheit geworden, daß die Wahlkammer den Eingang derselben ge- strichen und sehr wesentliche Artikel abgeändert hat?

Es scheint der Mühe werth, dies gründlicher zu er- forschen.

Schwerlich läßt sich etwas einwenden gegen die Ab- änderung, welche der sechste Artikel erfahren hat; denn in-

dem die Worte: „die römisch-katholische apostolische Religion ist die Religion des Staats" ersetzt worden sind durch die Worte: „die römisch-katholische apostolische Religion ist die der Mehrheit der Franzosen" ist eine Thatsache an die Stelle eines Gesetzes getreten, daß bisher nur allzu viel Unruhe und Spannung in die Gesellschaft brachte.

Wie verhält es sich aber mit den Abänderungen, welche dem 14ten, 15ten, 16ten und 17ten Artikel der Charta zu Theil geworden sind?

Um unter den Stürmen einer öffentlichen Gesetzgebung die königliche Autorität zu retten, hatte Ludwig der Achtzehnte sich die Initiative und Sanktion der Gesetze vorbehalten, außerdem aber im 32ten Artikel seiner Charta angeordnet, daß die Berathungen der Pairkammer geheim bleiben sollten. Nichts entsprach dem Wesen eines großen Königreichs mehr, als diese Bestimmungen; denn die Initiative mit den beiden Kammern theilen und den Berathungen der Pairkammer den Charakter der Oeffentlichkeit geben, hieß die Regierung in ihrem Fundamente untergraben. War also irgend eine Anordnung der Charta Ludwigs des Achtzehnten zu respektiren: so war es gerade diese. Was aber ist in der Sitzung der Deputirten-Kammer vom 7. Aug. d. J. geschehen? Zur Aufrechthaltung der Volks-Souveränetät ist festgestellt worden, „daß der König fortan nicht das Recht habe, Gesetze zu suspendiren oder von deren Vollziehung zu dispensiren." Dies möchte zu billigen seyn, wiewohl sich schwerlich voraussetzen läßt, daß Gesetze, die im Partheikampfe entstanden sind, unbedingt gute Gesetze seyen. Doch die Gesetzgeber der Deputirten-Kammer sind viel weiter gegangen. Vor allen Dingen haben sie,

um ihren Antheil an der Souveränetat zu sichern, sich eine Initiative beigelegt. Hiermit nicht zufrieden, haben sie der Pairkammer dasselbe Vorrecht ertheilt, außerdem aber die Berathungen der Pairkammer zu öffentlichen gemacht. Da sie gütig genug gewesen sind, die Initiative des Königs bestehen zu lassen: so giebt es fortan in Frankreich eine dreifache Initiative, d. h. einen Autoritäts-Conflikt, der kaum noch stärker gedacht werden kann. Unstreitig ist man in dieser Anordnung dem Beispiele Englands gefolgt, dessen Staatsgrundgesetz den beiden Häusern des Parliaments die Initiative der Gesetze beilegt, während der König auf die Sanktion und die Vollziehung der Gesetze beschränkt seyn soll. Allein haben die Gesetzgeber der Deputirten-Kammer erwogen: 1) daß in England die Natur der Dinge dadurch gerettet wird, daß der Gang der Regierung der umgekehrte von dem, den das Staatsgesetz vorschreibt, dadurch wird, daß die Minister nur diejenigen Gesetzesvorschläge zulassen, die von ihnen ausgegangen sind? 2) daß, auch bei diesem Korrektiv, die Gesetzgebung nie an Güte gewonnen hat? 3) daß, um dies Korrektiv durchzuführen, Mittel erforderlich sind, welche mit Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten zusammenhangen, die man wohl in England, doch nicht in Frankreich antrifft? . . . Wir sind so weit entfernt, in dem, was hinsichtlich einer dreifachen Initiative für Frankreich geschehen ist, eine Verbesserung wahrzunehmen, daß wir uns davon nur eine größere Verwirrung versprechen: eine Verwirrung, die nicht bloß auf Frankreichs Inneres, sondern auch auf dessen äußere Verhältnisse störend zurückwirken muß. Eine dreifache Initiative, wo und zu welcher Zeit sie auch bestehen mochte, hat den innern Frie-

den einer Gesellschaft nie gefördert, wohl aber standhaft dahin gewirkt, daß man sich des Gährungsstoffes, den sie erzeugte, nur in Unternehmungen gegen das Ausland entledigen konnte.

Was in dieser Beziehung zu befürchten ist, wird nicht wenig verstärkt durch die Abänderungen, welche das Wahlgesetz gelitten hat. Die königliche Autorität offenbarte sich bisher bei dem Wahlgeschäft dadurch, daß sie die Präsidenten der Wahl-Versammlungen ernannte und ihnen die Rechte der Mitglieder dieser Versammlungen sicherte. Außerdem setzte die Charta das gesetzliche Alter des Wahlberechtigten auf dreißig, das der Wählbaren auf vierzig Jahre. Beide Bestimmungen sind aufgehoben worden: die Präsidenten der Wahl-Kollegien werden fortan von den Wählern ernannt, und was das Alter der Wähler, so wie das der Wählbaren betrifft, so ist jenes auf 25, dieses auf 30 Jahre gesetzlich festgestellt worden. Während also der Einfluß der königlichen Autorität auf die Wahlen der künftigen Gesetzgeber, sofern sie der Deputirten-Kammer angehören, gänzlich wegfällt, hat man zugleich dafür gesorgt, daß, vermöge des herabgesetzten Alters, sowohl der Wähler als der Gewählten, ein noch höheres Maß von Leidenschaft und Unverstand, als bisher wahrgenommen worden, in einer Deputirten-Kammer wirksam werden kann, deren Glieder ihre Berechtigung zur Gesetzgebung ausschließend dem von ihnen entrichteten Steuerquantum verdanken.

Mit Stillschweigen übergehen wir einige minder wichtige Abänderungen der emendirten Charta; doch müssen wir noch einige Augenblicke bei dem 74ten und 75ten Artikel derselben verweilen.

Nach dem ersten dieser Artikel sollen der König und seine Nachfolger bei ihrer Thronbesteigung in Gegenwart der versammelten Kammern schwören, daß sie die Verfassungsurkunde getreulich beobachten wollen.

Wie! dies wird in einem Augenblick gefordert, wo eine blutige Erfahrung gelehrt hat, daß die Charta ein Ding ist, das nur dem Partheikampfe dient? ein Ding, das von einem König nur dann respektirt werden kann, wenn er, es sei aus Feigheit oder aus jedem andern gleich schlechtem Beweggrunde, seiner erhabenen Bestimmung entsagt und die Gesellschaft, an deren Spitze er steht, jedem Schicksale preisgiebt? ... Wann wird man endlich aufhören, Gesetze beschwören zu lassen, deren Güte noch erst erprobt werden soll? Wann wird man endlich zu der Einsicht gelangen, daß von einer bleibenden Verfassungs-Urkunde nicht eher die Rede seyn kann, als bis das Naturgesetzliche in dem Verhältniß der Regierten zu den Regierern vollständiger und gründlicher aufgefaßt ist, als bisher, und daß bis dahin alle, auf die Fortdauer gewisser Anordnungen und Einrichtungen abgelegten Eide nothwendig zu Meineiden werden?

Nach dem zweiten der obigen Artikel werden die emendirte Charta und alle durch sie geheiligten Rechte dem Patriotismus und dem Muthe der National-Garden und sämmtlicher französischen Bürger anvertraut.

Man glaubt in die ersten Zeiten der französischen Umwälzungen zurückzutreten, wenn man dies lieset. In Wahrheit, gölte es den Beweis, daß auch die Liberalen seit 41 Jahren nichts gelernt und nichts vergessen haben: so würde der 75te Artikel der gegenwärtigen Charta dazu aus-

reichen. Das wahrhaft Nützliche und Gute braucht nicht dem Patriotismus und dem Muthe sämmtlicher Mitglieder einer Gesellschaft empfohlen und anvertraut zu werden; es vertheidigt sich durch sich selbst, und erzeugt was in dem 75ten Art. der Charta als beschützend vorausgesetzt worden ist. Wahrlich, nicht die Charta ist gegen die Ordonnanzen Karls des Zehnten vertheidigt worden, wohl aber das Leben und Daseyn von Tausenden, die, wenn die Charta plötzlich aufgehoben wurde, nicht hatten, wo sie ihr Haupt hinlegen sollten. In keinem Akte der französischen Umwälzung hat es sich deutlicher ausgesprochen, daß nützliche Thätigkeits-Zwecke das Einzige sind, wofür ein Volk streitet, und daß ihm hierin hinderlich werden, ins Verderben führt. Jetzt, nach davon getragenem Siege, die Beweggründe verfälschen und einem vagen Freiheitsgefühl zuschreiben, was aus einer ganz anderen Quelle geflossen ist, verräth, um das Wenigste zu sagen, eine höchst mangelhafte Beobachtung; und neuen Gesetzen dadurch Eingang zu verschaffen, daß man sie einer so zusammengesetzten Leidenschaft, wie der Patriotismus ist, empfiehlt, beweiset unendlich mehr das Mißtrauen, als das Vertrauen, das die Urheber dieser Gesetze in die Güte ihres Werkes setzen.

Welcher Art sind demnach die Emendationen, welche die Charta erfahren hat?

Wir tragen kein Bedenken, uns dahin auszusprechen, daß sie die entgegengesetzten derjenigen sind, welche nöthig waren, wenn Frankreich zu einem bleibenden Frieden mit sich selbst gelangen sollte. Die königliche Autorität mußte verstärkt werden; wenn gleich nur auf eine solche Weise, daß die Mittel, deren sie sich bediente, in jeder Beziehung

dem National-Vortheil entsprachen. Was ist statt dessen geschehen? Man hat das System der drei Gewalten bestehen lassen; und indem man den beiden Gesetzgebungsbehörden die Initiative zugelegt hat, ist Frankreich zu einer Verfassung gelangt, die man nur dann richtig bezeichnet, wenn man sie eine demokratische plus einen König nennt.

Die Folgen dieses unüberlegten, nur aus den Nothwendigkeiten des Augenblicks entsprungenen Verfahrens können nicht ausbleiben; und, wer andere als trübe Blicke in Frankreichs nächste Zukunft wirft, versteht sich, um das Mindeste zu sagen, sehr schlecht auf die Natur der gesellschaftlichen Erscheinungen. In den nächsten Jahren werden unruhige Auftritte nur von unruhigen Auftritten verdrängt werden; alles steht dafür ein, und wenn man im gegenwärtigen Augenblick über die Abschaffung der Todesstrafe für politische Verbrechen in der Pairkammer unterhandelt, so wird man noch im Laufe dieses Jahres inne werden, daß man die Repressions-Mittel nicht genug vervielfältigen kann. Welche Aussaat zum Mißvergnügen ist dadurch geschehen, daß man sich genöthigt gesehen hat, das ganze Regierungs-Personal zu verändern! Wie! diese Unzahl von zurückgesetzten Pairs, Deputirten, Staatsräthen, Präfekten und Unter-Präfekten, so wie von anderen Beamten, sollte sich geduldig in ihr Schicksal fügen, den Meutereien und Verschwörungen entsagen und in den Siegern rechtmäßige Gebieter erkennen? Was nie und nirgends der Fall war, das wird auch im neunzehnten Jahrhundert in Frankreich nicht der Fall werden. . . .

Würde es nun wohl eine Abgeschmacktheit seyn, an-

zunehmen, daß die großen Verlegenheiten, denen die französische Regierung vermöge ihres Organismus entgegengeht, dazu beitragen werden, diesen Organismus dahin abzuändern, daß er nicht länger die Ursache von Unruhen und Katastrophen bleibe?

Die Natur wirkt immer auf eine indirekte Weise; und so wie seit dem Jahre 1792 die Begebenheiten ausschließend die Regierungsform in Frankreich bestimmt haben, so läßt sich auch annehmen, daß sie diesem Vorrechte im fünften Akte der Umwälzung nicht entsagen werden.

So lange die Welt steht, hat es, bei naturwidrigen Verfassungen, immer nur zwei Mittel zur Abwendung des Bürgerkrieges gegeben. Das eine bestand darin, daß man ihn auf fremde Völker ableitete und sich folglich ins Erobern warf; das andere darin, daß man die Ursache der bürgerlichen Zwietracht aufhob und sich zu einem politischen System bequemte, das eine unwiderstehliche Autorität in sich schloß. Hinsichtlich der ersten dieser Mittel hat Frankreich die Erfahrung gemacht, daß es in unseren Zeiten unmöglich ist, die Rolle der Römer zu wiederholen: die beiden Pariser Frieden von 1814 und 1815 schließen eine Warnung in sich, die kaum noch stärker gedacht werden kann. Was bleibt nun übrig? Nichts weiter, als bei Zeiten Bedacht zu nehmen auf eine solche Abänderung der gegenwärtigen Charta, daß daraus alles verschwindet, was auf Theilung und Gleichwägung der einzig möglichen Gewalt hindeutet, welches die königliche ist.

Es kommt dabei nur darauf an, das Gesetzgebungsgeschäft von der Oeffentlichkeit zu trennen und es solchen Personen anzuvertrauen, die ihm wirklich gewachsen sind.

Fragt man, wer diese seien? so dient zur Antwort: „nicht die, welche die höchste Steuer bezahlen und eben so wenig die, welche ihren Sitz in der Pairkammer den Verdiensten ihrer Vorfahren verdanken; wohl aber die, welche die gesellschaftlichen Beziehungen zu einem besonderen Studium gemacht und im Besitz einer Wissenschaft sind, die sie zur Ausübung der ehrenvollen Verrichtung des Gesetzgebens berechtigt."

Dies Mittel ist einfach; aber es ist eben dadurch nur um so wirksamer. Denn, so lange die Gesetzgebung den Charakter der Oeffentlichkeit bewahrt und Personen anheim gegeben ist, die in der Opposition gegen die Regierung nichts weiter sehen, als das Mittel, sich geltend zu machen und Privatvortheile zu gewinnen, wird es nicht an schlechten Gesetzen fehlen, welche dem gesellschaftlichen Unfrieden neue Nahrung reichen, während man mit Sicherheit annehmen kann, daß eine, von der Oeffentlichkeit geschiedene und wahrhaft unterrichteten Personen anvertraute Gesetzgebung, ohne Lärm und mit einem verhältnißmäßig geringen Aufwand an Geldkräften, die Gesellschaft gerade mit denjenigen Gesetzen versehen werde, die ihr wirklich Noth thun. Eben diese Personen werden also künftig die wahren National-Repräsentanten seyn.

Welche Krämpfe diese politische Geburt begleiten werden, läßt sich eben so wenig genau angeben, als sich die Dauer der Zeit streng bestimmen läßt, innerhalb welcher sie sich vollenden wird. Was die letztere betrifft, so glauben wir, daß 15 Jahre nicht zu viel seyn werden; so schwierig ist die Ablegung von Vorurtheilen, an welche sich Aemter, oder vielmehr einträgliche Sinekuren geknüpft ha-

ben. Man würde daran verzweifeln müssen, den fünften Akt der französischen Umwälzung beendigt zu sehen, wenn der Nachfolger Karls des Zehnten weniger das Vertrauen für sich hätte, daß er, als ein Fürst, der in der Umwälzung von jeher mehr eine Wirkung, als eine Ursache gesehen hat, die rechten Mittel zur Schließung dieses Janus-Tempels aufzufinden wissen werde. Was ihm dabei am meisten zu Statten kommen wird, ist der zunehmende Mißkredit, worein die beiden Kammern dadurch gerathen, daß sie schon gegenwärtig genöthigt sind, ihr bisheriges Werk durch die Zurücknahme von Gesetzen zu verdammen, die niemals ihre Bewilligung hätten finden sollen.

Die letzte Revolution, oder vielmehr der fünfte Akt des Drama's, das französische Umwälzung genannt wird, kann also nur mit einem Resultate endigen, das, der Hauptwirkung nach, demjenigen gleich kommt, womit Karl der Zehnte endigen wollte, und geendigt haben würde, wenn er und seine ersten Werkzeuge irgend ein Vertrauen eingeflößt hätten. Nichts ist so merkwürdig in der ganzen Sache, als daß die, welche für die Vertheidiger des Gesetzes gelten wollten, unmittelbar nach davon getragenem Siege, sich, wo nicht zu Bekämpfern, doch wenigstens zu Modificatoren desselben aufwerfen mußten, wenn ein Fortgang Statt finden sollte. Hierin nun liegt das vollständigste Unterpfand, daß die Charta nur dadurch zu einer Wahrheit werden kann, daß sie in ihren wesentlichsten Bestimmungen verändert wird. Die wesentlichste von allen aber besteht darin, daß die Gewalt nicht länger getheilt werde, daß also das ganze Verhältniß wegfalle, worin der Thron bisher zur Pairkammer auf der einen, und zur Deputirten-Kam-

mer auf der andern Seite gestanden hat. Ein Land, das auf 10,120 Geviertmeilen 32 Millionen Bewohner zählt, kann, allen Erfahrungen nach, nur monarchisch regiert werden. Dazu aber bedarf es noch mehr, als eines Titular-Königs: denn dazu bedarf es einer Regierung, welche in allen ihren Theilen den Charakter der Einheit hat und diesen durch die angemessensten Gesetze bewährt. Eine bessere Auffassung der Idee „Volksvertretung“ kann also, wie wir glauben, allein zum Ziele führen.

Am Schlusse dieser Abhandlung sei es uns erlaubt, den wesentlichen Inhalt derselben auf folgende kurze Sätze zurückzuführen:

1) Welcher Werth Konstitutions-Urkunden oder Charten auch im Allgemeinen zustehen möge: so bleiben sie doch unbedingt fehlerhaft, wenn sie den Grundsatz in sich schließen, daß die Regierung zusammengesetzt werden müsse aus verschiedenen Gewalten, die sich im Gleichgewicht oder in der Schwebe erhalten sollen. Dies ist naturwidrig und dem Wesen der Gesellschaft entgegen, weil Gewalten, als solche, sich nur bekämpfen können, und weil darüber der erste Charakter der Regierung, die Einheit, unabtreiblich verloren geht.

2) Die Fehlerhaftigkeit eines solchen politischen Systems wird nicht wenig verstärkt, wenn die zu regierende Gesellschaft einen solchen Umfang hat, daß sie nur durch die Machteinheit zusammengehalten werden kann.

Wo, wie in Frankreich, auf 10,120 Geviertmeilen 32 Millionen Menschen leben, darf die höchste Autorität (die eines Monarchen) nicht zweifelhaft seyn, wenn das Ganze der Gesellschaft sich nicht in seine Bestandtheile auflösen soll.

3) Hieraus folgt keinesweges, daß die Monarchie den Charakter des Despotismus, oder wohl gar den der Tyrannei haben müsse; denn bei dieser Frage kommt alles darauf an, welche Vorkehrungen getroffen sind, um die Angemessenheit und Güte der Gesetze zu sichern.

4) Da nun die Angemessenheit und Güte der Gesetze am wenigsten da gesichert ist, wo ihre Ausbildung dem Kampfe der Leidenschaften anheim gegeben wird — einem Kampfe, wie der Verkehr der königlichen Minister mit zahlreichen, von Habsucht, Ehrgeiz und Partheigeist belebten Körperschaften ihn nothwendig mit sich führt: — so muß man sich dahin entscheiden, daß diese Art und Weise, Gesetze ins Leben zu rufen, am wenigsten taugt, und einen neuen Modus für die Gesetzgebung auffinden, durch welchen die Wissenschaft der Gesellschaft an die Stelle der gesellschaftlichen Leidenschaften gebracht wird.

5) Was in den letzten Tagen des Julius und in den ersten des August d. J. in Frankreich geschehen ist, kann nur als eine Wirkung der von Ludwig dem Achtzehnten oktroyirten Charta betrachtet werden; sie allein hat, im Zusammenhang mit den früheren Begebenheiten der französischen Revolution, alle die Leidenschaften geweckt und in Gang erhalten, welche in jenen Tagen mit dem Umsturz des Throns geendigt und eine an und für sich heilsame Restauration vergeblich gemacht haben.

6) Frankreichs innerer Friede wird demnach gefährdet bleiben, so lange die Charta wirksam ist d. h. so lange man an die Möglichkeit glaubt, durch ein an und für sich unmögliches Gleichgewicht verschiedener Gewalten auf die Entstehung guter Gesetze hinzuwirken.

7) Die mit der Charta bisher vorgenommenen Abänderungen leisten nicht nur nichts für die Herbeiführung einer besseren Ordnung der Dinge; sie machen diese sogar schwieriger, sofern sie darauf abzwecken, die Unabhängigkeit der Gewalten, mit Ausnahme der königlichen, zu verstärken, um auf diese Unabhängigkeit eine Freiheit zu gründen, welche nur dann aufhört ein Phantom zu seyn, wenn sie aus der Achtung vor wahrhaft achtbaren Gesetzen hervorgeht.

Welche Schuld man also auch der ausgeschiedenen Regierung beimessen möge: der Erfolg wird beweisen, daß Frankreichs gesellschaftlicher Zustand durch den fünften Akt der Revolution nicht verbessert, sondern wesentlich verschlimmert ist.

8) Die einzige Hoffnung, welche sich aus den Vorgängen seit dem 27. Juli schöpfen läßt, besteht darin, daß, durch ein Uebermaß von Zerrüttung und Auflösung, endlich diejenige Ordnung der Dinge werde möglich werden, worin Frankreich allein gedeihen kann; wobei Eins feststehet, nämlich, daß, wie viel Zeit auch darüber verstreichen möge, Frankreichs politisches System zum Vortheil der Monarchie abgeändert werden muß, wenn die Bewohner dieses schönen Landes zum Genuß eines bleibenden Friedens mit sich selbst und mit dem Auslande gelangen sollen.

Damit hängt zusammen, daß von der Charta, wie sie jetzt noch ist und wirkt, keine Spur übrig bleibe.

Ueber die Ursachen und Heilmittel der Verarmung in Großbritannien *).

(Aus Quarterly Review No. LXXXV.)

In jedem Lande besteht die große Mehrheit seiner Bewohner aus der arbeitenden Klasse: aus Holzhauern, Wasserträgern, aus Menschen, deren tägliches Brot im Schweiße ihres Angesichts erworben wird, und deren Lage, diese möge gut oder schlecht, glücklich oder beklagenswerth seyn, stets die erste und wichtigste Betrachtung in jeder Abschätzung ausmachen muß, welche von dieses Landes gesellschaftlicher Stellung hergenommen ist.

Auf diesen Probierstein gebracht — wie steht es gegenwärtig um das brittische Reich?

Wir können von anderen Staaten als Staat bewun-

---

*) In der Mittheilung des nachfolgenden Aufsatzes beabsichtigen wir bei weitem weniger die Vorlegung einer staatswirthschaftlichen Abhandlung, wodurch eine gesellschaftliche Frage erörtert werden soll, als vielmehr eine Schilderung des gefährlichen Zustandes, worin England durch sein Anleihe-System gerathen ist. Es ist in der That bemerkenswerth, bis zu welcher schwindelerregenden Höhe man sich in England erhebt, um die Aussicht auf — Erleichterung zu gewinnen. Was daraus — besonders unter den gegenwärtigen Umständen — für Englands Zukunft folgt, überlassen wir der Beurtheilung des Lesers.

Der Herausgeber.

dert und geachtet werden; wir können den Ozean mit unsern Handelsschiffen bedecken, und unsere geräumige Häfen mit Kriegsschiffen ausfüllen; wir können für diejenigen gelten, die in Wissenschaft und Schriftstellerei und Künsten an der Spitze der Zivilisation stehen; das Produkt unserer Betriebsamkeit und die Anhäufung unseres Reichthums möge alles übersteigen, was die Einbildungskraft jemals als möglich gedacht hat: — ist dieser Reichthum so schlecht vertheilt, daß die Masse unserer Bevölkerung nur einen geringen und unangemessenen Theil an den Früchten ihrer Arbeit hat; ist sie verurtheilt immerdar zu arbeiten, ohne jemals aus hoffnungsloser Dürftigkeit hervorzutreten, oder, wird sie vor dem Hungertode nur durch eine kalte und erpreßte Mildthätigkeit bewahrt — wahrlich, eine solche Lage der Dinge schließt mehr Ursache zum Bedauern, als zum Hochmuth, mehr Stoff zur Betrübniß als zur Freude, in sich!!

Eine solche Lage ist aber nicht bloß eine Quelle des Kummers für Diejenigen, denen das Wohlsein ihrer armen Mitbürger am Herzen liegt, sondern auch ein Gegenstand ernster und beunruhigender Betrachtungen für Alle, welche für die Aufrechthaltung der Ordnung und der Sicherheit betheiligt sind. In unserem Zeitalter und in unserem Lande kann die Masse der Gemeinen nicht lange ungestraft zu Boden gedrückt werden. Die Sicherheit verschwindet, wo zahlreiche Körperschaften, von Armuth und Mangel gedrückt, das Schauspiel eines aufgedunsenen und alles Maß überschreitenden Reichthums stets vor Augen haben; sie verschwindet um so sicherer, wo zunehmende Einsicht und die allgemeine Verbreitung politischer Erörterungen die niedrig-

sten Klassen denken und raisonniren gelehrt haben — wo diese Klassen wissen, daß der unermeßliche Unterschied der Lage weder natürlich noch nothwendig ist — wo sie sich die Frage stellen, wie diesem Uebel abgeholfen werden könne. In diesem Gemälde ist keine Uebertreibung. Wahr ist — und diesem Umstande muß vor allen Dingen die Sicherheit zugeschrieben werden, welche die Gesellschaft bisher mitten unter den Elementen der Unordnung genossen hat — wahr ist, sage ich, daß dies Land, in einem vielleicht von keinem andern erreichten Grade, eine zahlreiche und achtungswerthe Mittelklasse enthält, die, indem sie einen beträchtlichen Antheil an dem Gesammtreichthum hat, für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe sehr betheiligt ist. Doch, bei dem Uebermaße der Reichthümer in den höheren Klassen — bei Glücksgütern von Privat-Personen, welche das reine Einkommen von Suveränen des festen Landes übertreffen — bleibt es ausgemacht, daß die große Masse des Volks, daß die arbeitenden Klassen, mögen sie mit dem Ackerbau oder mit der Manufaktur beschäftigt seyn — nur einen sehr geringen Theil von dem Produkt ihrer Betriebsamkeit erhalten, und sich anhaltend in einer prekären, oft höchst elenden Lage befinden: in einer Lage, worin sie Mühe haben, von dem dürftigen Tagelohn, der ihnen gereicht wird, wenn sie beschäftigt sind, zu leben, und worin sie, aus Mangel an Beschäftigung, nicht selten zu den beklagenswerthen Hülfsmitteln der Verarmung, d. h. zur Bettelei und zum Verbrechen hingetrieben werden. Den Beweis hiervon geben die in den Jahren 1825 und 1827 in den Manufaktur-Distrikten erduldeten Leiden, so wie auch die, welche während der Krisis des letzten Winters ertragen worden

sind; ferner die parliamentarischen Berichte der Kommissionen über Auswanderung, über den Zustand Irlands und die Armengesetze; endlich die allgemeine Zunahme der Verbrechen, dieser Ausgeburt der Armuth, und in Irland der Kampf, in welchen Millionen für den Kartoffel-Boden getreten sind, d. h. für eine Existenz ohne große Grundeigenthümer und Polizei-Beamten.

Es liegt gegenwärtig nicht in unserer Absicht, uns in eine besondere Beweisführung für das, was wir behauptet haben, einzulassen; der Raum, über welchen wir zu gebieten haben, würde dazu nicht ausreichen, außerdem aber sprechen die Dokumente, auf welche wir uns beziehen, nur allzu laut. Was nur von Wenigen wird bestritten werden, ist, daß, während nützliche Entdeckungen und Erfindungen in den einträglichsten Zweigen der Betriebsamkeit und die Eröffnung neuer Zugänge für den Vertrieb der Erzeugnisse unserer Industrie, in der letzten Hälfte des abgewichenen Jahrhunderts den Reichthum der Nation auf eine erstaunliche Weise vermehrt haben, dennoch die Klasse, deren Arbeit und Geschicklichkeit als die einzige Quelle jener Vervollkommnungen und dieses Reichthums betrachtet werden muß, nicht nur keinen Antheil an den außerordentlichen Gewinnsten gehabt haben, sondern auch in allem, was Wohlseyn und Glückseligkeit genannt zu werden verdient, mehr zurück-, als vorgeschritten sind. Dieser gedrückte Zustand der niedern Klassen in den drei Königreichen giebt Stoff zu tiefen und ernstlichen Betrachtungen, und dringend ersuchen wir unsere Leser, ihre Aufmerksamkeit den nachfolgenden Anschauungen zuzuwenden, sofern darin die Rede ist von den Ursachen, die uns in eine so ungerechte

und so gefährliche Lage gebracht haben, und von den Rettungsmitteln, welche, nach unserem Dafürhalten, darauf anzuwenden sind.

Was unsre Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch nimmt, ist die allgemein anerkannte Fülle von Arbeitern durch das ganze Land und in jedem Zweige der Betriebsamkeit. Hierbei muß jedoch ein auffallender Unterschied zwischen den drei Königreichen nicht aus der Acht gelassen werden, sofern das eine unablässig seine Schaaren in die beiden andern treibt, ohne daß eine Erwiederung Statt findet. Wir glauben nicht, daß in England und in Schottland eine Ueberfülle an Arbeitern anzutreffen seyn, und lästig fallen würde, rührte sie nicht von den irischen Horden her, welche unablässig in beide Länder einströmen, um Beschäftigung zu finden, und diese nur dadurch erhalten, daß sie die Eingebornen durch ihre Wohlfeilheit von dem Arbeitsmarkt verdrängen. In England und in Schottland sind, seit langer Zeit, von der Gesetzgebung Maßregeln gegen Ueberbevölkerung genommen worden; hauptsächlich ist dies durch Anordnungen geschehen, welche den unbeschäftigten Armen auf die Landeigenthümer und Grundbesitzer anweisen. In Irland giebt es kein solches Gesetz; und derselbe Umstand, welcher so sehr zum unmäßigen Anwuchs der niedern Klasse in Irland beigetragen hat, ist die wahre Ursache, weßhalb sie in die Schwesterinsel auswandert, um hier einen Unterhalt zu finden, der ihr in der Heimath versagt ist. Hierauf beruht die sehr ungleiche und sehr nachtheilige Stellung der beiden Inseln, einander gegenüber. So lange sie dauert, werden die in England und in Schottland genommenen Maßregeln zur Beschränkung ihrer eigenen Be-

völkerung innerhalb gewisser Gränzen durch den anomalen Zustand Irlands nicht bloß zu Schanden gemacht werden, sondern es wird sogar unmöglich seyn, darüber ins Klare zu kommen, ob die Zahl der Eingebornen nicht allzu groß sei für die Nachfrage oder den Begehr ihrer Arbeit; noch weit schwieriger aber wird es seyn, Mittel für eine gleiche Vertheilung zur Befriedigung der Nachfrage ausfindig zu machen. Dies Uebel ist, seit einiger Zeit, als so drückend empfunden worden, daß es endlich die Aufmerksamkeit der Gesetzgebung auf sich gezogen hat; und es ist einige Hoffnung vorhanden, daß im Laufe der nächsten Sitzung irgend ein modifizirtes System von Armengesetzen seine Anwendung auf Irland finden wird.

Die unbedingte Nothwendigkeit einer solchen Beschützungsmaßregel, sowohl für Englands Eigenthum, als für Englands Arbeit, liegt am Tage; denn während die letztere durch die Bewerbung der irischen Hungerleider vom Markte verdrängt wird, sieht sich das erstere besteuert auf eine Weise, welche zu einer unbedingten Erschöpfung führen muß, wenn man fortfährt, die nicht-beschäftigte Bevölkerung des Landes zu unterstützen.

In dem „Schreiben an die Landbauer Englands" heißt es:

„Das Nichtvorhandensein der Armengesetze in Irland, wozu in England das Grundeigenthum so reichlich beiträgt, berührt die Grundeigenthümer auf zwei Wegen."

1) „Zunächst werden Irlands Armen durch Mangel an Arbeit gezwungen, hordenweise in England einzuwandern; und da sie lieber um den niedrigsten Lohn arbeiten, als Hungers sterben — denn eine andere Wahl haben

sie nicht — so verdrängen sie, in den Städten und Manufaktur-Distrikten Englands, Tausende von eingebornen Arbeitern, welche, weil es nunmehr keine Beschäftigung für sie giebt, den Kirchspielen zur Last fallen, und von diesen in ihrem Müssiggange oder was demselben gleich kommt, mit unmäßigen Kosten erhalten werden. Auf gleiche Weise verhält es sich mit den Englischen rate-prayers, mögen sie die irischen Bettler selbst oder eine gleiche Zahl von eigenen, durch die Einwanderung der Irländer in Bettler verwandelte Kirchspielsverwandte unterhalten: Leute, die, ohne jenen Umstand, Arbeit genug finden würden, um sich unabhängig von der Unterstützung des Kirchspiels zu erhalten. Es ist demnach klar, daß, wegen des Nichtvorhandenseins irischer Armengesetze, englisches Eigenthum mit der Erhaltung eines großen Theils der irischen Armenbevölkerung belastet ist."

2) „Die zweite Art und Weise, worin dieser Anomale Zustand uns verletzt, rührt von den ungleichen Umständen her, unter denen die Hervorbringer ländlicher Erzeugnisse in jedem Lande ihre Waaren auf den gemeinschaftlichen Markt bringen. Der englische Landmann bezahlt eine schwere Armen-Taxe von dem Produkt seines Grundes und Bodens; und wir haben gesehen, daß er sie meistens zum Vortheil der irischen Armen bezahlt. Der irische Landmann dagegen zahlt gar keine Armen-Taxe. Der englische Pachter hat seine Arbeitslöhne nach einem Satz zu bezahlen, der sich für den Tag von einem Shilling bis zu einer halben Krone erhebt. Der irische Pachter miethet seine Arbeiter zu 4 bis 5 Pence, weil dieser grausam niedrige Arbeitslohn dem Hungertode vorzuziehen

ist; denn dies ist der einzige Wechselfall für den Arbeiter in einem Lande, wo es kein Armengesetz giebt . . . Nun kann kein Pachter bestehen, wofern er auf dem Markte nicht einen lohnenden Preis für das Produkt seiner Bewirthschaftung findet, d. h. den Preis, welcher die Kosten deckt und einen Gewinn abwirft . . . Die Produktions-Kosten, mit Ausschluß der Rente, bestehen in den Auslagen, unter welchen der Arbeitslohn den ersten Platz einnimmt, und in den öffentlichen Lasten oder der Grundsteuer. Wie wäre es aber wohl möglich, daß der englische Pachter auf dem Markte einen seine Auslagen vergütenden Preis fände, wenn er daselbst zusammentrifft mit dem irischen Landbauer, dessen Auslage an Arbeitslohn nicht den vierten Theil der seinigen beträgt, und der noch außerdem keine Armen-Taxe, diese über alles schwere Bürde für den englischen Landmann, bezahlt? Der Irländer kann, unter diesen Umständen, sein Korn, sein Hornvieh, seine Schweine und seine Butter mit Vortheil um Preise verkaufen, welche den englischen Pachter nicht vor dem Gefängniß, oder englische Ländereien nicht vor Unkultur bewahren werden. Ist dies nun wirklich der Fall? Mögen diejenigen, welche die Märkte von London, von Liverpool, von Bristol, ja, jeden beliebigen Hauptmarkt Englands besuchen, auf die Frage antworten: ob sie nicht allenthalben und in jedem Artikel durch irisches Produkt genöthigt werden, unter dem Preise zu verkaufen! . . . Kein Vernünftiger beklagt sich über natürliche und unvermeidliche Nachtheile. Ständen der Boden und das Klima Englands hinter denen von Irland so weit zurück, daß ländliches Produkt dort nur mit gedoppeltem Aufwande

erzeugt werden könnte: so müßten sich die englischen Grundbesitzer in ihre bezügliche Armuth finden und damit zufrieden seyn, daß ihre Märkte von den irischen Kornproduzenten beherrscht würden. Allein die Ueberlegenheit, welche die irischen Landbauer auf den Märkten zu unserm Leidwesen über die englischen ausüben, rührt ganz und gar nicht von größeren natürlichen Vorzügen her. Sie ist durch und durch künstlich und erzwungen; denn sie wird hervorgebracht durch den Unterschied der öffentlichen Lasten, welche in jedem der beiden Länder von der gemeinschaftlichen Legislatur dem Landmann aufgebürdet werden. Die Wirkung ist vollkommen dieselbe, und die Billigkeit der Sache eben so vollkommen, als wenn das Parliament sehr schwere Steuern auf die Ländereien und die Arbeit Yorkshire's legen wollte, während andere Grafschaften davon ausgenommen wären. Der Werth der Ländereien und das Agrikultur-Kapital in Yorkshire würde in eben dem Verhältniß abnehmen, worin der Nachtheil stände, worein sie durch eine solche Maßregel in Vergleich zu ihren Konkurrenten auf den Märkten gesetzt wären. Land, das früher Weizen trug, würde nur Hafer und schlechten Roggen liefern; und was früher reichliche Ernten gab, würde unbestellt bleiben. Es verhält sich damit nicht anders, als wenn die Regierung auf ländliches Produkt, bloß weil es seine Entstehung in England erhalten, eine höhere Steuer legen wollte, während irisches Produkt davon befreit bliebe . . ."

Wir rechnen darauf, daß Großbritanniens Landbauer dieser Aufforderung ihr Gehör nicht versagen werden; und da sie sehen, wie unmittelbar ihr Vortheil mit der in Rede stehenden Sache verknüpft ist, so werden sie nicht länger

eine so ungleiche Vertheilung der öffentlichen Lasten dulden: eine Vertheilung, wodurch die irischen Grundbesitzer in den Stand gesetzt werden, von einer armseligen Bestellung, die nur auf Englands Kosten fortdauert, unnatürlich hohe Renten zu erpressen. Von den Kosten, welche die Zurückführung irischer Ausgewanderten in ihr Vaterland verursacht, haben wir gar nicht geredet. Wiewohl dies eine schwere Bürde für alle die Grafschaften ist, welche der Einwanderung am meisten ausgesetzt sind: so bleibt es doch eine Kleinigkeit in Vergleich mit dem alle Gränzen überschreitenden Unrecht, das den arbeitenden Klassen Großbritanniens durch die Konkurrenz irischer Arbeitsleute widerfährt, die, wenn sie keine Arbeit finden, Hungers sterben — ferner den rate-prayers, vermöge der Nothwendigkeit, die außer Arbeit gesetzten brittischen Arbeiter zu erhalten — endlich den Ackerbauern selbst, vermöge der Konkurrenz des, ohne allen Abzug für die Armen-Taxe auf den Markt gebrachten und für ein Viertel des Arbeitslohns erzeugten irischen Produkts.

Gleich triftige Beweggründe zu einer Gleichstellung des irischen Gesetzes mit dem englischen in dieser Beziehung, können davon hergenommen werden, daß darin das einzige wirksame Mittel liegt, die Kirche Irlands, eben wie die Kirche Englands, zu einem Beitrag zur Unterstützung der Armen zu vermögen. Es ist zugleich der einzige uns offen stehende Weg, die Gutsbesitzer Irlands, sie mögen im Lande leben oder nicht, durch Gewalt oder Ueberredung dahin zu bringen, daß sie endlich an die Regeneration des gesellschaftlichen Zustandes der Insel Hand anlegen, sowohl durch Beschäftigung der Armen, als durch

Einführung von Arbeit, Kapital, Manufakturen und einer Mittelklasse. Vor allen Dingen wird es den in der Fremde befindlichen Gutsbesitzern, welche, indem sie dem armseligen Pächter den letzten Heller abpressen, dem Anblick des von ihnen verursachten Elends entrinnen, eine Milde abnöthigen, die gar nicht in ihrer Gefühlsweise liegt.

Das, von den irischen Gutsbesitzern bereits erhobene Geschrei läuft darauf hinaus, daß das englische Armengesetz, wenn es auf Irland angewendet werden sollte, einer Konfiskation des Grundeigenthums, einem agrarischen Gesetze, gleichkommen würde. Die Antwort hierauf dürfte seyn, daß die Abwesenheit eines Armengesetzes für Irland gegenwärtig gleich einem agrarischen Gesetze auf Englands Grund und Boden wirkt. Doch es ist bereits gezeigt worden, daß sie einen bedeutenden Theil ihrer Renten den englischen Armengesetzen verdanken: ein Umstand, der ihren herabgewürdigten Pächtern auf den englischen Märkten sowohl vermöge des geringern Arbeitslohns, den sie zu zahlen haben, als wegen des Pacht-Produkts den Vorzug vor den Eingebornen giebt; sollten sie also in dieser Beziehung einen Ausfall in ihrem Einkommen leiden, so würden sie kein Recht haben, sich zu beklagen, sintemal dies Einkommen wirklich, wenn gleich auf eine indirekte Weise, aus der Tasche der englischen Grundbesitzer gezahlt wird. Daß die Ausgabe für die Unterhaltung der irischen Ueberbevölkerung — desjenigen Theils, der jährlich nicht nach England auswandert, um Nahrung zu finden — keine neue und ausserordentlichen Lasten für das irische Eigenthum herbeiführen werde, geht aus der einfachen Betrachtung hervor, daß jener Menschenüberfluß, wie es sich auch mit

ihm verhalten möge, gegenwärtig, auf die eine oder die andere Weise, von dem Landesprodukt unterhalten wird. Welche Unterstützungen demnach das Gesetz von ihnen verlangen möge, so kann es doch, wenn man sich dabei in den nöthigen Schranken hält, jene Last, welche schon gegenwärtig auf das Eigenthum des Königreichs drückt, nicht wesentlich vermehren. Ja, wir sind geneigt zu glauben, daß dabei eine beträchtliche Ersparung im Ganzen eintreten werde; denn, da Bettelei und Diebstal gegenwärtig die Hauptstützen des überschüssigen Armen sind, so wird ohne Zweifel sehr viel verschwendet, und Vieles von dem, was jetzt dem Verdienstlosen, dem Ueberlauten, dem Betrüger zu Theil wird, würde bei einem systematischen und gut organisirten Unterstützungsplan erspart werden, und die Last für beide erleichtern. Die Inhaber, nicht die Eigenthümer des Grund und Bodens, sollten demnach, wie in England, für diesen Endzweck zu einer Steuer verpflichtet werden; denn sie sind es ja, auf welche die Last gegenwärtig fällt. Hinsichtlich der Schwierigkeiten, welche es in Irland haben mag, die nöthige Maschine für die Verwaltung eines Armengesetzes in Gang zu bringen, haben wir nicht Ursache zu fürchten, daß Leute, die dieser Steuer unterworfen sind, nicht die nöthige Sorge für die Beschüzzung ihres Vortheils tragen sollten, während der Arme sehr bald den Umfang der ihm zugestandenen Rechte kennen und vertheidigen lernen wird; und was die Autoritäten betrifft, welche das Gesetz richterlich handhaben sollen, so werden Personen, denen die Vollziehung unseres verwikkelten Statuten-Gesetzes anvertraut ist, auch Kenntniß und Unpartheilichkeit genug haben, um den Fürsehungen einer

einzelnen und einfachen Parliaments-Akte den nöthigen Nachdruck zu geben.

Die, welche sich gegen die Einführung von Armengesetzen in Irland sträuben, weisen hin auf die Wirkungen dieser Gesetze in den englischen Kirchspielen, um durch dieses Beispiel vor einer Wiederholung oder Verpflanzung abzuschrecken; und dies Argument muß, wie wir glauben, von nicht geringem Gewicht für alle Diejenigen seyn, welche nicht unterscheiden zwischen den Wirkungen des höchst einfachen Armengesetzes der Königin Elisabeth — dem Gesetze Cecils und Bacons — und denjenigen Wirkungen, welche vom Mißbrauch und schlechter Verwaltung herrühren. Die Lage der in den Ackerbau verflochtenen Armen ist in dem größten Theile der südlichen und westlichen Kirchsprengel Englands ohne allen Zweifel höchst beklagenswerth: jeder Arbeiter steht, als ein dem Umlaufe geweihtes Ding, in dem Armenbuch verzeichnet; aller Unabhängigkeitsgeist, alles Verlangen sich durch neue Kraftanstrengungen in eine bessere Lage zu versetzen, sind so gut als verschwunden. Mit der Armen-Taxe ist es hier dahin gekommen, daß sie als das Erbtheil des englischen Tagelöhners betrachtet wird: als etwas, das er, beim Abgange aller eigenen Betriebsamkeit, als seinen und seiner Familie einzigen Unterhalt betrachtet. Doch diese sittliche und physische Herabwürdigung der ländlichen Arbeiter ist keinesweges ein nothwendiges Resultat einer gesetzmäßigen Fürsorge für den Armen; und dies kann streng bewiesen werden durch die Lage des Armen in Schottland und Nord-England, wo dieselbe Fürsorge wirksam ist, ohne dieselben Uebel mit sich zu führen. In der That, es ist nicht schwer, nachzuweisen, daß

sie ihre Quelle haben in einem verhängnißvollen Irrthum, der sich in den letzten Jahren allmählig in die Verwaltung des Armengesetzes eingeschlichen hat; vornehmlich in den westlichen und südlichen Grafschaften: ein Irrthum, dessen verderbliche Folgen, wie wir glauben, wofern nicht eine baldige Verbesserung eintritt, ins Unendliche reichen wird.

Wir bezeichnen hiermit die gemeine, obgleich notorisch-ungesetzliche Gewohnheit, Arbeitslöhne aus der Armen-Taxe zu machen, mit andern Worten, auf Kosten des Kirchsprengels Familien von Tagelöhnern zu unterstützen, welche anhaltend für Pächter arbeiten. Es ist so leicht, in diese Gewohnheit zu verfallen, daß wir uns gar nicht darüber wundern, daß es Obrigkeiten giebt, welche dieselbe gut heißen. Auf den ersten Anblick scheint es so menschlich, so dem eigenthümlichen Geiste des Armengesetzes angemessen, daß, wenn ein Taglöhner seine starke Familie nicht von seinem Erwerb ernähren kann, ihm aus dem Kirchspiels-Fond Unterstützung verabreicht werden müsse. Bedenkt man nun ferner, daß der den Tagelöhner beschäftigende Pächter dadurch der Nothwendigkeit, den Tagelohn zu erhöhen, für den Fall überhoben wird, daß er den Arbeiter beizubehalten wünscht: so leuchtet auf der Stelle ein, daß er auch von seiner Seite dem Spender der Armen-Taxe bestimmen wird, über diesen Punkt nachzugeben. So wird das ungesetzliche Verfahren eingeleitet; und ist die Bahn einmal gebrochen, so wird es für alle Väter zahlreicher Familien hergebracht, daß sie von dem Kirchsprengel einen Zuschuß zu ihrem Tagelohn erhalten, während dieser weit zurückbleibt hinter dem Minimum, von welchem ihre Familien leben können. Allein hier beginnen

wir,

wir, die Tendenz eines Systems zu bemerken, und sehr natürlich ist die Frage: wo wird man inne halten? und was bestimmt das Wesen einer starken Familie? Müssen alle Kinder einer Familie über das sechste Jahr hinaus von dem Kirchspiel unterstützt werden, oder alle über vier, oder zwei oder ein Jahr? Es wird hierauf geantwortet: der laufende Preis des Arbeitslohns bestimme die Gränze, bis zu welcher man von dem Arbeiter erwarten könne, daß er seine Familie ernähren werde. Allein was bestimmt den Preis des Arbeitslohns? oder vielmehr, wenn das Angebot der Arbeit die augenblickliche Nachfrage übersteigt, wie es allgemein durch ganz England der Fall ist, liegt dann nicht am Tage, daß der Preis der Arbeit selbst herabgedrückt wird durch den Einfluß dieses Systems? Und welche Gränzen können, unter diesem Einfluß, dem zurückgehenden Arbeitslohne gesetzt werden? welche andere, als die niedrigste Summe für das Bestehen des einzelnen Mannes, indeß Weiber und Kinder dem Kirchspiel zur Last fallen?

In dem Axiom des Staatswirthschaftslehrers Malthus, „daß die Bevölkerung allenthalben gegen die Gränzen der Subsistenz andrängt, und daß Arbeitslöhne sich da, wo es nicht an bereitwilligen Händen fehlt, sich ganz von selbst auf ihr Minimum stellen" müssen die Worte „Gränze der Subsistenz" und „Minimum der Arbeitslöhne" so verstanden werden, daß sie sich nur auf die zahlreichsten Familien beziehen, oder die Sätze sind durch und durch unwahr. Es kann nicht zweierlei Arbeitslohn an demselben Orte geben. In dem natürlichen Zustande der Dinge können Arbeitslöhne nicht für die Dauer unter den Stand herabsinken, welcher hinreicht, um einen Arbeiter mit einer

starken Familie vor dem Hungertode zu bewahren. Sollten sie weiter zurückgehen, so würden die starken Familien verdünnt werden durch Hunger und Krankheit, und der Anwuchs der Bevölkerung würde gehemmt bleiben, bis er sich der Nachfrage anbequemt hätte; die Arbeitslöhne aber müßten sich wieder wenigstens bis zu der Höhe heben, bei welcher sich aushalten läßt, eine Zeit lang sogar darüber hinaus. Doch die Tagelöhne, die einer starken Familie nur ein Minimum von Subsistenz gewähren, werden einer Familie von mäßigem Umfange Bequemlichkeiten, und den unverheiratheten Arbeitern Ueberfluß gewähren. Auf diese Weise muß die Masse der arbeitenden Bevölkerung, wahrscheinlich wenigstens neun Zehntheile des Ganzen, in einem natürlichen Zustande der Dinge, vermöge der Wirksamkeit dieses allgemeinen Gesetzes, in einer befriedigenden Lage sich befinden, wenn sie gleich gegen die Gränzen der Subsistenz ankämpfen. Alles Uebel fällt den starken Familien zur Last, und nur diesen; und dadurch geschieht nur was recht ist, da das einzige Rettungsmittel gegen eine überströmende Bevölkerung in den Händen der arbeitenden Klassen selbst liegt. Sie müssen ihre Zahl danieder halten durch Verzichtleistung auf unbesonnene Heirathen, und zu diesem Entschlusse werden sie am sichersten gelangen, wenn sie die Leiden sehen, welche von den Urhebern starker Familien erduldet werden müssen. Die Ueberfülle wird auf diesem Wege durch einen sittlichen Zwang, welchen die niedern Klassen ihren eigenen Gelüsten auflegen, hintertrieben werden; und gleichzeitig werden alle die schrecklichen Hemmketten, deren wir oben in der Verdünnung der Bevölkerung durch Mangel und Elend gedacht haben, von selbst wegfallen.

Dies ist der natürliche Weg, auf welchem Arbeitslöhne und Bevölkerung, unberührt von künstlichen Hemmnissen und Aufmunterungen, sich selbst regeln. Sollte aber ein verfehltes Gesetz oder eine falsche Auslegung des Gesetzes sich in diesen Zustand der Dinge mischen, so würden die größten Unfälle die Folge davon seyn. Das Verfahren mit dem Armengesetz in dem Süden Englands hat dergleichen bewirkt, indem es in jedem Kirchsprengel eben so viel Sätze für den Arbeitslohn in Gang gebracht hat, als es Familien größeren oder geringeren Umfanges giebt. John, mit einer Frau und sieben Kindern, erhält, gerade als ob er

in einem natürlichen System lebte, so viel Arbeitslohn, als nöthig ist, um sämmtliche Glieder der Familie vor dem Hungertode zu bewahren; allein William, mit einer kleinen Familie, anstatt denselben Betrag von Arbeitslohn zu erhalten, und folglich besser daran zu seyn, als John, erhält gleicherweise nur so viel, als ihn und die Seinigen vor dem Hungertode bewahrt; und Richard, ein unverheiratheter Mann, erhält für seine Arbeit gerade so viel, als ihn selbst oben hält, und nicht mehr. So geht die, entweder in der Gestalt von Arbeitslohn oder Armen=Taxe an die arbeitende Bevölkerung des Kirchspiels gezahlte Summe weit zurück hinter das, was sie ohne diese ungerechte und grausame Erfindung seyn würde; die Differenz kommt den Pachtern und eventuell den Grundbesitzern zu Gute, während sie unter dem Vorwande der christlichen Liebe und der Wohlthätigkeit aus den Taschen der Arbeiter selbst gezogen wird — dieser ursprüngliche Hervorbringer des Reichthums und des Luxus, den die höheren Klassen genießen, indem sie eine Zeitlang von dem Mißbrauch Nutzen ziehen.

Vermöge jener vergeltenden Gerechtigkeit, welche, als ein nothwendiges Gesetz, alle Werke der Natur zu durchdringen scheint, wirkt inzwischen das Uebel gar mächtig auf seine Urheber zurück; denn, da das natürliche Hemmniß für die Vervielfältigung der Arbeiter, das, wie wir gesehen haben, in der Schwierigkeit, eine große Familie zu unterhalten, besteht, weggeräumt ist, so bleibt kein anderes übrig; oder vielmehr, frühen Heirathen und dem Anwuchs der Familien wird dadurch eine Prämie ertheilt, daß eines Jeden Arbeitslohn mit jedem hinzugekommenen Kinde steigt. Die Zunahme der Bevölkerung wird auf diese Weise beschleunigt, bis die Last, die überschüssigen Hände zu unterstützen, verbunden mit den Uebeln, welche die Zunahme des Elends und des dasselbe begleitenden Verbrechens mit sich führt, bei weitem den Ausschlag giebt über alles, was Pachter und Grundbesitzer (sofern man nur ihren Vortheil ins Auge faßt) früher durch ihre übelberechnete Raubgier gewonnen haben mögen. Das bisherige Verfahren ist, vor allen Dingen, im höchsten Grade ungerecht und grausam, in Beziehung auf die arbeitenden Klassen, denen es die schönste Belohnung für ihre Arbeit entzieht. Es verhindert sie, ihre Lage durch Klugheit, Betriebsamkeit, Geschicklich-

keit und Sparsamkeit zu verbessern. Es drückt sie herab zu einer gleichförmigen, hoffnungs- und gegenstandslosen Knechtschaft, die, wie eine vor kurzen erschienene Flugschrift sich darüber ausgedrückt hat, durchaus nicht wesentlich von der Sklaverei verschieden ist; denn an die Stelle der Peitsche, als Antriebsmittels, stellt sich die Furcht vor dem Hungertode. Der Unterschied ist sogar zum Vortheil des Sklaven, sofern der Herr dabei betheiligt ist, ihn gut zu halten, um desto mehr Vortheil von seinen physischen Kräften zu ziehen, während die Arbeit des englischen Leibeignen so werthlos ist, daß er sein Leben nur dem Gesetze verdankt, das ihn nicht Hungers sterben lassen will. Endlich muß die Vernichtung aller Thatkraft, Moralität und Glückseligkeit in dieser zahlreichen Klasse, verbunden mit einer unbegränzten Zunahme ihrer Anzahl — mit einer Zunahme, welche weit schneller von Statten geht, als es in dem besten Gesellschafts-System der Fall seyn würde — sehr bald eine schwere Vergeltung über die Landeigenthümer bringen, welche das Wachsen eines so elenden Verfahrens gestattet und begünstigt haben. Daß diese niederschlagende Aussicht nicht bloß in der Theorie vorhanden ist, geht aus parliamentarischen Berichten hervor, welche nachweisen, daß in denjenigen Distrikten Englands, wo dieser Mißbrauch des Armengesetzes am meisten geduldet wird, die Zunahme der Bevölkerung, die Armen-Taxe und das Verbrechen seit einer Reihe von Jahren doppelt so groß ist, als in solchen Grafschaften Englands, die davon unberührt geblieben sind *).

---

*) S. die Rede des Herrn Slaney im Unterhause, worin er auf die Bildung einer Kommission über diesen Gegenstand anträgt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Untersuchungen
über
die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.
(Fortsetzung.)

Sechzehntes Kapitel.

Begebenheiten des dreißigjährigen Krieges während der letzten Regierungsjahre des Kurfürsten Georg Wilhelm.

Nach Waldsteins Ermordung trat der Erzherzog Ferdinand, ältester Sohn des Kaisers, den Ungarns Stände bereits als ihren König anerkannt hatten, an die Spitze des jetzt kaiserlichen Heeres. Doch schmückte dieser Prinz den schwierigen Wirkungskreis eines Oberfeldherrn nur mit seinem Namen und mit dem Ansehn seines Hauses. Die Verrichtungen übernahm der Graf von Gallas. Dieser war demnach die eigentliche Seele des kaiserlichen Heeres.

Die Vertreibung der Schweden aus Baiern und Schwaben — eine Aufgabe, welche Waldstein nicht gelöset hatte, weil der Kurfürst von Baiern das Opfer seines persönli-

chen Hasses werden sollte — war, von jetzt an, die zunächst zu überwindende Schwierigkeit.

Verstärkt durch die Hülfsvölker, welche der Herzog von Lothringen und der Kardinal-Infant der Niederlande dem Kaiser zuführten, begann Gallas seine Unternehmungen mit der Belagerung von Regensburg; und obgleich Bernhard von Weimar bis in das Innerste Baierns eindrang, um den Feind von jener Stadt abzuziehen, so verfehlte er doch seine Absicht: denn Regensburg ergab sich, nach einem hartnäckigen Widerstande, dem Sieger, um noch größeren Uebeln zu entgehen. Dasselbe that Donauwerth nicht lange darauf.

Fielen so die freien Städte Deutschlands — diese Wohnsitze des Handels und der Betriebsamkeit — eine nach der andern in die Hände des Kaisers: so war es um das Ansehn der protestantischen Parthei, vorzüglich aber um das Ansehn der Schweden geschehen, deren Hauptstützen eben diese Städte waren. Dies beherzigend, wollte Bernhard von Weimar, nachdem er sich durch die Schweden unter General Horn verstärkt hatte, der schwäbischen Reichsstadt Nördlingen das Schicksal von Regensburg und Donauwerth ersparen. Er zog demnach nach Schwaben, wohin die Kaiserlichen bereits vorgedrungen waren, um diesen eine entscheidende Schlacht zu liefern. Der Gegenstand derselben war der Entsatz von Nördlingen. Vergeblich stellte General Horn dem weimarischen Prinzen vor, daß, um mit einiger Sicherheit des Erfolges zu schlagen, noch die Truppen des Generals Craz und des Rheingrafen Otto Ludwig erwartet werden müßten: taub gegen diesen Rath, beginnt Bernhard von Weimar den 7. Sept. 1634 die

Schlacht mit einem Angriff auf die von den Kaiserlichen besetzte Anhöhe. Dieser Angriff mißlingt; und nachdem die Schweden mehr als einmal zurückgeschlagen sind, bringt ein auffliegendes Pulverfaß Unordnung in ihre Schaaren. Die kaiserliche Reiterei bricht ein in die zerrissenen Glieder. Bald wird die Flucht allgemein und das ganze Unternehmen von Seiten der Schweden endigt damit, das General Horn gefangen genommen wird, daß Bernhard von Weimar sich mit Mühe nach Frankfurt rettet, daß mehr als 12,000 Schweden Leben oder Freiheit verlieren und daß 80 Kanonen, 4000 Wagen und 300 Standarten in die Hände der Kaiserlichen fallen.

Dieser Ausgang einer mit Tollkühnheit unternommenen Schlacht veränderte plötzlich die Lage der Dinge.

Da es keinen Widerstand mehr gab, so überschwemmten die Kaiserlichen Schwaben und Franken, gleich einem Bergstrom, der sich in die Ebene ergießt; und die Zerstörungen, welche sie anrichteten, die Mißhandlungen, welche sie sich erlaubten — Mißhandlungen, welche so weit getrieben wurden, daß die Kroaten sogar die verwittwete Herzogin von Würtemberg, eine siebzigjährige Matrone, zu Nördlingen an den Haaren schleiften — verbunden mit dem Schrecken, der sich nach allen Seiten hin verbreitete, brachten zunächst die Wirkung hervor, daß der Kurfürst von Sachsen dem Bündniß entsagte, worin er bisher mit den Schweden gestanden hatten, und sich in die Arme des Kaisers warf.

Johann Georg war des Bündnisses mit den Schweden längst überdrüssig; es hatte ihm die Lausitz gekostet, außerdem aber hatte er die Wahrscheinlichkeit eingebüßt, daß

er in einem dereinstigen Friedensvertrage auf Kosten des Kaisers werde vergrößert werden. Es schien ihm also vortheilhafter, dem Sieger bei Nördlingen mit Anerbietungen entgegen zu kommen, die sein Uebergewicht verstärken mußten. Die einzigen Bedingungen, welche er machte, waren: „daß ihm die Lausitz als ein böhmisches Lehn abgetreten und daß die Kirchenfreiheit noch 40 Jahre gestattet würde.

Ferdinand der Zweite wies diese Bedingungen nicht zurück. Den 22. Nov. 1634 — also zwei Monate nach der Schlacht bei Nördlingen — wurden die Friedens-Präliminarien zu Pirna unterzeichnet; und auf diese wurde im nächst folgenden Jahre ein Friede gebaut, dessen vornehmste Artikel folgende waren: „Das Erzbisthum Magdeburg bleibt, bis auf vier, dem Kurfürsten von Sachsen, abzutretende Aemter, dem Prinzen August von Sachsen, und Halberstadt dem Erzherzog Leopold Wilhelm; der brandenburgische Prinz Christian Wilhelm soll auf eine andere Weise entschädigt werden; die Herzoge von Mecklenburg empfangen, wenn sie dem Frieden beitreten, ihr Land zurück; Donauwerth erhält seine Reichsfreiheit wieder; was auswärtige Mächte (Schweden und Frankreich) sich angeeignet haben, wird ihnen mit gesammter Hand wieder abgenommen; die Kriegsvölker aller kontrahirenden Theile werden zu einer einzigen Reichsmacht vereinigt, welche, vom Reiche unterhalten und bezahlt, diesen Frieden mit gewaffneter Hand zu vollstrecken hat." Des Restitutions-Edikts wurde nur in sofern gedacht, als man festsetzte: „nur diejenigen unmittelbaren, wie auch mittelbaren Stifter, welche vor dem Passauer Vertrage eingezogen worden, sollten noch vierzig Jahre, jedoch ohne Sitz und Stimme auf dem Reichs-

tage zu haben, in den Händen der gegenwärtiger Besitzer bleiben; eine Kommission beider Confessions-Verwandten in gleicher Zahl aber sollte vor Ablauf dieser vierzig Jahre darüber verfügen, und könnte sie sich nicht friedlich einigen, so sollte jeder Theil zurücktreten in den Besitz aller der Rechte, die er vor der Erscheinung des Restitutions-Edikts ausgeübt haben würde."

Dieser Friede wurde den 30. Mai 1635 zu Prag unterzeichnet. Ausgeschlossen von demselben waren Baden, Pfalz und Würtemberg, als Länder, in deren Besitz Oesterreich für die nächste Zukunft bleiben wollte; ausgeschlossen waren ferner die Reformirten. Was in dieser doppelten Hinsicht mangelte, erschien um so mehr in dem Lichte eines Gebrechens, weil die Kirchenfreiheit wiederum nur provisorisch war, da doch, wenn Deutschland zur Ruhe gelangen sollte, vor allen Dingen das Daseyn einer evangelischen Kirche gesetzlich anerkannt werden mußte. Nicht als ob die protestantischen Fürsten dies weniger erkannt hätten, als diejenigen, welche darüber am lautesten wehklagten, die Reformirten; allein, indem ein Zeitraum von vierzig Jahren sich ihnen als eine Periode der Erholung darstellte, wurden mehre von ihnen geneigt, sich, nach dem Beispiel des sächsischen Kurfürsten, mit dem Kaiser zu versöhnen: der Kurfürst von Brandenburg, weil Ferdinand Brandenburgs Anwartschaft auf Pommern genehmigte; die Herzoge von Weimar, Braunschweig und Mecklenburg, so wie auch die Fürsten von Anhalt und die Hansestädte, weil sie des Krieges überdrüssig waren. Alle diese schlossen sich also dem Prager Frieden an. Nicht so der Landgraf Wilhelm von Hessen. Mit dem Schwerte in der Hand hatte er in West-

phalen schöne Länder erobert, die er zu behalten wünschte. Noch weniger war Bernhard von Weimar geneigt, dem Prager Vereine beizutreten; denn durch die Schlacht bei Nördlingen waren alle seine Aussichten verdunkelt worden, und um sie wieder aufzuheitern, bedurfte es eines neuen Umschwungs der Dinge.

Wer jedoch am meisten Ursache hatte, den Prager Frieden zu hassen, war Schweden; und die Kurzsichtigkeit, welche die Paciszenten in Beziehung auf diese Macht bewiesen, ist in der That nur allzu auffallend, wenn man den kaiserlichen Stolz nicht als die vornehmste Quelle derselben betrachten will. Wie hätte wohl vorausgesetzt werden mögen, daß Oxenstierna, nachdem sein Vaterland so bedeutende Opfer dargebracht hatte, in einen Frieden willigen werde, nach welchem es, gleich einem verhaßten Eindringlinge, ohne Dank, ohne Lohn, aus Deutschland scheiden sollte? Zwar ließ der Kurfürst von Sachsen ein Wort von drittehalb Millionen Gulden fallen, die zur Schadloshaltung dienen sollten; allein, da die Schweden von ihrem Eigenen weit mehr zugesetzt hatten, so mußte eine Abfindung mit Geld ihren Eigennutz eben so kränken, als sie ihren Stolz beleidigte. Kann man nun gleich nicht sagen, daß den Anordnungen des Prager Friedensvertrages nichts weiter zum Grunde gelegen habe, als die Absicht, den Krieg um jeden Preis fortzusetzen: so würden doch, wenn dies wirklich der Fall gewesen wäre, jene Anordnungen die wirksamsten Mittel für diesen Zweck gewesen seyn.

In der Behandlung Schwedens war Eins aus der Acht gelassen worden; nämlich, daß sie die stärkste Aufforderung zum Widerstande in sich schloß, und daß ein patrio-

tisch-gesinnter Minister, wie Oxenstierna, da Mittel findet, wo Herz- und Geistlose verzweifeln.

Verlassen von der protestantischen Parthei in Deutschland, begab sich Oxenstierna nach Frankreich, um die Bande, welche sein Vaterland seit dem Vertrage von Bärwalde mit Frankreich vereinigten, wo möglich noch enger zu ziehen. Dies nun gelang ihm auf eine, ihn selbst überraschende Weise dadurch, daß der Kardinal Richelieu (die Seele der französischen Regierung dieser Zeiten) nach Beseitigung aller der Hindernisse, welche seine innere Verwaltung bis dahin gestört hatten, zu der Ueberzeugung gelangt war, daß Frankreich Lothringen und das Elsaß erobern müsse, um volle Sicherheit für sein politisches Daseyn zu haben. Nichts entschied über diese so sehr, als die Lage seiner Hauptstadt; und da diese nicht wohl verändert werden konnte, so mußte Frankreich, wo nicht bis zum Rhein vordringen, doch die eben genannten Länder als Vormauern erwerben. Voll nun von diesem Gedanken, durch dessen Verwirklichung er sich ein bleibendes Verdienst um sein Vaterland zu erwerben hoffen durfte, kam Richelieu dem schwedischen Kanzler halben Weges entgegen. In dem zu Compiegne geschlossenen Bündniß machte Frankreich, das bisher nur Subsidien, und selbst diese sehr unregelmäßig gezahlt hatte, sich anheischig, als kriegführende Macht gegen das Haus Oesterreich aufzutreten. Wie nun Oxenstierna nichts Besseres wünschen konnte, so fügte es das Schicksal, daß Frankreich, drei Wochen darauf — der Vertrag von Compiegne war vom 28. April 1635 — an Spanien den Krieg erklären mußte. Die Veranlassung dazu gab die Entführung des Kurfürsten von Trier durch die Spanier.

Dieser unglückliche Kirchenfürst, entweder aus Klugheit oder aus Ueberzeugung, ein Feind des Hauses Oesterreich, hatte französische Besatzung aufgenommen; und da die Spanier ihn dafür in seiner Hauptstadt überfallen und gefangen genommen hatten: so konnte Frankreich nicht umhin, ihm Genugthuung zu geben durch eine Kriegserklärung, welche die natürliche Folge hatte, daß Spanien seine Truppen aus Deutschland zurückziehen mußte, um sich in seinen eigenen Gränzen und in den Niederlanden zu vertheidigen. Der Krieg gewann also in demselben Augenblick, wo Sachsen einen Frieden einzuleiten hoffte, an Ausdehnung und Umfang; und was in Böhmen begonnen hatte, bewegte, jetzt nach 17 Jahren, die Länder jenseits der Pyrenäen und der Alpen. Einen besondern Vertrag schloß Frankreich mit dem Herzog Bernhard von Weimar, der sich bereit finden ließ, die Rolle eines Condottiere für dasselbe an der Spitze eines selbst geworbenen Heeres zu übernehmen, weil das Vertrauen der Schweden zu seinem Heerführer-Talent seit der Schlacht bei Nördlingen verscherzt war.

Durch die Verträge von Prag und Compiegne war der ursprüngliche Gegenstand des Krieges aufs Wesentlichste verändert. Es handelte sich fortan nicht mehr um die Zurückführung eines verschmäheten Kirchenthums, das, wenn es den intellektuellen und sittlichen Bedürfnissen der Gesellschaft genügend entsprochen hätte, nicht würde verdrängt worden seyn; es handelte sich vielmehr um die Vertheidigung der Selbstständigkeit des deutschen Reichs. An die Stelle der theokratischen Interessen waren kosmokratische getreten: Interessen, welche die Wirksamkeit der Jesuiten überflüssig machten, indem es auf nichts Geringeres ankam, als sich

gegen die vereinigte Macht Schwedens und Frankreichs zu vertheidigen in einem Gebiete, das von allen Seiten her offen stand. Für den Kaiser und den Kurfürsten von Sachsen war die Aufgabe eine gedoppelte. Im Westen sollten die Franzosen an der Eroberung Lothringens und des Elsasses verhindert, im Norden die Schweden über die Ostsee nach der skandinavischen Halbinsel zurückgetrieben werden. In dem großen Umfange des Kriegsschauplatzes und in der Mittelmäßigkeit der Streitmittel lag die Ursache, daß der Kampf eine so lange Dauer gewann.

Im Laufe des Jahres 1635 hatte sich Augsburg nach langem Widerstande ergeben. Auf gleiche Weise waren Würzburg und Koburg an die Kaiserlichen übergegangen. Der Heilbronnische Bund hatte sich aufgelöst, und beinahe ganz Ober-Deutschland erkannte die Herrschaft des Kaisers, nachdem es, seit der Schlacht bei Leipzig, der Hauptsitz der schwedischen Macht gewesen war. Diesen Umstand benutzte Sachsen, die Räumung Thüringens und der Gebiete von Halberstadt und Magdeburg zu verlangen. Die Feindseligkeiten nahmen ihren Anfang, als Johann George die sächsischen Unterthanen durch sogenannte Avokatorien oder Abberufungsschreiben von den schwedischen Fahnen, die sich an der Elbe unter Banner gesammelt hatten, abrief. Längst schon schwierig wegen des rückständigen Soldes, gaben die sächsischen Offiziere dieser Aufforderung Gehör: ein Quartier wurde nach dem andern geräumt. Um nun die Räumung der genannten Gebiete desto sicherer zu bewirken, machte Sachsen eine Bewegung nach Mecklenburg, um, wo möglich, Dömitz zu nehmen und die Schweden von der Ostsee abzuschneiden. Schon wurde Dömitz von ihnen

belagert, als plötzlich Banner erschien, die Sachsen unter Baudissin angriff, von 7000 etwa 1000 erschlug und eben so viele gefangen nahm. Dies geschah den 22. Oct. 1635. Von dieser Zeit an drängten sich Sachsen und Schweden in der Mark und in Niedersachsen auf und nieder, bis endlich die Schweden den 24. Sept. 1636 bei Wittstock nach einem achtstündigen Gefecht einen vollständigen Sieg errangen. Die Rache, welche sie hierauf an Sachsen nahmen, war fürchterlich. Das ganze Land wurde zu Grunde gerichtet, ohne daß der Kaiser, dessen Waffen am Rhein und in Westphalen durch Bernhard von Weimar und den Landgrafen von Hessen hinlänglich beschäftigt wurden, seinem Bundesgenossen Erleichterung verschaffen konnte.

Vorüber war also der Zeitraum, in welchem die Churmark Erholung genossen hatte. Zu den Zerstörungen des Krieges gesellte sich im Jahre 1636 eine pestartige Krankheit, welche besonders die Altmark, theils durch den Tod, theils durch die Flucht entvölkerte. Nach der Schlacht bei Wittstock sendete Banner den Obersten Jenß Haderloff nach Berlin, um eine Kontribution von 30,000 Thalern einzufordern. Der Oberst erschien an der Spitze eines vollständigen Regiments; es gab also kein Mittel, ihn zurückzuweisen. Durch die rührendsten und gerechtesten Vorstellungen suchte der Statthalter, Markgraf Sigismund, die Forderung herabzustimmen; vergeblich! auch nicht ein Groschen sollte fehlen. Von dem gesellschaftlichen Zustande des Landes in diesen Zeiten erhält man die angemessenste Vorstellung, wenn man lieset, daß die Ritterschaft nur 8000, die Bürgerschaft nur 5000 Thaler zusammen zu bringen vermochte, und daß der Ueberrest in Obligation bezahlt

wurde, die den 9. Nov. desselben Jahres eingelöst werden sollten. Gegen dies Versprechen sicherte der Oberst Jenß Haderloff der Mittelmark Verschonung zu. Kaum aber hatte er sich entfernt, als der General-Feldmarschall Wrangel mit seinem Heer aus Pommern vor Berlin rückte und die Einräumung der Festung Spandau, freien Durchmarsch durch Küstrin und unbezahlbare Kriegs-Contributionen forderte. So drängte ein Sturm den andern. Die Berliner baten um Schonung; allein wer bittet, hat noch etwas beizusteuern. Wrangel begnügte sich zuletzt mit 15,000 Ellen Tuch, 8000 Paar Schuhen, eben soviel Paar Strümpfen, 10 Ammunitions-Wagen und 1000 Thalern, statt der verlangten 250 Artillerie-Pferde; außerdem aber mußten bedeutende Transporte an Bier, Brod und Fleisch zum schwedischen Heere nach Köpnik geschafft werden. Wrangel war noch nicht lange weiter gezogen, als Haderloff zurück kam, um seine Obligationen gegen Silber umzusetzen. Man stellte ihm vor, daß sein Versprechen, die Mark mit weiteren Brandschatzungen zu verschonen, unerfüllt geblieben sei; vergeblich! Man bat ihn, abzurechnen auf das, was dem General-Feldmarschall Wrangel geliefert worden; eben so vergeblich! Man flehete, daß, wie ein Zeitgenosse sich darüber ausdrückt, „ein Stein in der Erde hätte davon erweicht werden können;" der schwedische Oberst blieb unerweicht und wollte man sich Erleichterung verschaffen, so mußten die Begüterten sich entschließen, ihr Gold- und Silbergeräthe herzugeben. Georg Wilhelm, dessen Seele allzu weich war, um solche Auftritte ertragen zu können, hatte sich nach Peiz begeben. Von hier aus antwortete er Wrangeln: „die Kaiserlichen wären Herren

seiner Festungen; er müsse es den Schweden überlassen, sie zu erobern." Ohne sich damit aufzuhalten, ging Wrangel nach der Neumark, wo er seine Winterquatiere nahm, nicht ohne die Genugthuung, daß die Kaiserlichen, auf die bloße Nachricht von seiner Ankunft, Landsberg an der Warte verlassen hatten.

Was Ferdinand dem Zweiten bei weitem mehr am Herzen lag, als das Unglück der Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg, war die Wahl seines ältesten Sohnes zum römischen Könige; und da im Jahre 1636 alle Kurfürsten mit ihm ausgesöhnt waren, so erreichte er seinen Zweck gegen das Ende dieses Jahres. Die Wahl geschah den 12. December.

Erschöpft durch körperliche Leiden, starb Ferdinand der Zweite im Februar des folgenden Jahres im 59sten Jahre seines Alters. Ein merkwürdiges Schicksal hatte über ihn gewaltet, sofern er, in dessen Brust nur friedliche Neigungen lebten, während seiner achtzehnjährigen Regierung die Wohlthaten des Friedens nie genossen, das Schwert nicht aus der Hand gelegt hatte: zum warnenden Beispiel, daß ein Fürst, sanft und menschlich von Natur, aus schlecht verstandener Monarchenpflicht seine Bestimmung, ein Beschützer und Vertheidiger des Wahren und Gerechten zu seyn, gänzlich verfehlen, und aus allzu großer Nachgiebigkeit gegen fremde Meinungen und Entwürfe, ein Unterdrücker der Menschheit, ein Feind des Friedens, eine Geißel der Völker werden kann. Es sei uns erlaubt, hinzu zu fügen, daß dies, mehr oder weniger, immer der Fall seyn wird, so oft es gelingt, die Blicke eines Fürsten nur der Vergangenheit zuzuwenden und ihn glauben zu machen, daß

das Bestehende nur in dieser anzutreffen sei, während das ganze Regierungsgeschäft seine Bedeutung nur darin hat, daß die Zukunft dabei nie aus dem Auge verschwinden darf, wenn die menschliche Entwickelungsfähigkeit geachtet bleiben soll. Es gehörte zu der Eigenthümlichkeit der Fürsten habsburgischen Geschlechts, in der Reformation nicht einen Fortschritt, sondern nur ein Hinderniß für ihre Entwürfe wahrzunehmen; und was man mit Wahrheit sagen kann, ist, daß ihre Vorliebe für den Katholicismus das Schicksal ihres Hauses vielfältig bestimmt hat.

Vier Wochen nach Ferdinand dem Zweiten, starb der alte Herzog von Pommern, Bogislav der Vierzehnte, der letzte seines Geschlechts, das sieben Jahrhunderte lang an der Ostsee-Küste gewaltet hatte. Alten Verträgen gemäß, deren oben gedacht worden ist, fiel dies Land an Brandenburg. Allein die Schweden hielten es besetzt; und so wie sie, von ihrem ersten Eintritt in Deutschland an, Pommern nicht bloß als zu ihrer Sicherung nothwendig, sondern auch als eine dereinstige Belohnung für ihre Verdienste um Deutschland betrachtet hatten, so erklärten sie jetzt, wo der Kurfürst von Brandenburg in Folge des Prager Friedens von ihnen abgefallen war, daß sie Pommern nie wieder herausgeben würden. Um nicht zur Unzeit nachzugeben, sendete Georg Wilhelm zwar einen Trompeter nach Stettin, der die pommerschen Stände zur Huldigung auffordern sollte; allein es fehlte wenig daran, daß der schwedische Statthalter zu Stettin den kurfürstlichen Boten hängen ließ; nur die Fürsprache der herzoglichen Wittwe vermochte eine solche Barbarei abzuwenden. Nichts lag, nach diesem Auftritte, noch mehr in der Natur der Dinge, als daß Georg Wil-

helm sich noch enger an den Kaiser anschloß; und da dies wirklich auf den Rath des Grafen von Schwarzenberg geschah, so hätte man diese Maßregel nur loben und unterstützen sollen. Daß dies unterblieb, und daß namentlich der Kommandant von Küstrin, Konrad von Burgsdorf, eine Opposition bildete, aus welcher nichts Gutes hervorgehen konnte, muß dem Partheigeiste, noch mehr aber jenem Castengeiste zugeschrieben werden, der sich des märkischen Adels in einem so hohen Grade bemächtigt hatte, daß er, einem nichtmärkischen Premier-Minister gegenüber, den Maßstab für politische Einsicht nur in seinem Patriotismus fand, der die Begränztheit selbst war. Die Erwerbung Pommerns hing also für Brandenburg von den Waffenerfolgen zwischen den Schweden und den Kaiserlichen ab.

Ferdinand der Dritte hatte, während des Feldzuges von 1634 und 1635, die Leiden, welche den Krieg begleiten, allzu vollständig kennen gelernt, um einem Frieden abgeneigt zu seyn. Doch die Dinge hatten seit Jahr und Tag eine solche Wendung genommen, daß die Herbeiführung des Friedens eben so schwierig war, als die Fortsetzung des Krieges. Das größte Hinderniß des Friedens lag in der französischen Regierung, die, nachdem sie den Kriegsschauplatz betreten hatte, nicht ausscheiden wollte, ohne in Beziehung auf Lothringen und das Elsaß ihre Zwecke erreicht zu haben. Im Jahre 1636 hatten Gallas und ein niederländischer General Namens Johann von Werth so bedeutende Fortschritte auf französischen Boden gemacht, daß die Pariser zu zittern angefangen hatten. Erst im nächsten Jahre wendete sich das Blatt. Dies war die Glanz-Periode Bernhards von Weimar. Nachdem er

vier bis fünfmal die Heereshaufen geschlagen hatte, welche der österreichischen Festung Breisach zu Hülfe kamen, eroberte er den 3. Dec. 1638 diese wichtige Festung. Da er nun — wie es in revolutionären Zeiten hergebracht ist — mit nichts Geringerem umging, als sich am Rheine einen Staat zu gründen, dessen Mittelpunkt Breisach werden sollte: so ließ er sich von den Einwohnern huldigen. Dies verdroß den Kardinal Richelieu, der Breisach für seine Entwürfe nicht entbehren konnte. Den Herzog von Weimar zum Gefühl seiner Abhängigkeit zurück zu führen, entzog er ihm die bisher bezahlten Hülfsgelder. Dies war jedoch nur eine Aufforderung mehr für Bernhard, sich unabhangig zu machen. Er hatte im Jahre 1639 seine Zurüstungen vollendet und stand im Begriff bei Neuburg über den Rhein zu gehen, und zur Vertreibung der Franzosen aus Deutschland mitzuwirken, als er plötzlich erkrankte und nach vier Tagen (18. Juli) im 35 Lebensjahre starb — nicht ohne den Verdacht zu erregen, daß er, von Frankreich her, durch Gift hingerichtet sei. So war denn auch dieser Abenteurer ausgeschieden. Des verwaiseten Heeres, an dessen Spitze er gestanden hatte, bemächtigte sich der Kardinal Richelieu; und indem er den Feldmarschall Guebriant an Bernhards Stelle brachte, gewann er die Aussicht, seinen Zweck desto sicherer zu erreichen.

Während dies am Rheine vorging, hatte sich der schwedische General Banner, durch die kaiserlichen Generale Hatzfeld und Morosini aus Sachsen vertrieben, über Schwedt nach Pommern zurückgezogen und daselbst Piccolomini's Angriffen widerstanden. Von Schweden aus verstärkt, wurde er endlich seinem Gegner überlegen, den er nach

Böhmen zurücktrieb. Was zwischen beiden Ländern in der Mitte lag, empfand jetzt von neuem die Geißel des Krieges. Am meisten litt die Altmark. Man darf sagen, daß sie der Schauplatz unbarmherziger Wuth und viehischer Lüste war. Dem verarmten Bürger und Bauer das Letzte, was er geben oder nicht geben konnte, abzupressen, bediente man sich der sogenannten schwedischen Tränke. Diese bestanden darin, daß man dem Schlachtopfer der Habsucht Wasser aus Mistpfützen, Heringslake oder selbst Urin von Menschen und Vieh eintrichterte. Ueber solche Abscheulichkeiten verlor das Leben seinen Werth und gegenseitiger Mord kam an die Tagesordnung. Erst im Jahre 1639 verließen die Kaiserlichen die Mark Brandenburg gänzlich, indem sie sich nach Böhmen und Schlesien zogen. Sie zu verfolgen, machte Banner einen Umweg durch Niedersachsen, der keine andere Ursache hatte, als — weil das ganze Land zwischen der Elbe und Oder so verwüstet und ausgehungert war, daß ein Durchzug durch dasselbe einer Niederlage gleich gekommen seyn würde. In Böhmen angelangt, verübte Banner alle Gräuel des Krieges. Seine Absicht schien keine andere zu seyn, als das ganze Königreich in Flammen aufgehen zu lassen; denn in mancher Nacht standen mehr als hundert böhmische Flecken, Dörfer und Schlösser zugleich in Brand. Man erstaunt über soviel Unverstand; denn mußte diese Barbarei sich nicht selbst bestrafen? Als tausend Schlösser, Dörfer und Flecken in Asche gelegt waren, konnte Banner sich in Böhmen nicht länger halten. Von Hatzfeld und Piccolomini angegriffen und verfolgt, zog er sich eilfertig durch das Meißnische Gebirge zurück, und, nach einer Niederlage bei Plauen, sah er

sich

sich zu einem Rückzug genöthigt, der bis Erfurt ging. Hier würde im Jahre 1640 die schwedische Macht ihren Untergang gefunden haben, wenn vortheilhafte Veränderungen sie nicht gerettet hätten. Indem die Herzoge von Lüneburg den Prager Frieden aufgaben, und Bannern dieselben Truppen zuführten, welche noch vor wenigen Jahren gegen die Schweden gefochten hatten; indem zugleich die Landgräfin Amalie von Hessen, deren Gemahl seit dem 4 Sept. gestorben war, Hülfe forderte und der Herzog von Longueville mit dem nachgelassenen Heere des Herzogs Bernhard von Weimar herbei eilte, sah der schwedische Oberfeldherr sich in den Stand gesetzt, den Kaiserlichen bei Saalfeld eine neue Schlacht anzubieten. Diese vermied Piccolomini in einer damals für unangreifbar gehaltenen Stellung. Beide Heere zogen hierauf in das ausgehungerte Hessen und von da nach den Ufern der Weser, von wo Piccolomini, weil Banner ihn zu überflügeln begann, nach den fränkischen Fürstenthümern zurückging.

Während dieser Hin- und Herzüge litt die Kurmark am meisten von schwedischen Heereshaufen.

Das durch Kontributionen heimgesuchte Berlin mußte im Jahre 1639 aufs Neue nicht weniger als 24,900 Thlr. für einzelne schwedische Regimenter aufbringen. Dabei wütheten ansteckende Krankheiten in seinen Ringmauern, so, daß man in einzelnen Stadtvierteln 50 bis 60 Wittwen zählte, die, von jeder Hülfe verlassen, mit ihren Kindern im Elend schmachteten, und daß man Mühe hatte, so viel Männer zusammen zu bringen, als zur Bewachung der Stadt nöthig waren. Erzählt wird, daß, um die dringendsten Bedürfnisse des kurfürstlichen Hofstaats zu befriedigen,

man sich genöthigt gesehen habe, die in der Rüstkammer aufbewahrten Reitkappen ihrer silbernen Verzierungen zu berauben . . .

Wie hätte der Hof in dieser Lage auszuhalten vermocht! Georg Wilhelm begab sich nach Preußen, dem Vorwande nach, um den Schweden eine Diversion in Liefland zu machen, der wahren Absicht nach, um den Leiden zu entrinnen, welche einen Fürsten in den Klagen seiner Unterthanen bestürmen.

Der Kurfürst aber hatte sich kaum von den Beschwerden der langen Reise erholt, als ein Beinschaden ihn aufs Krankenlager warf. Dies geschah im Sommer des Jahres 1640. Das Uebel schien Anfangs nicht gefährlich; da es aber unheilbar war, so verzehrte es die Kräfte, und ehe das Jahr ablief, starb Georg Wilhelm den 1. Dec. in einem wenig vorgerückten Alter.

Glaubt man, wie es nur allzu häufig geschieht, an die unbedingte Macht des Fürsten, so ist man durch eben diesen Glauben verführt, Georg Wilhelm anzuklagen, weil er so wenig that, den Kurstaat vor den Leiden zu bewahren, die, fast 20 Jahre hindurch seine Kraft erschöpften. Frei von diesem Glauben, fühlt man keinen andern Beruf, als in Georg Wilhelm einen Unglücklichen zu sehen, der das aufrichtigste Bedauern verdient. Wohlwollend und mild, würde er, wenn er von den Stürmen des dreißigjährigen Krieges verschont geblieben wäre, seinem Kurstaat die volle Entwickelung gegeben haben, welche sich mit dem Zivilisations-Grade der vornehmsten Staaten Europa's in diesen Zeiten vertrug; an gutem Willen dazu fehlte es ihm auf keine Weise, und seine Liebhaberei für zwei so schöne

Künste, wie Musik und Malerei, verbürgte gewissermaßen den Erfolg. Die positiven Wissenschaften waren in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, ihrer gegenwärtigen Form nach, noch im Entstehen, so, daß wir uns nicht darüber zu wundern brauchen, wenn Georg Wilhelm nicht ein Begünstiger derselben war. Wie frei im Uebrigen sein Geist von kirchlichen Vorurtheilen war, beweiset ein kurfürstliches Edikt, wodurch der Exorzismus, d. h. die Teufelsbeschwörung bei der Kindertaufe, zwar nicht verboten, aber als ein grober Aberglauben bezeichnet wurde, dessen sich die Geistlichen enthalten sollten, wenn die Eltern des Täuflings damit einverstanden wären. Und nicht minder gereicht dem so stark verkannten Kurfürsten zur Ehre, daß er seine handfeste lutherische Geistlichkeit in die Bahn der Duldung zurückführte und auf die bloße Unterweisung beschränkte, als sie im Begriff stand, die Anhänger Weigels, eines schwärmerischen und pietistischen Predigers, mit Feuer und mit Schwert zu verfolgen. Züge dieser Art dürfen nicht verloren gehen, wenn von dem Charakter eines Fürsten die Rede ist . . . Georg Wilhelms ganzes Schicksal entwickelte sich aus dem Umstande, daß in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts das spätere Militär-System so wenig entwickelt war. Einen räumlich nicht zusammenhängenden Staat von 1444 Quadratmeilen — denn so viel betrug der Flächeninhalt der Gebiete, die dem Kurfürsten von Brandenburg angehörten — mit 300 Trabanten zu vertheidigen, war unmöglich; und da der ganze gesellschaftliche Zustand der Bildung einer wahrhaft beschützenden Macht bis zum westphälischen Frieden unübersteigliche Hindernisse in den Weg legte: so begreift man

nur allzu gut, weßhalb es in dem Konflikt, worein Deutschland durch die Kirchenverbesserung mit sich selbst gerathen war, keinen frohen Augenblick für einen Fürsten geben konnte, dem es, bei seinen übrigen höchst schätzbaren Eigenschaften, an denjenigen fehlte, die sich nur aus dem Daseyn des Werkzeugs entwickeln, das in Bewegung gesetzt werden soll.

Indem man so über Georg Wilhelm urtheilt, entschuldigt man zugleich seinen ersten Minister, den Grafen von Schwarzenberg, den nur diejenigen für einen Verräther halten können, welche nie begriffen haben, daß bei bei einem Staatsmanne guter Wille und Einsicht nur in sofern etwas vermögen, als beide von den nöthigen Werkzeugen und Hülfsmitteln unterstützt sind. Hinsichtlich des dreißigjährigen Krieges befand sich dieser Graf ganz offenbar in dem Falle eines Mannes, der eine Feuersbrunst löschen soll, während es noch an den Werkzeugen fehlt, wodurch eine Löschung allein zu bewirken ist. Es belohnt nicht die Mühe, noch mehr über diesen Gegenstand zu sagen.

Am Schlusse des Jahres 1640 trafen zwei Umstände zusammen, die für die höhere Entwickelung des Kurstaats schwerlich noch vortheilhafter seyn konnten: der eine dieser Umstände war der Tod des Kurfürsten Georg Wilhelm; der andere die Ermattung der kriegführenden Mächte, welche einen nahen Frieden heischte. Georg Wilhelm's Nachfolger war der Kurfürst Friedrich Wilhem, bei seinem Regierungsantritt 20 Jahr alt, voll des besten Willens, wiewohl dieser sich nach seiner Stärke und Schönheit erst nach der Wiederherstellung des Friedens offenbaren konnte.

Nicht mit Unrecht datirt man die dritte Epoche des preußischen Staats von dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms, der in der Folge den Beinamen des Großen erhielt. Was dabei jedoch nicht aus der Acht gelassen werden darf, sind die starken Aufforderungen, welche dieser Kurfürst hatte, seinen Staat neu aufzubauen: Aufforderungen, welche nicht dieselben gewesen seyn würden, wenn keine Zerstörungen vorhergegangen wären. Im Staatsleben ist es nur allzu oft der Fall, daß das Bessere durch ein Uebermaaß von Jammer und Elend herbeigeführt werden muß — gerade wie die Gesundheit der Einzelnen bisweilen nur durch eine, alle Kraft erschöpfende Krankheit wieder gewonnen werden kann. Was in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts kein Fürst durchzusetzen vermochte, weil es eine gänzliche Abänderung des gesellschaftlichen Zustandes in sich geschlossen haben würde, das hatten die ersten zwei und zwanzig Jahre des dreißigjährigen Krieges für den Nachfolger Georg Wilhelms gethan. Mürbe gemacht durch Leiden und Entbehrungen aller Art, befanden sich die am meisten bevorrechteten Klassen der Gesellschaft in einem Zustande von Passivität, der sie geneigt machte, jede neue Richtung, die ihnen gegeben wurde, mit größerer Bereitwilligkeit anzunehmen. Das Beispiel anderer Staaten, vorzüglich Frankreichs, kam dem jungen Kurfürsten für den Gebrauch der größeren Machtvollkommenheit zu Hülfe, welche auf dem Friedens-Kongresse zu Münster und Osnabrück erworben war. Wenn also seine Vorgänger in Beziehung auf die vornehmste Klasse der Gesellschaft immer nur primi inter pares gewesen waren: so war er der erste F ü r s t im wahren Sinne des Worts, d. h. die Quelle aller gesellschaftlichen

Autorität. Daher die Fortschritte, welche der Kurstaat während seiner Regierung sowohl in der Ausbildung seines Innern, als in seiner Bedeutsamkeit machte. Doch dies kann hier nur angedeutet werden; den thatsächlichen Beweis wird der geneigte Leser in den Untersuchungen über die dritte Epoche des preußischen Staats finden.

(Fortsetzung folgt.)

Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

*   *   *

Sämmtliche alte Schulen der Staatswirthschaftslehre kommen darin überein, daß die Hervorbringung von dem Verzehr abhängt, daß jene mit diesem in Verhältniß steht, und daß man, um die Hervorbringung zu begünstigen, nur den Verzehr zu begünstigen braucht. Die Vertheidiger des Ausschließungs-Systems, die Oekonomisten des achtzehnten Jahrhunderts und selbst die Bewunderer Adam Smiths treffen in der Meinung zusammen: daß, je mehr man verbraucht, desto mehr hervorgebracht werde. Hiernach nun würde die Schwierigkeit nicht darin bestehen, Hervorbringer, wohl aber darin, Verzehrer zu finden.

Was ist an dieser Behauptung?

Man muß, vor allen Dingen, sich klar machen, wie es sich mit dem Verzehr verhält.

Der gemeinschaftliche Charakter aller Lebensgüter oder Reichthümer beruht auf ihrer Nützlichkeit; und dies sagt nichts weiter, als daß Lebensgüter oder Reichthümer vorhanden sind, jene Bedürfnisse zu befriedigen, welche entweder von der Beschaffenheit unserer Organisation, oder von unseren gesellschaftlichen Gewohnheiten herrühren. Ist die Eigenschaft, nützlich zu seyn, von der Natur gegeben, so daß sie uns nichts kostet, so ist der Reichthum natürlich; sind wir dagegen genöthigt, diesen durch unsere Betrieb-

samkeit zu erkaufen, so ist er ein gesellschaftlicher Reichthum, der einen Tauschwerth dadurch hat, daß Niemand geneigt ist, ihn unentgeltlich hinzugeben, weil er durch irgend ein Opfer erkauft ist.

Nun aber läßt sich von der, in den gesellschaftlichen Reichthümern ruhenden Nützlichkeit nicht Gebrauch machen, ohne dieselbe ganz oder zum Theil zu verändern, ohne folglich ihren Werth mehr oder weniger zu zerstören. So zerstören wir gänzlich den Werth des Stoffs, der uns zur Nahrung dient; und so zerstören wir, jeden Tag, zum Theil den Werth des Kleidungsstücks, das uns bedeckt.

Diese Zerstörung wird Verzehr genannt.

Die natürlichen Reichthümer vermögen wir nicht zu verbrauchen. Indem wir die atmosphärische Luft einathmen, verändern wir sie zwar, d. h. wir zerstören die Eigenschaft, wodurch sie das Leben unterhält; allein wir verbrauchen keinen Reichthum, weil die atmosphärische Luft keinen Tauschwerth in sich schließt, weil man sie folglich genießen kann, ohne sie für irgend ein dargebrachtes Opfer zu erwerben, ohne sie zu bezahlen.

Für die Wichtigkeit des Verzehrs giebt es demnach keinen anderen Maßstab, als die Größe des zerstörten Werths. Ein Verzehr, welcher für 20 Thaler Werth zerstört, ist doppelt so groß, wie der, welcher nur für 10 Thaler zerstört.

Werthe hervorbringen, heißt, Reichthümer schaffen; Werthe zerstören, heißt, Reichthümer vernichten. Ist die Hervorbringung ein Gewinn, so ist der Verzehr ein Verlust. Damit ist jedoch keineswegs gesagt, daß dieser Verlust nicht mit Vortheil aufgewogen werden könne. Man

wird dafür entschädigt, entweder durch den Genuß, der sich an den Verbrauch knüpft, oder durch den Gewinn, der nicht selten daraus entspringt. Bei dem Allen aber bleibt es eine ausgemachte Sache, daß der Werth eines verbrauchten Dinges ein verloren gegangener Reichthum ist; und welcher Art das verbrauchte Ding auch seyn und welchen Zweck der Verbrauch auch gehabt haben möge, immer ist der Verlust dem verbrauchten Werthe entsprechend. Ein Tag, der unter nützlicher Arbeit verstreicht, geht vorüber, wie ein Tag, der unter Kammerdiener-Bemühungen verstreicht. Das Ergebniß von beiden ist verschieden; was aber den Tag selbst betrifft, so kann er nicht noch einmal verkauft werden, nicht zum zweiten Male dienen. Dies ist eine von den Fundamental-Wahrheiten, die man bei keiner Frage aus dem Auge verlieren darf.

Alles, was hervorgebracht wird, verbraucht sich. In der That, man übernimmt die Mühe, etwas hervorzubringen nur, weil das Hervorgebrachte irgend einen Werth haben wird. Und wie käme man dazu, an das Hervorgebrachte einem Preis zu knüpfen, wenn man nicht Vortheil ziehen wollte von der Nützlichkeit, die es in sich schließt — wenn man es nicht verbrauchen wollte? Wenn, aus Unerfahrenheit oder aus Fehlgriff, ein Produzent etwas hervorbringt, das niemand erwerben mag, das folglich keinen Werth hat, so ist dies nicht ein Produkt. Ein so thörigter Einfall wiederholt sich nicht; man kann darin immer nur eine Ausnahme von der hergebrachten Ordnung wahrnehmen.

Produkte, für welche kein lebhaftes Bedürfniß spricht, werden zwar allmählig verbraucht, doch nur mit Verlust für ihre Urheber; die verminderte Nachfrage drückt den

Preis derselben so lange herab, bis dieser Preis nicht länger in Verhältniß steht zu ihrer wirklichen Nützlichkeit. Man kauft sie alsdann; doch nur um sie zu verbrauchen. Ein Theil ihres Werths ist durch Zufall verloren gegangen; der andere Theil ist verbraucht worden.

Wenn einzelne Staatswirthschaftslehrer die Behauptung aufgestellt haben, daß eine Nation sich nur durch den Ueberschuß der hervorgebrachten Werthe bereichere: so haben sie damit offenbar nichts weiter sagen wollen, als daß sie sich durch Ersparnisse bereichert, wobei sie denn aus der Acht ließen, daß auch die Ersparnisse auf eine reproduktive Weise verbraucht werden, und daß ein reproduktiver Verbrauch den verbrauchten Werth eben so wirklich zerstört, als ob er auf eine improduktive Weise verbraucht worden wäre. Wenn Adam Smith sagt: „ein Volk gedeihe nur dann, wenn das jährliche Produkt den jährlichen Verzehr übersteige: so beweiset der Zusammenhang, worin er diese Lehre vorträgt, daß er nur von der jährlichen **improduktiven** Consumtion redet.

Die Langsamkeit, oder die Schnellheit, womit sich die Verbrauche vollziehen, verändern ihre Natur keinesweges. In jedem Zeitabschnitte wird nur derjenige Theil des Werths verbraucht, den der Gegenstand während dieser Periode eingebüßt hat. Mehrere Generationen hintereinander können sich mit demselben Diamant schmücken, ohne daß dieser merklich an seinem Werthe verliert. Sein Verbrauch ist also kaum wahrzunehmen. Minder dauerhaft ist ein Haus: sein Werth erhält sich nur durch anhaltende Ausbesserungen, deren Preis den Verbrauch des Hauses darstellt; und zuletzt kommt eine Zeit, wo die Baumaterialien kaum die Ab-

tragungskosten vergütigen, und wo folglich sein Werth als Haus so viel als nichts ist. In diesem Zustande kann man es als gänzlich verbraucht betrachten. Von dem Grund und Boden, auf welchem es gestanden hat, ist dabei nicht die Rede; denn dieser wird nicht verbraucht.

Ein Hausgeräth verbraucht sich schneller, als ein Haus, und eine Frucht noch schneller, als ein Hausgeräth. Die Pfirsich, welche gestern nicht ganz reif dem Stamme entnommen ist, will heute gespeiset seyn, wenn sie nicht allen Werth verlieren soll.

Von allen Arten des Verbrauchs ist diejenige die schnellste deren Gegenstand immaterielle Produkte sind. Sie haben keine Dauer; und will man, daß ihr Verbrauch zu etwas diene, so muß er in demselben Augenblicke Statt finden, wo jene ihre Entstehung erhalten. Der Bediente, der mir bei Tische aufwartet, leistet mir einen Dienst, der eine Nützlichkeit und einen Preis hat; allein der Dienst von heute kommt mir später nicht weiter zu Statten. Will ich morgen bei Tische bedient seyn, so muß der Diener eine neue Mühwaltung übernehmen und ich muß ihn aufs Neue dafür entschädigen. Der Dienst von gestern hat keinen weitern Werth; er ist gänzlich verbraucht worden.

Alle diese Verbrauche stehen in Verhältniß zu dem verbrauchten Werth. Ein Werth von zwanzig Thalern, verbraucht durch die Benutzung eines Hausgeräths, eines Hauses, einer Bekleidung, und ein Werth von 20 Thalern, verbraucht für Dienste, die ein Bedienter, ein Handwerker geleistet haben, sind in Beziehung auf ihre Wichtigkeit gleiche Verbrauche, wiewohl sie sich hinsichtlich ihrer Schnellheit, ihres Ergebnisses und in dem Interesse der Personen, wo-

durch sie sich vollziehen, sehr von einander unterscheiden können.

Ihre Wichtigkeit und ihre Natur sind sich gleich, wer auch ihre Urheber seyn mögen. Was zum Vortheil der ganzen Nation verbraucht wird, bildet zusammen die National-Verbrauche; was zum Vortheil einer Provinz, einer Stadt, verbraucht wird, macht zusammen die Provinzial-, die Kommunal-Verbrauche aus; was zum Vortheil der Familien oder der Individuen verbraucht wird, bildet die Privat-Verbrauche. Die einen und die andern dieser Verbrauche können produktiv oder unfruchtbar seyn; und alle zusammengenommen bestehen in einer Zerstörung des Nützlichen, d. h. in einer Zerstörung von Reichthum.

Die Verbrauche, welche im Laufe eines Jahres von Familien oder vom Staate ausgehen, machen deren jährliche Konsumtion aus; was beide täglich verbrauchen, bildet ihre tägliche Konsumtion.

Schätzt man die Total-Verbrauche einer Person, eines Vereins von Personen, eines Landes ab: so muß man darunter auch die Ausfuhren begreifen. Ein ausgeführter Werth ist für diejenigen, welche ihn ausführen, für das ganze Land ein entzogener Werth — entzogen jedem weiteren Verbrauche. Er ist nicht verloren, wenn die Ausfuhr so angethan ist, daß sie eine Einfuhr nach sich zieht; es verhält sich mit ihr alsdann wie mit dem rohen Stoff, den man zur Vollendung eines Produkts verbraucht. Indigo wird als Indigo beim Färben verbraucht, wiewohl sein Werth in dem mit ihm gefärbten Stoff wieder zum Vorschein kommt. Auf dieselbe Weise ist eine von Deutschland nach England versendete Waare in Beziehung auf die Dienste,

welche sie den Deutschen leisten konnte, unbedingt verloren; allein ihr Werth kommt wieder zum Vorschein in den Waaren, welche England dafür nach Deutschland sendet. Die Ausfuhr ist demnach eine reproduktive Konsumtion; und so wie man unter den Total = Verbrauchen eines Landes den Werth der in den Fabriken verbrauchten rohen Stoffe begreift, so muß man darunter auch seine ausgeführten Waaren begreifen, welche nie etwas Anders sind, als rohe Stoffe des auswärtigen Handels. Auf gleiche Weise muß man die Einfuhren zur Summe der Produktionen des eigenen Landes schlagen, wie dies wirklich in vielen Fällen, geschieht, z. B. wenn man den eingeführten Hopfen zu dem Biere schlägt, das aus den Brauereien hervorgeht. Die Ausfuhren müssen um so mehr zu den Konsumtionen gerechnet werden, weil dies das einzige Mittel ist, darunter die Einkünfte zu begreifen, welche, obgleich im Lande entstanden, im Auslande werden verzehrt werden. Diese Ausfuhren bringen keine Einfuhren; sie sind improduktive Verbrauche, ähnlich allen denen, welche die Befriedigung von Bedürfnissen oder Gelüsten zum Gegenstande haben.

* * *

Welche Zwecke verfolgt man bei dem Verbrauch?

Da jeder Verbrauch einen Verlust oder ein Opfer nach sich zieht, das dem verbrauchten Werthe gleich kommt; so ist es eine Thorheit, zu verbrauchen, ohne davon einen Vortheil einzuernten, welcher als eine Entschädigung für dieses Opfer betrachtet werden kann.

Nun kann man aber auf eine doppelte Weise entschä-

digt werden; nämlich entweder durch das Wohlseyn, das aus einem befriedigten Bedürfnisse entspringt, oder durch eine Reichthums-Produktion, welche dem verbrauchten Werthe gleich kommt oder ihn übersteigt. Daher die Benennungen von improduktiven oder unfruchtbaren Verbrauchen. Dabei muß jedoch sogleich bemerkt werden, daß diese Benennungen höchst unvollkommen sind. Denn ein Verbrauch, wodurch unsere Bedürfnisse befriedigt werden, ist weder improduktiv noch unfruchtbar, weil er eine Befriedigung gewährt, die ein sehr reelles Gut ist. Auf der andern Seite läßt sich nicht sagen, daß der reproduktive Verbrauch etwas hervorbringe, indem, der Wirklichkeit nach, die produktiven Dienstleistungen, d. h. die Wirksamkeit der Betriebsamkeit, des Vermögens in Grund und Boden und der Kapitalien, die einzigen Produktions-Mittel sind. Nur diese Dienstleistungen werden auf eine reproduktive Weise verbraucht; denn die Betriebsamen, die Eigenthümer, die Kapitalisten, verbrauchen, nachdem sie ihre Mitwirkung verkauft haben, den dafür gewonnenen Preis auf improduktive Weise. Um verstanden zu werden, darf man sich nicht von dem hergebrachten Sprachgebrauch trennen, und der Leser muß die Art und Weise, wie das Phänomen vorgeht, zu durchdringen suchen, ohne es mit dem Ausdruck allzu strenge zu nehmen.

Am vollständigsten denkt man sich die Produktion als einen Austausch, in welchem man produktive Dienste oder das, was diese kosten, giebt, und die Produkte, oder was diese werth sind, empfängt. Auf gleiche Weise kann man den Verzehr als einen zweiten Austausch denken, in welchem man erworbene Reichthümer oder auch Dienste giebt,

und Befriedigungen oder auch neue Reichthümer empfängt, je nachdem der Verbrauch unfruchtbar oder produktiv ist. Leicht faßt man den Beweggrund, welcher die Menschen zu dem ersten dieser Austausche bestimmen kann, d. h. zum Verbrauch, damit Bedürfnisse befriedigt werden. Nicht so leicht faßt man die Beweggründe, welche zum zweiten bestimmen. Warum Werthe aufopfern, um nur gleiche Werthe dafür zu erhalten? Denn, damit eine Produktion bewirkt werde, reicht es hin, daß ein angewendetes Kapital nach seinem ursprünglichen Werthe wieder hergestellt werde.

Diese Schwierigkeit — eine der größten, welche die Staatswirthschaftslehre darbietet — läßt sich nur durch eine strenge Analysis des Produktions-Werks lösen.

Ein auf die Reproduktion verwendetes Kapital darf in zwei Beziehungen betrachtet werden; nämlich in Beziehung der Produkte, welche es ausmachen, und in Beziehung eines bleibenden Fonds, welcher sich fortpflanzt und zu mehren auf einander folgenden Produktionen verwendet werden kann. In der ersten Beziehung werden die Produkte durch den Verbrauch zerstört; und von ihrem Werthe bleibt nichts übrig. In der zweiten Beziehung wird das Kapital nicht zerstört; denn sein Verbrauch ist nichts weiter gewesen, als ein Vorschuß, welcher durch Produktions-Operationen ersetzt worden ist. Es ist ein bleibender Fonds, von welchem der Betriebsamkeits-Unternehmer, den man sich hier als Kapitalisten oder als freien Gebieter des Kapitals denken kann, keinen Genuß hat, den er aber erhält. Der einzige Vortheil, den er davon zieht, ist der Gewinn von dem durch diesen Fonds geleisteten Dienste, d. h. der Zins des Kapitals; und da dieser Gewinn ein neuer Werth

ist, so kann er improduktiv von ihm verbraucht werden, ohne daß sein Fonds dadurch eine Verminderung erleidet.

Diese Erklärung ist wichtig; denn hoffentlich reicht sie hin, zu zeigen, daß der Verbrauch des Kapitals, wie reell er auch in Beziehung auf die Produkte, auf die Bestandtheile desselben, seyn möge, kein Verbrauch ist, wenn man ihn auf den Produktiv-Fonds bezieht. In der letzten Beziehung wird das Kapital nicht mehr zerstört durch die Produktion, als der Grund und Boden. Beider Dienst wird allein während der Zeit aufgehoben, wo man sie arbeiten läßt. Während das Kapital zu Einer Operation verwendet wird, kann es nicht zugleich zu einer zweiten verwendet werden, gerade wie ein Acker, der Futterkräuter hervorbringt, nicht Korn hervorbringen kann; allein jenes, wie dieser kann, nachdem es zu einer Operation gedient hat, zu einer andern verwendet werden. In beiden Fällen wird der Fonds erhalten; nur der Produktiv-Dienst, den er leistet, wird zerstört.

Nicht dasselbe läßt sich von einem Betriebsamkeits-Dienste sagen. Man kauft ihn, und er wird verbraucht. Allein der Betriebsamkeits-Fonds, aus welchem er hervorgeht, das Talent, die Fähigkeit, wird nicht verbraucht; es werden daraus neue Dienste hervorgehen, die, wenn die Reihe an sie kommt, auch werden verbraucht werden. Man wird sie bezahlen, man wird diese Bezahlung vorschießen, nach Maßgabe der Vorschüsse, welche das Kapital zu machen erlaubt; und diese Bezahlung, welche für den Arbeiter ein Gewinn seyn wird, wird nicht eher improduktiv verbraucht werden, als bis der Arbeiter ihn zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse verwendet.

Wenn

Wenn der Verbrauch des Kapitals reell und definitiv ist, obgleich der Kapitals-Fonds erhalten wird: so werden wir daraus folgern, daß in Beziehung auf die Produkte, aus welchen das Kapital besteht, der reproduktive Verbrauch alle die Wirkungen hervorbringt, welche den improduktiven Verbrauch begleiten, daß aber diese Zerstörung von Werthen keinen Verlust für die Gesellschaft nach sich zieht, weil sie die Summe der gesellschaftlichen Fonds, d. h. dessen, was den Reichthum ausmacht, nicht vermindert.

Die Sache gehe auf eine reproduktive oder auf eine improduktive Weise von Statten: die Werthe können von Andern verbraucht werden, als von denen, welche die Urheber derselben sind. Ein Betriebsamkeits-Unternehmer verbraucht sehr häufig ein Kapital, das ihm nicht gehört, das er aber zurückgeben kann, wenn er die reproduktive Operation, die es wiederherstellen soll, gut zu leiten versteht. Eine Familie verzehrt das Einkommen ihres Haupts auf eine improduktive Weise. Die Staats-Pensionäre verzehren Einkünfte, welche ihnen von den Steuerpflichtigen bereitet werden. Die Unglücklichen leben von den Produkten, welche die Wohlthätigkeit ihnen aufopfert. Ein Räuber verzehrt die vom Verbrechen eingeerndteten Produkte. Die verschiedenen Klassen der Verzehrer umfassen die Totalität der Nation. Nicht alle verzehren auf eine reproduktive Weise; alle verzehren jedoch, um den Erfordernissen des Lebens zu genügen; und wenn in dem gemeinen Sprachgebrauch das Wort „Verzehr" durch „Aufwand" oder „Ausgabe" ersetzt wird, so läßt sich der Grund davon ohne Mühe auffinden.

Der bei weitem größte Theil der Produkte einer Nation wird den Personen, deren Einkommen sie ausmachen, nicht in Naturalien, sondern in Geld verabreicht. Eine Manufaktur fabrizirt in einem Jahre für 20,000 Thaler Waare, die sie im Ganzen verkauft. Das Geld, das sie dafür einnimmt, vertheilt sich unter die Arbeiter, die sie beschäftigt hat, unter die Kapitalisten, die ihr geliehen haben, unter die Unternehmer, die dabei betheiligt sind u. s. w. Da der hervorgebrachte Werth in Geld vertheilt wird, so sehen alle, die an dieser Vertheilung Theil genommen haben, sich genöthigt, es, vermöge eines neuen Austausches, in Gegenstände des Verzehrs zurück zu verwandeln; d. h. die Dinge zu kaufen, welche zur Befriedigung ihrer sämmtlichen Bedürfnisse dienen sollen. Nur bei ackerbaulichen Unternehmungen verzehren die Produzenten einen Theil ihrer Produkte in Korn, Wein, Oel und Früchten, ohne daß ein Austausch vorangegangen ist. Bei fast allen übrigen Unternehmungen verzehren die Produzenten das, was sie hervorgebracht haben, nicht selbst; denn nur selten tritt der Fall ein, daß ihre Produkte nicht in andere Hände übergehen müßten, um die Vollendung zu gewinnen, welche sie eines Verbrauchs fähig machen. Wer mit überseeischen Waaren handelt, verbraucht nicht den Zucker, den er kommen läßt; er verkauft ihn dem Verfeiner, und kauft von diesem den Zucker für seinen Bedarf. Mag nun der Verfeiner den Zucker, den er für sich bedarf, keinem Andern abkaufen: so wird man doch eingestehen, daß dieser nicht gekaufte Werth eine bloße Kleinigkeit ist, verglichen mit dem Werrh alles dessen, was er zu seiner und seiner Familie Unterhalt zu kaufen nöthig hat.

Fast alle unsere Verzehre finden Statt in Folge eines Kaufs; und diese Käufe sind es, welche unsere Ausgaben verursachen. Und hierin liegt der Grund, weshalb Ausgaben und Verzehre gleichbedeutend geworden sind.

Bei dem Allen ist ausgeben und verzehren zweierlei Ausgeben heißt eigentlich soviel, als erwerben was man verzehren will; da jedoch die zu diesem Zweck erworbenen Gegenstände einem unvermeidlichen Verbrauche gewidmet sind, so hat man sich gewöhnt, Ausgabe und unfruchtbaren Verzehr als Synonyma zu betrachten. Dabei bleibt es wahr, daß der Ankauf eines Produkts noch nicht der Verbrauch desselben ist; gerade so wie der Verkauf eines von uns hervorgebrachten Produkts noch nicht die Hervorbringung desselben konstituirt. Ein Messerschmied hat seine Messer von dem Augenblick an hervorgebracht, wo die darauf zu verwendende Arbeit beendigt ist. Der Verkauf, den er gemacht, hat ihrem Werthe nichts hinzugefügt; denn dies ist ein Tausch, nicht eine Produktion. Verschafft er sich hierauf durch Ankauf die Produkte, deren er sich bedienen will: so wird die Nützlichkeit und der Werth, die in diesen Produkten steckt, dadurch nicht mehr vermindert; denn dies ist immer nur ein Tausch, der den von uns zu verbrauchenden Werth unter die Form bringt, die unseren Bedürfnissen entspricht.

Die Nothwendigkeit, worin wir uns meistens befinden, unsere Produkte in Geld umzusetzen, um sie in Gegenstände des Verzehrs zurück zu verwandeln, kann als die wahre Ursache der Täuschung betrachtet werden, worin die Vertheidiger des Handelsgleichgewichts leben. Sie haben das Mittel für den Zweck (das Geld, das sie empfangen, um

es auszugeben) für das Produkt gehalten, das sie verzehren wollen; sie haben es gemacht, wie diejenigen, die, da sie sehen, daß man, um in ein Haus einzutreten, durch eine Thüre muß, unbekümmert um das Bedürfniß einer Wohnung, uns zurufen: „Habt nur Thüren und ihr werdet Häuser genug haben." Wenn die Menschen in ihrer Praxis nicht unablässig diese Irrthümer der Theorie verbesserten, was würde die Folge davon seyn? Man würde mehr Eingänge, als Wohnungen, haben und diese überflüssigen Eingänge würden allen Werth verlieren.

Diese Erklärung, hinsichtlich des Unterschieds der Wörter „Ausgabe" und „Verzehr," war nothwendig, um die Sicherheit zu gewinnen, daß unsere Vorstellungen den Thatsachen entsprechen und daß wir uns nicht über die Natur der Dinge täuschen. Jetzt können wir das eine Wort für das andere nehmen.

Ich habe für das Nachfolgende nur noch eine Bemerkung hinzu zu fügen, nämlich: daß die Verbrauche, oder, wenn man lieber will, die Ausgaben, deren Gegenstand die Befriedigung der Staatsbedürfnisse ist, vollkommen eben so beschaffen sind, wie die der Privatpersonen. Die Natur der Reichthümer, die Gesetze, welche bei ihrer Bildung und bei ihrem Verbrauch den Vorsitz führen, unterscheiden sich nicht von einander in Kraft des Gebrauchs, den man davon macht; sie haben hierin die größte Aehnlichkeit mit den Gesetzen der Hydrostatik, welche sich nicht verändern, mag man sie auf Maschinen für Individuen, oder auf Maschinen für den Staat anwenden. Und wohl dürfte es zu den Fortschritten in der

Staatswirthschaftslehre zu rechnen seyn, daß durch diese Wahrheit über jeden Zweifel erhoben worden ist . . .

* * *

Hätten die Staatswirthschaftslehrer die Wahrheit auf ihrer Seite in der Behauptung, „daß der Verzehr die Hervorbringung bestimmt, daß man also, um viel hervorzubringen, nur viel zu verzehren braucht:" so würde die Aufgabe keine andere seyn, als die Zahl der Verzehrer zu vermehren. Noch mehr; man müßte die Reichen bereden, ihre Ausgaben zu vervielfältigen, und es niemals darauf anzulegen, neue Reichthümer durch die Mittel zu gewinnen, die allein dergleichen hervorbringen.

Die Voraussetzung ist, daß man der Produzenten zuviel habe und daß es nur an den Konsumenten fehle. Da nun die Reichthümer von der Produktion herrühren — was verlangt man, wenn man Konsumenten haben will, die nichts hervorbringen? Streng genommen verlangt man Menschen, welche die von andere Menschen geschaffenen Werthe verzehren. Wer aber sind diese Verzehrer? und wie unterscheiden sie sich von dem Feinde, der das Land erobert hat? . . .

Man muß es rund heraus sagen: eine Staatswirthschaftslehre, welche den Verzehr zur Ursache der Produktion macht, taugt nichts. Ein solches System entrinnt der Unmöglichkeit nur durch eine Ungerechtigkeit: es führt zu einer fehlerhaften Vertheilung der Reichthümer in der Gesellschaft, zu einer Vertheilung, welche nichts verbessert. Die Summe

der Konsumtionen ist unabtreiblich beschränkt durch die Summe der Einkünfte; und die eine Konsumtion findet immer nur Statt mit Ausschluß einer andern. Wer bei einem mäßigen Einkommen Wagen und Pferde halten will, wird sich in Hinsicht seiner Bekleidung und seiner Wohnung Manches versagen müssen; er wird außerdem aber genöthigt seyn, seinen übrigen leiblichen, so wie seinen geistigen Genüssen sehr starken Abbruch zu thun, wie wir dies an so Vielen sehen, die durch ihren Stand zu einem Aufwande genöthigt sind, der nur dadurch gerechtfertigt werden kann, daß er aus Verabredungen hervorgegangen ist, welchen der Einzelne unbedingt gehorchen muß, wenn er nicht verspottet seyn will.

Doch die Sache hat noch eine weit ernsthaftere Seite, welche aufgefaßt seyn will.

Achtungswerthe Staatwirthschaftslehrer — Männer, deren Gesinnung man nicht in Zweifel ziehen darf und deren Einsicht die Frucht eines reiflichen Nachdenkens über Gegenstände dieser Art zu seyn scheint, — sind der Meinung, daß, da gewisse Menschen es in ihrer Gewalt haben, mehr Werthe hervorzubringen, als sie verbrauchen können, es vortheilhaft sei, daß es Andere giebt, welche mehr verzehren, als sie hervorbringen, und daß, in gewissen Fällen, die Ersparniß, welche die Reichen an ihren Einkünften machen, dadurch, daß sie eine größere Anzahl von Produzenten in Thätigkeit setzt, bewirken könne, daß diese sich unter einander schaden, indem sie mehr Produkt erzeugen, als die Gesellschaft, in Masse genommen, verbrauchen kann.

Zu diesen Staatswithschaftslehrern gehört Herr von Sismondi.

Er sagt:

„Produzirte die ganze Nation, wie die gemeinen Handarbeiter, brächte sie also zehn Mal mehr Nahrungsstoff, Wohnung und Bekleidung hervor, als jeder von ihnen verbrauchen kann, — würde alsdann das Loos eines Jeden verbessert seyn? Nichts weniger als dies! Jeder Arbeiter würde für zehn zu verkaufen und nur als einen zu kaufen haben. Jeder Arbeiter würde um so schlechter verkaufen und sich folglich um so weniger im Stande fühlen, zu kaufen; und die Umwandelung der Nation in eine Werkstätte von beständig beschäftigten Arbeitern würde, anstatt Reichthum zu verursachen, nur ein allgemeines Elend in Gang bringen." (Siehe Nouveaux principes de Mr. de Sismondi Liv. II. chap. 3, p. 79.)

Wie verführerisch dies auch klingt, ja je verführerischer er wirklich ist, desto mehr muß man die Meinung des Publikums über diesen Punkt zurechtstellen; gerade weil seine Meinung einen mächtigen Einfluß ausübt über die Konsumtionen, sowohl der Privatpersonen, als der Regierungen.

Hat das Böse, das in der Gesellschaft geschieht, die Evidenz gegen sich, wie z. B. beim Diebstahl, so wird es keine argen Folgen nach sich ziehen; denn Jeder bestrebt sich, ihm eine Gränze zu setzen. Dagegen wurzelt das Böse, worin man eine Wohlthat zu erblicken glaubt, nur desto tiefer und gedeiht dadurch nur desto auffallender. So betrachtet Herr Malthus es als eine Wohlthat, daß es unbeschäftigte Rentiers giebt. Die Folge davon ist, daß die Regierungen in der Vermehrung der Staatsschuld ein Verdienst suchen, d. h. in der immer stärkeren Belastung der Steuerpflichtigen. Derselbe Schriftsteller hat nichts dagegen einzu-

wenden, daß es in der Gesellschaft eine gewisse Anzahl von müssiggängerischen Verzehrern giebt, welche die angenehme Verrichtung auf sich nehmen, zu genießen, ohne irgend etwas zu thun *). Diese Principe führen, ohne Zweifel gegen die Absicht des Urhebers, zu einer Vertheidigung aller Misbräuche, von den Mönchen an, bis zu den Hofschranzen.

Es läßt sich nicht einmal mit Wahrheit behaupten, daß man, auf eine anhaltende Weise, mehr Produkte schaffen könne, als man zu verbrauchen im Stande ist. Was heißt hervorbringen? Es heißt, einem Gegenstande so viel Nützlichkeit geben, daß die Gesellschaft, um denselben zu erwerben, sich bereit finden läßt, sämmtliche Produktions-Kosten zu vergüten. Macht ein sich so nennender Produzent einen Vorschuß von hundert Thalern, um etwas Nützliches ins Daseyn zu rufen, wofür Niemand mehr als achtzig Thaler geben will: so würde er nichts hervorgebracht haben; er hätte nur den Werth von 20 Thalern verschwendet und sein Kapital um eben so viel verringert. Dieser Verlust würde für ihn eine Aufforderung seyn, seine negative Hervorbringung einzustellen: ein nützliches Unglück sogar, und zwar dadurch, daß es Operationen, welche der Gesellschaft zum Nachtheil gereichen, zum Stillstand brächte. Unser Produzent befände sich vollkommen in der Lage des Kindes, das sich aus Unvorsichtigkeit die Finger verbrannt hat, durch den heilsamen Schmerz aber zu dem Vorsatz gelangt, sich künftig der Flamme mit Behutsamkeit zu nähern. Mit einem Wort: wenn für ächtes Produkt nur dasjenige gelten kann, was so viel werth ist, als die darauf verwen-

*) [illegible] Principles of political Economy chap. VII. sect. 9.

deten Produktions-Kosten, den Gewinn des Unternehmers dazu gerechnet: so sind dergleichen Produkte nie in Ueberfülle vorhanden; denn, von dem Augenblick an, wo die Gesellschaft auf einen Gegenstand den Werth legt, der seinen Produktions-Kosten gleich kommt, ist dies ein Beweis, daß sie ihn gern verbraucht.

Wenn falsche Berechnungen, wenn Begebenheiten, die man nicht vorhersehen konnte, unter gewissen Umständen mehr Gegenstände des Verzehrs ins Daseyn gerufen haben, als der Zustand der Gesellschaft erheischte; wenn die Bedürfnisse zufällig hinter der Produktion zurückgeblieben sind: so hat es mit diesen Wechseln nicht mehr auf sich, als mit denen der Jahreszeiten, die bald mehr bald weniger Nahrungsstoff hervorbringen, als die Bevölkerung braucht. Und man kann wohl sagen, daß von diesen Wechseln gerade diejenigen, welche von Mißgriffen der Betriebsamkeit abhängen, bei weitem weniger lästig sind, als die, welche von Aberrationen der Natur herrühren; denn sich den letztern zu entziehen, ist unendlich schwieriger.

Herr von Sismondi befürchtet, daß, wenn Alle sich aufs Produziren legen, die Produkte über das hinausgehen werden, was Jeder verbrauchen kann. Allein, wenn Jeder viel hervorbringt, so wird Jeder auch viel verbrauchen. So lange nicht Alle hinreichend mit Allem versorgt sind und Keinem etwas zu wünschen übrig bleibt, kann man nicht sagen, daß der Produkte zu viel seien.

„Die Fähigkeit, zu verbrauchen," sagt man, „ist für jeden Einzelnen beschränkt; niemand hat mehr, als einen Kopf, der bedeckt, mehr, als einen Magen, der gefüllt, mehr, als zwei Beine, die bekleidet seyn wollen. Die Folge davon ist, daß ein künstlicher Verbrauch — ein Ver-

brauch, welcher die Ausgaben über die Bedürfnisse und die von der Vernunft gebilligte Genugthuung des Konsumenten hinaus führt — dem Produzenten vortheilhaft ist und zu seinem Gedeihen nicht wenig beiträgt."

Doch wie wenig sagt man hiermit!

Zugegeben, daß, bei einem gegebenen Stand der Zivilisation, die Bedürfnisse eines Volks begränzt sind, wird eben dies Volk, wenn es reicher und mächtiger geworden ist, nicht andere Bedürfnisse zu befriedigen haben? Und welcher Staatswirthschaftslehrer ist verwegen genug, der Entwickelungsfähigkeit der Gesellschaft, so wie den Bedürfnissen derselben, eine Gränze setzen zu wollen?

Hier sprechen Thatsachen; um aber diese gehörig aufzufassen, muß man Zeiten mit Zeiten vergleichen.

Der Anfang des siebzehnten Jahrhunderts bildet eine Epoche, die uns nicht allzu fern liegt; und die Denkwürdigkeiten, die sich aus dieser Epoche erhalten haben, reichen hin, um den Stand der Gewerbe in derselben mit ziemlicher Genauigkeit abschätzen zu können.

Alles nun führt uns zu der Ueberzeugung hin, daß zur Zeit Heinrichs des Vierten die Produzenten in Frankreich mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, worüber sie sich noch gegenwärtig beklagen, wiewohl der Stand der Dinge sich, seit jener Zeit, sehr wesentlich für sie verändert, um nicht zu sagen, verbessert hat. Auch damals fehlte es ihnen an dem Absatz, den sie sich wünschten. Die Kaufleute, obgleich bei weitem weniger zahlreich, waren aber weit schlechter daran. Es fehlte in Frankreich an Tuchfabriken, an Hutfabriken, an Fabriken aller Art; und hätte man einem Manufakturisten dieser Zeit gesagt, daß, zwei hundert Jahre später, in jedem von diesen Artikeln

für Millionen Waare würde hervorgebracht werden, so würde seine einfache Antwort gewesen seyn: „Nun, um Gotteswillen, wer wird das alles kaufen?“ In einer Zeit, wo der König seiner Gemahlin sagen ließ, „er könne ihr heute seine Kutsche nicht überlassen, weil er selbst ausfahren müsse,“ in einer solchen Zeit war nichts natürlicher, als daß sich Niemand eine Vorstellung davon machen konnte, daß, zwei Jahrhunderte später, 50,000 Stühle im Gange seyn würden, um seidne Zeuche zu fertigen, und zwar aus einem rohen Stoff, der im Lande selbst gewonnen worden. Verdutzt, oder auch mit Hohngelächter, würde man vernommen haben, daß, um eben diese Zeit, täglich für 50 bis 60,000 Fr. Flug-Blätter jeden Morgen von Paris abgehen würden, welche keine andere Bestimmung hätten, als die Provinzen und das Ausland mit den Veränderungen in der Politik und in den schönen Künsten und Wissenschaften bekannt zu machen. Eben so Wenige würden es glaublich gefunden haben, wenn zu dieser Zeit gesagt worden wäre, daß, Tag für Tag, hundert öffentliche Wagen aus Paris aus- und in Paris eingehen würden, und daß in der Umgegend der Hauptstadt kein Krämer, kein Dorfbewohner sogar, anders als in einer Karosse fahren würden. Gleichwohl sind dies Thatsachen, die sich tagtäglich erneuern. Weshalb? Weil das französische Volk sich in einer ganz anderen Lage befindet, als zur Zeit Heinrichs des Vierten. Worin aber besteht der Unterschied in der Lage von damals und von jetzt? Einzig darin, daß das französische Volk gegenwärtig mehr hervorbringt und mehr verbraucht, als zur Zeit Heinrichs des Vierten.

Man fasse welchen Staat man wolle in's Auge, und

das, was so eben von Frankreich ausgesagt worden ist, läßt sich von jedem andern Staate aussagen, nur mit dem Unterschiede, daß die Produktion, aus den allermannigfaltigsten Gründen, nicht überall gleiche Fortschritte gemacht hat.

Wie abgeschmackt würde ein französischer Kaufmann es gefunden haben, wenn man ihn zur Zeit Heinrichs des Vierten gesagt hätte, der Handel werde sich mit Gegenständen befassen, die ihm ganz unbekannt wären, z. B. mit Kaffee, Thee und Kakao, und für diese Gegenstände würden jährlich 50 bis 60 Millionen außer Landes gehen? Ferner, man werde für 100 Millionen Zucker und für 64 Millionen Taback verbrauchen? Welcher Landmann zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hätte sich weis machen lassen, daß, nach zwei Jahrhunderten, große Felder mit Kartoffeln bestellt seyn würden, — mit einer mehlreichen Frucht, die er und seine Vorgänger nie gekannt hätten, womit sich jedoch ein großer Theil der Einwohner Europa's nähren würde? oder auch, daß andere Felder Oehlgewächse tragen würden, welche die Bestimmung hätten, Prunkzimmern noch mehr als Tageslicht zu geben? Nichts ist gewisser, als daß seit zwei Jahrhunderten das jährliche Einkommen sich vervierfacht hat; dabei aber hat man nie aufgehört zu glauben, es sei unmöglich, die Produktion zu vermehren, ohne eine gefährliche Ueberfülle zu Wege zu bringen, wobei es am Absatz fehlen werde.

In welchem Grade hat sich, während der so eben bezeichneten Periode, nicht die Masse der immateriellen Produkte vermehrt, vorausgesetzt, daß in Beziehung auf sie von Masse die Rede seyn kann! Was ist ein Schauspiel-

haus? Eine Manufaktur, worin man dem versammelten Publikum ein Produkt verkauft, daß in demselben Augenblick verbraucht wird, wo man es vorzeigt. Zu Franz des Ersten Zeiten hatte man in Paris gewiß keine Vorstellung davon, daß, drei Jahrhunderte später, 12 bis 15000 Personen jeden Abend das Vergnügen des Schauspiels genießen würden — keine Vorstellung davon, daß die Schauspielhäuser zwanzig verschiedene Künste aufbieten und daß neue materielle Produkte ihren Absatz in eben so neuen immateriellen Produktionen finden würden. In allen den Fällen, wo der Verkäufer dem Käufer für sein Geld nur ein Vergnügen, eine Genugthuung, nicht einen materiellen Stoff giebt, verkauft er ihm ein immaterielles Produkt und was er dafür erhält, ist deshalb nicht minder substantiell und gewährt ihm nicht minder die Mittel, ein neues Produkt zu erwerben, das er sich sonst nicht hätte verschaffen können.

Urtheilen wir über die Zukunft nach dem Maßstabe der Vergangenheit — wie viel neue Bedürfnisse, wie viel neue Produktionen, die sich in diesem Augenblick durchaus nicht bestimmen lassen, treten uns entgegen! Man ist sogar verführt zu glauben, daß die Vervielfältigung der Produkte in einer beschleunigten Progression erfolgen werde; nämlich nach Maßgabe der Bewegung, welche in den Künsten und Wissenschaften unserer Zeit Statt findet: einer Bewegung, deren Ergebnisse wir erst angefangen haben genauer zu beobachten.

Die Gewinne, welche sich an die immateriellen Produkte knüpfen, bieten den Produktionen aller Gattungen eine unermeßliche Aufmunterung dar. Ihr Verbrauch hat keine Gränzen; denn das Bedürfniß, das man für ihre Produkte

fühlt, erweitert sich in eben dem Maße, worin sich ein Volk je mehr und mehr zivilisirt. Mit dieser Aufmunterung verhält es sich ganz anders, als mit derjenigen, welche der Verzehr einiger Reichen darbietet, die nichts hervorbringen und nur dazu dienen, an der Stelle der Produzenten, deren Platz sie eingenommen haben, zu verzehren. Adam Smith bezeichnet die Einen und die Andern als improduktiv; allein die Wahrheit ist bei dieser Bezeichnung nicht auf seiner Seite. Zwischen beiden findet ein großer Unterschied Statt. Der immaterielle Produzent hat der Gesellschaft einen Dienst geleistet, einen Werth gegeben, für das, was er seinen Gewinn nennt. Die hingegen, welche ihre Verbrauche auf Mißbräuche stützen, geben dem Volke keine Entschädigung für das, was sie von ihm empfangen. „Sie geben," wird man sagen, „ihr Geld für das, was sie verbrauchen." — Davon ist jedoch nicht die Rede. Denn die Frage ist nicht, welche Entschädigung sie dem Kaufmann gewähren, von welchem sie ihre Waaren entnehmen; sie ist vielmehr, welche Entschädigung sie dem Steuerpflichtigen für die Pension gewähren, die sie beziehen. Sie verursachen nicht einmal eine verstärkte Nachfrage; denn wenn sie nicht den Betrag ihrer Pension verwendeten, so würden die Steuerpflichtigen es an ihrer Stelle thun.

Man kann demnach dem Herrn Malthus nicht beipflichten, wenn er die unprodaktiven Verzehrer als solche darstellt, die sich durch ihren Verzehr nützlich machen.

Wenn die Betriebsamkeit des Armen und die thätige Produktion, welche daraus hervorgeht, eine kräftige Aufmunterung für die Produktion im Allgemeinen sind: so läßt sich nicht begreifen, weshalb die Betriebsamkeit des

Reichen und die Produktionen, deren Urheber er ist, nicht dieselbe Wirkung hervorbringen sollten. Die Werthe, welche dem Reichen ihre Entstehung verdanken, sind, ihrem Wesen nach, nicht anders, als die des Armen, gerade so wie die Thaler der letztern gleich sind den Thalern des erstern.

Es ist demnach unmöglich, die Befürchtung des Herrn von Sismondi zu theilen, wenn er sagt:

„Faßte die Klasse der Reichen plötzlich den Entschluß von ihrer Arbeit zu leben, wie die Klasse der Armen, und ihr ganzes Einkommen ihrem Kapital hinzuzufügen: so würden die Handwerker zur Verzweiflung gebracht werden und Hungers sterben.“

Zuvörderst kann man nicht zugeben, daß der Reiche sein ganzes Einkommen seinem Kapital hinzufügen könne; denn er muß zu leben haben und einen Aufwand machen, der seinem Vermögenszustande entspricht; dieser Aufwand aber ist nothwendig improduktiv. Zweitens tritt die Arbeit der Reichen nicht in Konkurrenz mit der der Armen; es findet vielmehr das Gegentheil Statt. Wenn ein Millionär eine Manufaktur gemeinen Stoffes errichtet und zu den Produkten seines Kapitals seinen Gewinn als Unternehmer schlägt: so tritt er als Bewerber um die Arbeit des Armen auf; der in einen Arbeiter verwandelte Arme kauft mit dem Produkt seiner Arbeit den in der Manufaktur bereiteten groben Stoff und wird dadurch zum Verbraucher der Arbeit des Reichen; denn, indem er den groben Stoff kauft, bezahlt er einen Theil des Gewinns des Reichen. Er ist besser bekleidet, der Reiche selbst aber wird ein wichtigerer Verbraucher für andere Produzenten; denn, ehe und bevor er seine Manufaktur bildete, hatte er vielleicht 20,000

Thaler zu verzehren, und jetzt, wo der Gewinn von seiner Manufaktur hinzukommt, verfügt er über ein Einkommen, das sich auf 30,000 Thaler erheben kann.

Herr von Sismondi ist offenbar von dem Gedanken beunruhigt, daß der betriebsame Reiche eine Sache, die er von einem Handwerker kaufen könnte, selbst hervorbringen werde; zum Beispiel einen Tisch, den er sonst nur von den Tischler anfertigen ließ. Allein es ist wohl zu bemerken, daß reiche Leute im Allgemeinen ihre Betriebsamkeit nicht auf diese Weise ausüben. Die Unterweisung, die sie von Jugend auf erhalten haben, verbunden mit den Kapitalen, worüber sie verfügen, gestatten ihnen die Ausübung einer Betriebsamkeit, welche mehr als Einen Thaler täglich bringt; und diese Art von Arbeit, welche der Arbeit des Armen keinen Abbruch thut, setzt sie in den Stand, sich das Arbeits-Produkt der Armen anzueignen.

Doch ich gehe noch weiter. Zugegeben, daß ein thätiger Mann, welcher jährlich 10,000 Thaler einzunehmen hat, sich selbst den Tisch anfertige, dessen er bedarf: hat er deswegen weniger 10,000 Thaler jährlich aufzuwenden? Wird er nicht für den ganzen Betrag dieser Summe Produkte kaufen? und werden die Produzenten nicht eine Aufmunterung erfahren, welche dieser Summe gleich kommt? Wenn demnach auch der Tischler einen Tisch, der den Werth von drei Thalern hat, weniger verkauft, wird deshalb ein anderer Produzent nicht für drei Thaler mehr verkaufen?

Die Aufmunterung wird noch immer dieselbe bleiben, wenn der Reiche, anstatt sein Geld auf eine unfruchtbare Weise zu verwenden, es seinem Kapitale hinzufügt. Ist

ein

ein Kapital nicht in seiner Totalität zum Ankauf von Produkten oder Arbeiten bestimmt? Wie konnte also Herr Malthus sagen: „Wenn unter den Eigenthümern und Kapitalisten die Lust zu kaufen sich vermindern sollte: so würde der Werth der Produkte in Verhältniß zu dem Werth der Arbeit fallen; und gäbe es keine Gewinne mehr, so würde die Produktion gehemmt seyn?" *) Was kann der Reiche mit seinen Ersparnissen anders angeben, als daß er sie entweder verscharrt, oder sie zu seinen Kapitalen schlägt? Verscharrt er sie, so bleibt der Verbrauch derselben nur verschoben; schlägt er sie zu seinen Kapitalen, so bewirkt der Verbrauch eine eben so große Nachfrage nach Produkten und nach Arbeit, als ob die Ersparung auf eine unfruchtbare Weise verwendet worden wäre. Liegt hierin nun wohl das Mindeste, was ein Sinken des Werths der Arbeit bewirken könnte?

Daran fehlt so viel, daß ihr Werth dadurch gerade vermehrt wird; denn die angewachsenen Kapitale fordern neue Arbeiter und beschäftigen diese anhaltend, während eine improduktiv verwendete Summe sie nur einmal beschäftigt.

Herr von St. Chamans hat in seinem Steuer-System diesen Grundsätzen den Vorwurf gemacht, daß sie durch den Schatten, welchen sie auf die Luxus-Ausgaben werfen, die Völker zur Barbarei zurückführen. Doch mit Unrecht; denn Grundsätze dieser Art mißbilligen nur solche Ausgaben, aus welchen nicht eine Genugthuung entspringt, welche mit dem, was sie kosten, in Verhältniß steht. Ein

*) S. Principles of political Economy ch. VIII. Sect. IV.

Jeder verschaffe sich die Genüsse, welche seinem Vermögenszustande entsprechen; nur gestehe man zugleich, daß solche Genüsse weder das Wohlseyn des Privatmanns, noch den Reichthum des Landes vermehren.

Kurz: der Verzehr an und für sich, d. h. der nicht von irgend einer Produktion begleitete Verzehr, kann nie, selbst nicht auf eine indirekte Weise, die Summe der Produkte vermehren; dabei liegt es jedoch außer allem Zweifel, daß er auf die Art von Produkten, deren Schöpfung er fördert, einen starken Einfluß hat. Hierbei ist also nur die Frage zu beantworten: welche Verzehre oder Verbrauche den Produzenten nützlich oder günstig sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Ursachen und Heilmittel der Verarmung in Großbritannien.

(Aus Quarterly Review No. LXXXV.)

Fortsetzung.

Wir haben noch nichts von der Ungerechtigkeit gesagt, welche an solchen Besitzern von Häusern und Ländereien verübt wird, die keine Arbeiter beschäftigen, während sie gezwungen werden, ihre Beiträge zu den Steuern zu geben, aus denen die Hauptfamilien der Arbeiter unserer vornehmsten Pachter unterstützt werden, und einen Theil ihres Arbeitslohns erhalten. Dies, obgleich an und für sich ein Uebel von nicht geringer Erheblichkeit, ist jedoch nur eine Kleinigkeit, verglichen mit dem Unrecht, das der arbeitenden Klasse im Allgemeinen zugefügt wird.

Schmeicheln wir uns nicht damit, daß dieser Mißbrauch nur erkannt zu werden brauche, um eine Abstellung zu gewärtigen. Es ist Erpressung unter der Larve christlicher Liebe — Beraubung und Betrug unter der Hülle gesetzlicher Autorität — ein vollständiger Plan, die arbeitende Klasse, unter dem Vorwande der Unterstützung und Beschäftigung in den Sklavenzustand zu versetzen. Es zerstört das Fundamental-Prinzip der Gesellschaft, nach welchem ein Vater seine Kinder so lange unterhalten muß, bis sie

sich selbst ernähren können. Es ist unchristlich, ungesetzlich, verderblich in seinen Folgen für Hohe und Niedere, für Reiche und Arme, moralisch sowohl als physisch; und wenn dies keine Beweggründe zu einer schnellen Dazwischenkunft der Gesetzgebung sind, so wird es dergleichen nie geben. Jener Ausschuß des Hauses der Gemeinen, welcher im Jahre 1828 den Auftrag erhielt, diesen Gegenstand zu prüfen, erklärte sich einhällig für die Nothwendigkeit eines baldigen Einschreitens in diese Angelegenheit, und eine von Herrn Slaney zu diesem Endzweck eingebrachte Bill wurde, während der letzten Sitzung, zweimal verlesen; doch sie wurde wieder zurückgenommen, entweder weil es den Gliedern des Hauses an der nöthigen Erkenntniß fehlte, oder weil die Minister des Königs von andern Geschäften bedrängt waren. Wiewohl nun keine Worte stark genug sind, wenn es darauf ankommt, unsern Abscheu vor diesem Systeme auszudrücken: so darf das, was wir darüber bemerkt haben, doch nicht so verstanden werden, als wollten wir die Absichten Derer, die es bisher unterstützt oder begünstigt haben, an den Pranger stellen; im Gegentheil sind wir der Meinung, daß sie sich allmählig dem Irrthum hingegeben haben, und von dem Unglück, das sie anrichten, kein klares Bewußtseyn in sich tragen.

Die von uns in Vorschlag gebrachten Maßregeln, namentlich die Einführung einer gesetzlichen Fürsorge für die Armen in Irland, und die unverzögerte Abstellung der Mißbräuche, welche sich theilweise in die Verwaltung der Armengesetze in England eingeschlichen haben — diese Maßregeln, sage ich, sind unumgänglich nothwendig, um dem reißend zunehmenden Anwuchs einer unbeschäftigten Bevöl-

ferung eine Gränze zu setzen: diesem Anwuchs, der, indem er in beiden Ländern eine sich täglich mehrende Masse von Elend und Verbrechen veranlaßt, das Wohlseyn stört und die wahre Organisation der Gesellschaft bedroht. Diese Maßregeln können jedoch keine unmittelbare Wirkung hervorbringen, sofern es darauf ankommt, die vorhandene Ueberfülle zu vermindern; andere Mittel müssen für diesen Zweck angewendet werden, und nicht wenige sind zur Kenntniß des Publikums gelangt. Diese Mittel nun theilen sich in zwei Klassen. Die ersten bestehen in Bemühungen, die wirkliche Nachfrage nach Arbeit in diesem Lande dadurch zu vermehren, daß man alle unnöthigen Hindernisse fortschafft, so viel wie immer möglich die Zugänge zu produktiven Beschäftigungen eröffnet, und diejenigen erweitert, welche gegenwärtig durch den Druck künstlicher Umstände verengt sind. Die zweiten umfassen Pläne zu einer direkten Entfernung desjenigen Theils der Bevölkerung, welche noch immer überflüssig bleiben würde.

1) Zunächst von den Mitteln, die uns zu Gebot stehen, die effektive Nachfrage nach Arbeit in diesem Lande zu vermehren. Hierbei nun werden wir wahrscheinlich auf das abgedroschene, aber schale Argument der Staatswirthschaftslehrer stoßen, „daß mangelnde Nachfrage nach Arbeit einen Beweis in sich schließt, daß diese nicht vortheilhaft angebracht werden kann; daß folglich jeder Versuch, sie in irgend einer Weise zu erzwingen oder aufzumuntern, nur eine fehlerhafte Ableitung des Kapitals aus denjenigen Kanälen ist, worin es am vortheilhaftesten angelegt werden kann.“ Dies Raisonnement würde vollkommen richtig seyn, wenn die Betriebsamkeits- und Kapitals-Anlage gegenwär-

tig frei und ungefesselt von Beschränkungen oder Hindernissen wäre. Wie weit wir noch von einer so erwünschten Lage entfernt sind, mögen die Staatswirthschaftslehrer selbst angeben, nachdem sie die zusammengesetzten Lasten erwogen haben, welche die Besteuerung, in tausend verschiedenen Gestalten, auf die Betriebsamkeit wirft, so wie die Fesseln, wodurch eine irrthümliche Gesetzgebung ihre Bestrebungen gehemmt und beschränkt hat. Was rufen wir hier an? Nicht Restriktionen und Vergütungen, wohl aber deren Entfernung in allen den Fällen, wo sie unziemlich auf die Verwendung der Arbeit drücken, oder eine erkünstelte Aufmunterung an die Stelle anderer Kräfte und Erfindungen des menschlichen Verstandes bringen.

Wir können aber nicht umhin, das System, Zehnten in Natura zu nehmen, als eins von den bestehenden Hindernissen für die Anwendung der Arbeit zu betrachten. Dies System, daran läßt sich gar nicht zweifeln, verhindert die Bestellung einer großen Quantität Landes, das gegenwärtig wüst liegen bleibt, bloß weil es nicht so viel abwirft, daß auch der Zehnte neben andern Abgaben entrichtet werden kann, während es die darauf verwendete Arbeit im Uebrigen belohnen würde. Ohne Zweifel wird gegenwärtig auch sehr viel Land schlecht kultivirt, das mit mehr Kapital und darauf verwendeter Arbeit einträglich gemacht werden könnte, wäre der Zehnte, zum wenigsten für eine Reihe von Jahren, so angelegt, daß er sich nicht nach Maßgabe des größeren Produkts vermehrte. Wie die Sachen gegenwärtig liegen, wirkt der Zehnte als eine Steuer auf das Kapital, das auf eine bessere Bestellung des Akkers, d. h. in ackerbaulicher Arbeit angelegt ist; und eben

deßhalb muß der Zehnte, innerhalb einer gewissen Ausdehnung, die Anlegung von Kapital und Arbeit beschränken: zunächst, zum Nachtheil der Kapitalisten; sodann, zum Nachtheil der Arbeiter und der Grundeigenthümer; drittens, zum Nachtheil der Konsumenten, die, vermöge einer verbesserten Kultur, das ackerbauliche Produkt wohlfeiler kaufen würden; endlich auch zum Nachtheil der Zehntinhaber selbst, für welche die bleibende verbesserte Bestellung des Bodens, vorausgesetzt, daß der Zehnte für eine gewisse Anzahl von Jahren entrichtet würde, zu einer Quelle endlichen größeren Einkommens zu werden nicht verfehlen könnte. Wir nähren die Ueberzeugung, daß durch Einwilligung in eine solche Maßregel, die alle vom Publikum gegen den Zehnten gefaßten Vorurtheile beseitigen würde, die Kirche insbesondere alles, was in ihren Kräften steht, thun werde, um sich die Zuneigung aller Volksklassen und die Fortdauer ihrer Ausstattung zu sichern. Es ist nicht leicht, mit Genauigkeit anzugeben, bis zu welchem Grade ein allgemeines Ueber-einkommen wegen des Zehnten die Nachfrage nach Arbeit auf jetzt noch wüst liegenden oder sehr unvollkommen bestellten Ländereien vermehren würde; allein, es springt in die Augen, daß ein scharfer Sporn zur Anlegung von Kapital auf Grund und Boden, so wie zur Beschäftigung jener übermäßigen agrikultorischen Bevölkerung, welche gegenwärtig als hinzukommende Last auf die Grundbesitzer drückt, darin enthalten seyn würde.

Wir nähren ferner die Ueberzeugung, daß der wünschenswerthe Zweck, Land und Arbeit aufs Höchste auszubringen, sehr wesentlich gehemmt werde durch die Beschaffenheit der Gesetze, die sich auf die Einschließung wüster

und gemeiner Aecker beziehen; oder vielmehr durch die Abwesenheit eines allgemeinen Gesetzes über diesen Gegenstand, und durch die Nothwendigkeit, sich den Kosten einer Parliaments-Akte in jedem besonderen Falle von Einschließung zu unterwerfen. Es ist nur allzu bekannt, daß seit dem Anfange des abgewichenen Jahrhunderts, beinahe viertausend Bills für Einschließung von wüstgelegenen Aeckern in fast eben so viel Kirchspielen durchgegangen sind. Bedarf es nun wohl eines stärkeren Beweises, um den Mangel eines allgemeinen und bleibenden Gesetzes über diesen Gegenstand darzuthun? Diesen langen Zeitraum hindurch ist kein Schritt geschehen, um zu einem solchen Gesetze zu gelangen, und der großen Gemeine den ungeheuren Aufwand von Geld und Zeit zu ersparen, der gemacht werden mußte, wenn nur das örtliche Bedürfniß befriedigt werden sollte. Die, welche darüber belehrt sind, wie Akte dieser Art durch die Legislatur gehen, werden nicht zugeben, daß das Parliament der angemessenste Gerichtshof sei, so oft entschieden werden soll, wiefern, in irgend einem Falle, die Rechte des Privat-Eigenthums den öffentlichen Interessen weichen müssen. Es giebt keine Art von Kommission oder anderer Vorrichtung, welche für die Beantwortung solcher Fragen, den Zweck der Gerechtigkeit nicht besser entspräche, als das gegenwärtige Tribunal. Wir sind aber der Meinung, es werde leicht seyn, Maßregeln aufzufinden, mit welchen wüste Ländereien weit bequemer auf den Markt gebracht werden können, als gegenwärtig; sowohl zum Vortheil des Publikums, als zum Vortheil aller Derer, welche dabei ein Interesse haben. Eine solche Maßregel würde seyn: die Aufstellung von örtlichen oder beweglichen Kommissionen zur

Beaufſichtigung, Abſchätzung und Vertheilung der wüſten Ländereien in jeder Grafſchaft, jedem Kirchſprengel, oder Theile deſſelben, ſo oft ſie dazu von den dabei intereſſirten Perſonen aufgefordert werden. Es würde alsdann zweckdienlich ſeyn, den mit einem Ueberfluß von geſunden Arbeitern beſchwerten Kirchſpiels-Aufſehern zu geſtatten, daß ſie einen Theil des in ihrem oder einem benachbarten Kirchſpiel gelegenen wüſten Landes zu dem Zweck, ihn durch dieſe Arbeiter beſtellen zu laſſen, ankaufen könnten; verſteht ſich, daß ein bezahlter Aufſeher die Arbeit leiten müßte. Sollte es der Fall ſeyn, daß kein wüſtgelegenes, der Kultur fähiges Land in einer bequemen Entfernung von den Wohnſitzen der Arbeiter anzutreffen wäre: ſo müßte den Kirchſpielen erlaubt werden, ihre überſchüſſigen Arbeiter auf bedungene Arbeit unter ähnlicher Aufſicht in eine gewiſſe Entfernung zu verſenden; ſie würden alsdann Andern helfen, wüſtgelegenes Land zu kultiviren. Gegen den Beweis vor der Ortsobrigkeit, daß Verarmte dieſer Art das, was ſie zu leiſten im Stande ſind, nicht leiſten wollten, müßte der Aufſeher berechtigt ſeyn, ihnen jeden Beiſtand zu verſagen. Auf dieſe Weiſe würde die Arbeit derer, welche gegenwärtig entſittlicht und im Müſſiggange beſtärkt werden, in einem hohen Grade produktiv ausfallen.

Ein, dieſem im Weſentlichen durchaus ähnlicher Plan wurde von Herrn John Hall, ehemaligen Aufſeher eines ſehr zahlreichen Kirchſprengels in London, durch eine Flugſchrift bekannt gemacht, welche im Jahre 1824 erſchien. Es iſt auch derſelbe, den wir neuerdings zur Sprache gebracht haben, um in Großbritannien die Annahme jenes Syſtems von Armen-Kolonien zu bewirken, das mit

so gutem Erfolg in Holland zu Friedrichs-Ort und in andern Niederlassungen durchgeführt ist. Die, welche darauf ausgehen, den enormen Uebeln Einhalt zu thun, welche, wie wir nachgewiesen zu haben glauben, auf die niederen Klassen des Landes eindringen und ernstlich auf alle übrigen reagiren, können nichts Besseres thun, als der Methode folgen, welche in einem Lande, das sich mit dem unsrigen in fast gleichen Umständen befindet, als vollkommen zweckdienlich erprobt worden ist; ja, sogar als eine solche, die nicht bloß einen Geldgewinn abwirft, sondern auch eine moralische und physische Veredlung bewirkt, welche die sanguinischsten Erwartungen übertroffen hat.

Das Gesetz parochialischer Niederlassung kann als eine andere Hemmkette für die vortheilhafteste Verwendung der Arbeit betrachtet und bezeichnet werden. Es verhindert die Pächter und Gewerbsleute, diejenigen zu beschäftigen, welche durch ihre Dienste und durch ihren Aufenthalt ein Niederlassungsrecht gewinnen, und jenen zuletzt zur Last fallen können; und auf diesem Wege hemmt es die Wanderung der Arbeit aus einem Distrikt, wo sie überschüssig ist, in einen andern, wo sie begehrt wird. Geburt ist der vernunftgemäße Grund zur Niederlassung eines Armen in einem Kirchsprengel; sie ist am leichtesten zu konstatiren; und indem man diese Frage in ihre engsten Gränzen einschließt, wird eine unermeßliche Masse kostspieliger Zänkereien auf einmal über die Seite geschafft werden.

Doch das größte aller Hindernisse für die Verwendung der Arbeit — dasjenige nämlich, dem wir, vorzüglich in dem gegenwärtigen Augenblick, alle Nachtheile der Ueberfülle von Müssigen verdanken — ist die fehlerhafte

Leitung der Besteuerung. Der Grad, bis zu welchem die Arbeit in diesem Lande besteuert wird, ist, vielleicht höchst selten, in Betracht gezogen worden; denn sonst würde man weniger erstaunen über die Schwierigkeiten, womit sie zu kämpfen hat. Sämmtliche Schriftsteller scheinen zuzugeben, daß die Bevölkerung, schon seit einiger Zeit, so überschwänglich ist, daß der Preis der Arbeit auf dem niedrigsten Stande beharren müsse, auf welchem das Leben des Arbeiters nothwendig gefristet wird. Hieraus geht klar und deutlich hervor, daß, wenn das Minimum noch verringert würde, ein verhältnißmäßiger Zusatz zu den Mitteln der Beschäftigung nicht ausbleiben könne; und folglich, daß die Steuern, welche darauf abzwecken den nothwendigen Arbeitslohn zu vermehren, immer nur dahin wirken, die Nachfrage nach Arbeit zu vermindern. Nun sind alle, auf die von den arbeitenden Klassen zu verbrauchenden Nothwendigkeiten gelegten Steuern, dieser Art. Den Zoll auf eingeführtes Getreide gar nicht in Anschlag gebracht, darf man dies aussagen von den Zöllen auf Zukker, Thee, Kaffee, Taback, Malz, Hopfen, Bier, Branntwein, Leder, bedruckte Waare, Seife, Talg, Licht, Butter, Käse und Kohlen. Das alles sind Steuern, welche meistens die Arbeit treffen. Herr Pitt hat, in einer seiner Reden, diese Thatsache stark hervorgehoben. „Der hohe Preis der Arbeit," sagte er, „rührt hauptsächlich von der Accise her; und drei Fünftel des Arbeitslohns fließen, wie man sagt, in die Schatzkammer."

Doch man wird geltend machen, daß diese Steuern das Haupt-Ingredienz unsers Einkommens sind; daß es gefährlich ist, an ihnen zu rühren; daß, ohne sie, die Re-

gierung nicht Bestand haben, und den National-Gläubigern nicht Wort halten könne. Wir halten dies für eine bloße Täuschung. Wir glauben, daß ein vollkommen gleicher Betrag von Einkommen, mit weit mehr Ersparung und mit weit weniger Verletzung für die Hülfsquellen des Landes, erhoben werden könne durch eine direkte Besteuerung des Eigenthums. Allein, auch wenn wir den vorherrschenden Einwendungen gegen das, was bisher ins Besondere als Kriegstaxe betrachtet worden ist, Raum geben, mit dem Zugeständniß, daß diese Einwendungen nicht ohne Gewicht sind; und wenn die Minister, aus Furcht, mit den bisherigen Hauptquellen des Eigenthums irgend eine Veränderung vorzunehmen, sich standhaft weigern, die Beseitigung oder Verminderung irgend einer von diesen Arbeitssteuern ins Auge zu fassen: so lassen wir dennoch nicht ab, für die Angemessenheit einer Besteuerung zu kämpfen, die, wo nicht in einem höheren, doch in einem gleichen Grade, diejenigen Werkzeuge der Produktion treffe, welche die menschliche Arbeit ersetzen; und zwar in Folge ihrer komparativen Wohlfeilheit — einer Wohlfeilheit, welche großen Theils daher rührt, daß sie entweder gar nicht, oder wenigstens nicht in demselben Grade besteuert sind, wie ihre menschlichen Konkurrenten.

Nehmen wir z. B. die Pferde und Ochsen, welche beim Landbau gebraucht werden. Seit der Beseitigung der landbaulichen Pferde-Steuer, sind diese Thiere, welche keinen der mit Accise und Zoll belegten Artikel verbrauchen, vollkommen steuerfrei. Was folgt daraus? Dies, daß die Gesetzgebung ein unverantwortliches Prämium auf die Beschäftigung des Viehs, statt der Beschäftigung des Men-

schen legt. Der Mensch wird bis zu drei Fünfteln oder zu 60 Prozent seines Werths besteuert; das Thier — ganz und gar nicht. Nichts würde es verschlagen, wenn man sagen wollte, daß durch die Besteuerung der Pferde die Produktivität des Kapitals werde vermindert werden, sofern man dasselbe aus einer sehr vortheilhaften Bahn in eine minder vortheilhafte versetzen würde. Dies Argument ist von gleicher Kraft, wenn von Besteuerung der Arbeit überhaupt die Rede ist; denn diese wird nur dadurch minder ergiebig gemacht, daß sie einer Besteuerung unterworfen wird, der die Pferde entgehen. Legt man eine Steuer auf die Pferde, während man gleichzeitig eine von den Lasten vermindert, die den Preis der menschlichen Arbeit vermehren: so vermindert man dadurch in keiner Weise die Produktivität des Kapitals; im Gegentheil, indem man der Ueberfülle von Arbeitern im Lande Beschäftigung verschafft, macht man das Kapital produktiv, welches gegenwärtig dadurch verschwendet wird, daß die Arbeiter in ihrem Müssiggange unterstützt werden.

Der Fall ist noch immer derselbe, wenn von Maschinen die Rede ist. Wenn unsere Hungerleider von Webern es wagten, auch nur hinzudeuten auf eine Maschinen-Steuer, so entstand ein mächtiges Geschrei gegen diese Forderung; und nach abstrakten Prinzipen sind sie tüchtig und ihrer eigenen Ueberzeugung gemäß zurechtgewiesen worden. Allein der Irrthum besteht darin, daß allgemeine Argumente nach abstrakten Prinzipen nicht anwendbar sind auf unsre gegenwärtig sehr zusammengesetzte und künstliche Lage. Wir möchten doch wissen, welche Vernunftgründe gegen

die Besteuerung der Maschinen vorgebracht werden können, die nicht eben so triftig sind gegen die Besteuerung der Menschen; und wenn dies der Fall ist, wer will alsdann leugnen, daß, nach allen Gründen der Gerechtigkeit und gesunden Beurtheilung, beide gleich besteuert werden müssen, wenn Steuern auf beide nöthig geworden sind? Wer will leugnen, daß menschliche Wesen, Bürger des Staats, Glieder der großen Gemeine, zu deren Vortheil Steuern aufgelegt werden und die ganze Regierung ihr Daseyn hat, daß, sag' ich, diese aufs Mindeste eben so behandelt werden müssen, wie unvernünftiges Vieh und Maschinen, so oft von Konkurrenz in der Beschäftigung die Rede ist, d. h. von dem sine qua non des Daseyns? Es ist gesagt worden, daß Spaten und Pflüge, daß Messern und Beile Maschinen sind; und da es unwidersprechlich abgeschmackt seyn würde, dergleichen zu besteuern, so hat man daraus gefolgert, daß es gleich unweise seyn werde, auf den Gebrauch der zusammengesetzteren Produktions-Werkzeuge irgend ein Hemmniß zu legen. Doch hier, wie in so vielen andern Fragen sittlicher Schicklichkeit und nationaler Politik, muß die Linie irgendwo gezogen werden; und wir sind des Glaubens, die nachfolgende Ansicht von den Vortheilen des Maschinen-Wesens werde uns in den Stand setzen, die Gränze zu bestimmen, innerhalb welcher diesem Wesen Aufmunterung zu Theil werden muß.

Wo es an Arbeit fehlt, wo die Nachfrage nach derselben unbefriedigt bleibt, da darf jede Erfindung, welche auf Förderung der Arbeit abzweckt, oder bewirkt, daß das, was bisher von zehn Händen geleistet wurde, von einer einzigen geleistet werden kann, als eine unermeßliche Wohl-

that betrachtet werden; obgleich diese Verbesserung sich selbst anheim gegeben und weder durch Prämien, noch, was zuletzt dasselbe ist, durch Befreiung von der Steuer aufgemuntert werden sollte. Allein, wenn der umgekehrte Fall eintritt, und Arbeit von allen Seiten angeboten wird; wenn es keine Mittel mehr giebt, die Hände zu beschäftigen und die Magen, von welchen wir uns nun einmal nicht lossagen können, zu füllen — wie kann es alsdann der Staatsklugheit gemäß seyn, die Ueberträger der Handarbeit durch Vergütigungen aufzumuntern? Man wird sagen: „nur die Produktion wird aufgemuntert." Allein das Fundamental-Axiom der Staatswirthschaftslehre ist: „es ist fehlerhaft, dem einen Produktions-Modus Vorzug und Aufmunterung vor dem andern zu geben, weil, bei diesem Verfahren, die Produktivität des Landes nicht vermehrt, sondern vermindert wird." Wo wäre denn wohl der Nutzen verstärkter Produktions-Macht, wenn man gleichzeitig die Verzehrs-Macht vermindert? Das Elend, womit der innere Verkehr seit einiger Zeit zu kämpfen gehabt hat, ist von nicht wenigen Schriftstellern und Wortführern der Ueberfälle der Produktion beigelegt worden. Wir gehören nicht zu denen, welche dies Elend als die Wirkung einer, oder zweier oder dreier Ursachen betrachten; was uns aber niemals zweifelhaft gewesen ist, besteht darin, daß es, in einem beträchtlichen Grade, die Wirkung der künstlichen Aufmunterung ist, welche Erfindungen durch Befreiung von der Besteuerung erhalten haben: Erfindungen, welche Hände ersparen, die wir dadurch nicht loswerden, daß wir sie nicht beschäftigen. Die Maxime, daß es für die Nation vortheilhaft seyn könne; durch Verbesse-

rung des Maschinen-Wesens Handarbeit zu ersparen, wenn diejenigen, deren Arbeit überflüssig gemacht ist, auf öffentliche Kosten im Müssiggang unterstützt werden müssen, ist eben so unvernünftig, als es seyn würde, wenn der Eigenthümer von einem Paar Wagenpferden, die er kraft des Gesetzes oder des Testaments, nach welchem er geerbt hat, bei gutem Futter auf dem Stall zu halten verpflichtet ist, den Versuch machen wollte, durch Aufstellung eines Dampfwagens Geld zu ersparen. Gleichwohl hat die Gesetzgebung den Vorschlag, das Maschinen-Wesen einer Besteuerung zu unterwerfen, während die menschliche Maschine eine Steuer von vielleicht 60 Prozent ad valorem bezahlt, immer nur nach jener Maxime aufgefaßt und erörtert. Die Folge davon ist, daß der Arbeiter durch die Dampfmacht von dem Markt verjagt wird und daß seine Unterhaltung in Unthätigkeit zu einem unersetzlichen Verlust für die Gemeinheit wird: zu einem Verlust, welcher jeden Vortheil aufwiegt, den man herleitet von dem verminderten Preis jener Artikel, die von unseren Dampf- und Eisen-Arbeitern in so großer Fülle fabrizirt werden, daß die Fähigkeit, sie zu kaufen, in diesem Lande wenigstens, je mehr und mehr verschwindet. Denn man muß wohl bedenken, daß, während der Vortheil vermehrter Produktion sich über die ganze Welt verbreitet — das Opfer desselben auf uns allein zurückfällt. Die Wohlthat jeder Verbesserung im Maschinen-Wesen wird von allen unseren Kunden in Bezug auf die Waaren genossen, welche unser Maschinen-Wesen uns in den Stand setzt, ihnen billiger als ehemals zu verkaufen. Allein, während die Russen, die Dänen, die Türken, die

Nord-

Nord- und Süd-Amerikaner u. s. w. unsere Manufaktur-Produkte um die Hälfte ihres früheren Preises haben, erhalten wir nur den Kostenpreis mit dem laufenden Gewinn vom Kapital, indeß wir alle die britischen Arbeiter zu unterstützen haben, welche unser Maschinen-Wesen aus dem (Thätigkeits-) Felde geschlagen hat. Ja, noch mehr: selbst die Produktions-Kosten, der Arbeitslohn für die manufakturirende Bevölkerung, wird zum Theil von der Armen-Taxe bezahlt, so daß unsere auswärtigen Kundleute gegenwärtig unsere Manufaktur-Produkte um ein weit Geringeres als den Kostenpreis in diesem Lande erhalten; selbst dann, wenn, was nicht immer der Fall ist, der Manufaktur-Herr und der Kaufmann einen Gewinn von der Ausfuhr haben. Da die Armen-Taxe hauptsächlich von Besitzern eines realen Eigenthums gezahlt wird: so wirkt dieser Theil derselben als eine Steuer, welche von dieser Klasse erhoben und als eine Vergütigung für die Ausfuhr von Manufaktur-Waaren ohne einen angemessenen Ersatz bezahlt wird; in andern Worten, zur Bekleidung der Amerikaner, Russen, Dänen u. s. w. Viel, nur allzuviel ist gesprochen worden von einer Ueberfülle an Arbeitern; unsere Alarmisten haben diesen Gegenstand zu ihrem Streitroß gemacht. Kann es denn nicht eben sowohl eine Ueberfülle von unbelebten, als von belebten Maschinen geben? Thut man Unrecht daran, zu einer Vermehrung der Arbeiter aufzumuntern, wenn eine Zunahme an Elend die nothwendige Folge der Zunahme an Zahl ist? — Ist es alsdann nicht eben so Unrecht, zu einer Vervielfältigung der Maschinen aufzumuntern, wenn das Ergebniß davon dasselbe ist? In der That, es ist ein merkwürdiges Phänomen,

daß die Aufmerksamkeit des Publikums bisher noch gar nicht angezogen worden ist von diesem anomalen Zug unserer inneren Politik! Wir behaupten, daß, zu einer Zeit, wo für unsere manufakturirende Bevölkerung keine Beschäftigung aufgefunden werden kann, und es keinen Markt für unsere Manufaktur-Waaren giebt, wir — versteht sich in einer komparativen Ausnahme von der Steuer — der Hervorbringung der größten Quantität von Manufaktur-Waaren durch die Verwendung der geringsten Quantität von Arbeit eine hohe Vergütigung darbieten.

Wir nehmen vorweg, daß man auf alles, was wir behauptet haben, antworten wird: „das Maschinen-Wesen sei nur eine verbesserte Methode, Arbeit zu verwenden; eine Maschine sei in sich selbst das Produkt der Arbeit, und folglich indirekt besteuert in den Elementen ihrer Hervorbringung; sie zum zweiten Male zu besteuern, werde eben so unweise, als ungerecht seyn.“ Wohl! bestände die Maschine gänzlich aus der Arbeit, welche an ihr vollbracht ist, so würde dies Argument Bestand haben; dies ist jedoch nicht der Fall. Von der, auf die Verbesserung einer Maschine angelegten Summe, geht, außer den Kosten der darauf verwendeten Arbeit, ein großer Theil in die Taschen der Eigenthümer von Eisen- und Kohlenwerken, von Ziegelscheuern, Steinbrüchen und Zimmerholz; und dies rührt von der verstärkten Nachfrage nach diesen Artikeln her, welche sie in einem hohen Maße als Monopolisten behandeln. Ein anderer beträchtlicher Theil verstärkt den Gewinn des Patentirten und des Anfertigers der Maschine, welche in ihrer Art gleichfalls Monopolisten sind. Diese Items, so wie der verstärkte Gewinn des Manufakturisten, welcher die

Maschine gebraucht, rühren alle von dem Fond her, welcher **vorher** einzig und allein auf Arbeit angelegt wurde, und sind folglich Abzüge von dem allgemeinen Fond in seiner ursprünglichen Anwendung: Abzüge, welche jede Verbesserung im Maschinen-Wesen begleiten. Diese Items bezahlen keine Steuer; und diese Differenz ist es, welche das Ungehörige in der Besteuerung der Arbeit und in der Nicht-Besteuerung der Maschinen in derselben Ausdehnung konstituirt.

Möge man uns jedoch nicht mißverstehen! Es ist gar nicht unser Verlangen, Maschinen und Ackerpferdr in demselben Verhältniß zu ihrem Kostenpreise, wie die menschliche Maschine, d. h. zu drei Fünfteln ihres Werths besteuert zu sehen. Die obigen Bemerkungen zeigen, daß die Maschinen (und dasselbe gilt von den Pferden) bereits zum Theil besteuert sind in der Arbeit, welche darauf verwendet wurde. Was nun davon noch übrig bleibt, ist, nach dem Gesetz der Billigkeit, allein einer Steuer unterworfen; und es ist gerade die Nicht-Besteurung dieses Theils, was die gesetzliche Vergütigung für Maschinen und Pferde gewährt. Spricht man von der Schwierigkeit, oder Unmöglichkeit, das Verhältniß dieser Elemente in dem Preise der Maschine zu berechnen: so antworten wir, daß dies keinen Beweis gegen den Versuch abgiebt. Wir fügen aber hinzu, daß es einen handgreiflichen und leichten Maßstab giebt, um das Minimum der Steuer zu messen, welche, bei der gegenwärtigen Ueberfülle, oder vollen Anwendung der Arbeit aufgelegt werden sollte. Angenommen, daß eine Steuer von fünf Procent ad valorem auf Maschinen und Pferde gelegt würde! Wenn, in Folge dieses Antriebs zur Ver-

wendung menschlicher Arbeit, der Ueberschuß derselben nicht gänzlich verschlürft wird, so wird darin, meinen wir, der Beweis liegen, daß die Steuer unzulänglich ist, die arbeitende Klasse wider die häßliche Konkurrenz thierischer oder mechanischer Gewalt zu beschützen; wird er aber vollständig verschlürft, so möchte es rathsam seyn, die Taxe allmählig zu vermindern, doch so, daß sie immer auf dem Standpunkte erhalten würde, welcher hinreicht, die effektive Arbeit des Landes in voller Beschäftigung zu erhalten, ohne die äußerste Produktivität des National-Kapitals dadurch zu verhindern, daß man das Maschinenwesen abhält, der Arbeit zu Hülfe zu kommen, so oft eine reelle Ersparung aus dem Gebrauch desselben entspringen kann. Eine solche Steuer wird bloß die Einführung verbesserter Maschinen hemmen, wenn sie, obgleich den Zwecken des Manufaktur-Herrn entsprechend, dem Gemeinwesen dadurch einen großen Verlust bereiten, daß sie zahlreiche Familien außer Nahrung setzen: Familien, deren Aufrechthaltung in Müssiggang und Unthätigkeit eine viel zu schwere Last ist, als daß sie aufgewogen werden könnte durch den größeren Gewinn, der einigen Wenigen zu Theil wird. Es dürfte geltend gemacht werden, daß es ein schwieriges, wo nicht undurchführbares Geschäft sei, den Ueberschuß oder Nicht-Ueberschuß im Angebot der Arbeit zu irgend einer Zeit in einem größeren Lande zu bewahrheiten. Unstreitig setzt dies die Annahme eines besser organisirten Systems für die Buchhaltung über die Armen voraus. Wird jedoch die Hoffnung erfüllt, welche wir nähren, daß, nach kurzer Frist, eine gesetzliche Anerkennung der Rechte irischer Armen erfolgen werde: so giebt nes kein Hiderniß mehr für die Einführung eines solchen

Nachweises im ganzen Königreiche; und dieser Nachweis wird die Regierung oder das Publikum in den Stand setzen, zu jeder Zeit belehrt zu seyn über den Grad, in welchem die arbeitende Bevölkerung der drei Königreiche über die Nachfrage hinausgeht, oder dahinter zurückbleibt. Es ist unnöthig, zu zeigen, wie ersprießlich eine Kenntniß dieser Art seyn würde, sowohl für viele andere Zwecke, als auch für die Regulirung einer Taxe, welche, theils um unseren unbeschäftigten und zur Arbeit aufgelegten Mitbürgern gerecht zu werden, theils um einer Verschleuderung der National-Hülfsquellen zuvorzukommen, auf Vieh- und Maschinenwesen, als Konkurrenten für die Arbeit, gelegt werden muß.

Daß eine Steuer auf Maschinen-Wesen und Ackerpferde höchst produktiv seyn würde, kann wohl eben so wenig in Zweifel gezogen werden, als daß die Minister sich dadurch befähigt sehen würden, einen beträchtlichen Theil derjenigen Steuern zu erlassen, welche gegenwärtig auf die menschliche Arbeit drücken. Was zu den Kosten des einen Elements der Produktion hinzugefügt wird, wird auf diese Weise einem andern entnommen werden, und wir zweifeln, ob irgend ein Manufaktur-Produkt kostbarer ausfallen würde durch eine Steuer, welche bloß mehr Arbeit und weniger Maschinen-Wesen in der Fabrikation veranlassen könnte. So ist z. B. bekannt, daß mit Hülfe der Armen-Taxe und mit Verzichtleistung auf einen wesentlichen Theil ihres Arbeitslohns und ihrer Genüsse, die Kattun-Weber an einigen Orten im Stande gewesen sind, eine erfolgreiche Konkurrenz mit den Dampf-Webstühlen auszuhalten. Wenn die bezüglichen Kräfte der Maschinerie und

der Handarbeit sich so nahe das Gleichgewicht halten, so ist sehr einleuchtend, daß eine Verminderung in den Steuern auf die Nothwendigkeiten des Lebens und die Auflegung einer unbedeutenden Steuer auf das Maschinen-Wesen, den Webern einen entschiedenen Vorzug in diesem Streite geben, ihre Lage verbessern und sie in den Stand setzen würde, die Arbeit in ihren Händen zu behalten, ohne das Mindeste zu den Kosten hinzuzufügen.

Wir hegen demnach nicht die Besorgniß, daß eine Steuer auf Maschinen-Wesen unsere Manufaktur-Erzeugnisse von den fremden Märkten verdrängen werde, da diese Steuer, gehörig angeordnet, ihren Preis nicht erhöhen würde. Sollte sie aber auch diese Wirkung in einem gewissen Grade hervorbringen: so würden wir deshalb nicht weniger berechtigt seyn, von der Zerstörung des gegenwärtig dem Maschienen-Wesen eingeräumten Monopols der Beschäftigung — eingeräumt nämlich durch die Befreiung von der Steuer — an den Nachtheil unserer nicht beschäftigten Bevölkerung, so wie derer, die sie in ihrem Müssiggange zu unterstützen haben, zu appelliren: ein Monopol, wobei das Land einen Schilling auf Kosten eines Pfundes gewinnt. Kann irgend ein Zweig unseres Ausfuhrhandels nur durch die Vergütigung auf die Ausfuhr aufrecht erhalten werden: so ist dies ein Beweis, daß er zum Schaden des Landes geführt wird; und je schneller wir uns davon losmachen und unsere Arbeit und unser Kapital zu einem andern Zweck verwenden, um so besser! Wo bleibt der National-Vortheil einer Ausbreitung des auswärtigen Handels, welche unsere Arbeitshäuser mit müssiggängerischen Armen füllt, damit das Landvolk des festen Landes in bil-

ligen Kallikoes stolzire? Wer will denn Armuth und Elend im Vaterlande sehen, damit der Südamerikanische Bauer besser gedeihe? Denn, es muß wiederholt werden, daß der Handel individuell gewinnreich, nationell aber sehr nachtheilig seyn kann; nur das Gegentheil ist ein in die Augen springender Betrug, den mehr als ein Staatswirthschaftslehrer unachtsamer Weise angenommen hat. Steif und fest glauben wir an den Vortheil der freiesten Konkurrenz in allen Zweigen der Betriebsamkeit; allein diese absolute Freiheit ist in unserer belasteten Lage unerreichbar. Die nächste und wirksamste Annäherung an eine vollkommne Betriebsamkeitsfreiheit, welche in unserer Gewalt steht, ist die Aequalisation der Laster, die wir nicht fortschaffen können. Wir müssen Sorge dafür tragen, daß sie nicht ausschließend auf Einen Zweig drücken, während irgend ein anderer frei bleibt; daß nicht ein Werkzeug oder Modus der Produktion, durch die ungeschickte Anwendung der Besteurung, künstlich in einem höheren Grade beschränkt werde, als ein anderer. In unserer Gesetzgebung ist es eine angenommene Lehre, daß eine künstliche Aufmunterung der einen Produktions-Weise zum Nachtheil der andern nur zu Vergeudung des National-Reichthums führe; und wir möchten daraus den Folgesatz herleiten, daß, wenn die Betriebsamkeit eine gewisse Last von Fesseln tragen muß, ihre Bewegungen am wenigsten gezwängt seyn werden, wenn jene über alle ihre Glieder vertheilt sind. Alles also, was wir fordern, ist, daß schwer besteuerte Menschen nicht länger unbesteuertem Vieh und Maschinen-Wesen etwas zu beneiden haben; daß sie mit diesen zum wenigsten auf den Fuß der Gleichheit gesetzt werden möge! Und aus diesem Grunde haben wir uns

nicht bei einem Punkte aufgehalten, der sonst wohl einer Erörterung würdig gewesen wäre, nämlich die Frage: ob es nicht angemessener sei, den Anwuchs von Menschen und Bürgern vorzugsweise vor dem des Viehes und der Dampf-Maschinen zu begünstigen? Ferner die Frage: ob unsere arbeitenden Klassen nicht ein Recht auf mehr, als bloße Gleichstellung der Bürden, auf Schutz gegen Maschinen-Wesen haben, so lange unsere Landwirthe geschützt werden gegen die Konkurrenz ausländischer Korn-Produzenten, oder unsere Manufakturisten gegen die der auswärtigen Produzenten aller Art?

(Fortsetzung folgt.)

Antwort auf eine Anfrage.

Das Archiv für Philologie und Pädagogik enthält in seiner funfzehnten Nummer einen mit N. unterzeichneten Artikel, wodurch der Herausgeber der Monatsschrift für Deutschland aufgefordert wird, folgende vier Fragen zu beantworten:

1) „Welches sind die tausend andern Wege, auf welchen formelle Bildung zu gewinnen ist?

2) Welches sind die ausgezeichneten Geister aller Jahrhunderte, die von der Kenntniß des Römischen und des Griechischen unberührt geblieben sind?

3) Für welche Klasse von Geistern nimmt Herr B. (der Herausgeber der Monatsschrift) die Schulen als vorhanden an: für die Mehrzahl oder die Minderzahl? für die ausgezeichneten, oder für die mittelmäßigen Geister?

4) Welche Gegend in Europa bietet der männlichen Jugend die Gelegenheit dar, sich durch das Leben selbst geistig zu bilden? Wenn es keine solche giebt, welches Moment hat Herr B. von den Griechen hergenommen? Und warum unterdrückt er das seine Meinung entkräftende Beispiel der Römer?"

Eigentlich ist uns die Beantwortung dieser Fragen als Büßung für eine Sündenschuld auferlegt, die wir, die volle Wahrheit zu gestehen, weit entfernt waren, für eine solche zu halten. Wir sind nämlich, vor Jahr und Tag, so keck

gewesen, anzunehmen, daß es auch in der zahlreichen Klasse der Philologen Pedanten geben könne, und diese Pedanten als Stock-Philologen zu bezeichnen. Dies geschah in einer Beurtheilung zweier neuen Schriften, welche eine bessere Organisation des öffentlichen Unterrichts betrafen. Die Rede war von dem Nutzen, den das Studium der alten Sprachen und Literaturen für die formelle Bildung des Geistes hat. Hier nun behaupteten wir, „daß, wie heftig auch der Pedantismus für die hergebrachte Methode streiten möge, er nicht das Recht auf seiner Seite behalten könne, ohne zwei sehr merkwürdige Phänomene unerklärt zu lassen. Das eine sei, daß es, bei der hergebrachten Methode, in allen Jahrhunderten ausgezeichnete Geister jeder Art gegeben habe, die von der Kenntniß des Römischen und des Griechischen unberührt geblieben seien; das zweite, daß wir vorzugsweise die Sprache und Literatur derjenigen Nation schätzen, die es erweislich unter ihrer Würde gehalten, irgend eine fremde Sprache zu lernen, namentlich die griechische Nation. Hieran knüpfte sich ganz natürlich die Frage: wie die Griechen es in aller Welt angefangen, ihre eigene Sprache, ohne den Beistand einer andern, zu dem Gipfel der Vollkommenheit zu erheben, in welcher sie zu unserer Kenntniß gekommen sei; und wie hätten wir glauben können, uns zu versündigen, wenn wir an alle Stock-Philologen, d. h. an alle diejenigen, welche der Meinung sind, daß Geistesbildung nur durch das Studium der alten Sprachen und Literaturen zu erwerben sei, die Anforderung machten, dies physiologische Problem zu erklären, um sich die Frage zu beantworten, wie viel Zeit und Kraft dadurch gewonnen werden kann, daß man Geistesbildung

durch die einfachsten Mittel erzielt? Daß wir weder Feinde der Philologie im Allgemeinen, noch Feinde derjenigen Unterrichtsanstalten, welche die Kenntniß der alten Sprachen und Literaturen fortzupflanzen bestimmt sind, waren, hatten wir in demselben Aufsatze dadurch an den Tag gelegt, daß wir gesagt hatten: „unserer Vermuthung zufolge würde auf denjenigen Anstalten, welche man vorzugsweise Gymnasien nennet, nach Erreichung ihrer definitiven Bestimmung, das Studium der alten, d. h. der nicht mehr lebenden Sprachen, noch viel weiter getrieben werden; zwar nicht als solcher schlechtweg — denn dabei würde die Erkenntniß wenig gewinnen — wohl aber als Werkzeuge zum tieferen Eindringen in die Entwickelungsbahn, welche das menschliche Geschlecht bis auf unsere Zeiten zurückgelegt hat, folglich zu einer vollständigeren Auffindung der Gesetze, nach welchen alle menschliche Entwickelung bisher erfolgt ist." Wir hatten noch hinzugefügt, „daß wir gar nicht erschrecken würden, wenn man uns schon jetzt sagte, nach funfzig oder hundert Jahren werde das Sanskrit auf den für die Ausbildung der philosophischen Gelehrtenklasse bestimmten Anstalten, eben so regelmäßig gelehrt und gelernt werden, wie gegenwärtig das Römische und das Griechische."

Wir führen dies Alles nur an, um zu zeigen, wie unschuldig wir zu der uns aufgelegten Büßung gekommen sind. Der, welcher sie uns auferlegt hat, sei ein Philologe, oder ein Stock-Philologe: immer war es, wie wir glauben, seine Pflicht, die von ihm übernommene Rolle eines Beichtigers dadurch zu rechtfertigen, daß er auf die Aufgabe einging, die wir, nicht ohne Absicht, an die Stock-Philologen gerichtet hatten; denn hierin, vorausgesetzt, daß

ihm die Lösung gelang, lag das sicherste Mittel, seinen Zeitgenossen zu zeigen, daß der ärgerliche Unterschied zwschen Philologen und Stock-Philologen, den der Herausgeber der Monatsschrift für Deutschland gemacht hatte, wenigstens in Beziehung auf ihn keine Realität enthielt. Doch jene Aufgabe scheint ihm nicht zugesagt zu haben; und was wir unumwunden eingestehen, ist, daß sie für Zähne, welche nur wurmstichige Nüsse zu knacken gewohnt sind, ein wenig zu stark war. Nun wohl! der Urheber des beregten Artikels im Archiv für Philologie und Pädagogik hat für gut gefunden, dem Beispiele katholischer Priester zu folgen, welche, ohne jemals auf ihr eigenes Inneres zurückzugehen, kraft einer angeblich göttlichen Autorität, nur mit der Besserung des Nebenmenschen beschäftigt sind, und diesen auf ihre freiwilligen Bekenntnisse willkürliche Büßungen auflegen. Was ist zu thun? Als guter Protestant würde ich mich selbst lächerlich finden, wenn ich auf das Geheiß des im Archiv für Philologie und Pädagogik Spektakel treibenden Herrn R . . ., mich in eine Beantwortung der von ihm aufgeworfenen Fragen einließe; da es mir aber scheint, als lasse sich in einer Beantwortung dieser Fragen allerlei Nützliches zur Sprache bringen: so will ich die an mich ergangene Aufforderung nicht zurückweisen und ohne weitere Vorrede zu Werke gehen.

Die erste Frage ist: „Welches sind die tausend anderen Wege, auf welchen formelle Bildung zu gewinnen ist?"

Unsere Antwort auf diese Frage ist:

Es giebt Ausdrücke, welche uralte Vorurtheile in sich schließen. Ein solcher Ausdruck ist: „formelle Bildung des Geistes." Was läßt sich dabei denken? Unstreitig soll da-

durch eine Bildung bezeichnet werden, welche der Natur des Geistes entspricht. Doch wer kennt diese? Etwa die Psychologen? Ist denn das, was sie ihre Wissenschaft nennen, noch mehr, als ein Aggregat von Sätzen, denen bloße Conjektur zum Grunde liegt? Kommt es darauf an, den Denkgesetzen nachzuhelfen, so dürfte es sich damit leicht eben so verhalten, wie mit allen Naturgesetzen, deren sich der Mensch nur dadurch bemächtigen kann, daß er sich ihnen unterwirft. Daß weder das tiefste Sprachstudium, noch die vertrauteste Bekanntschaft mit den Werken des Platon und des Aristoteles vor Paralogismen bewahren könne, ist selbst daraus abzunehmen, daß diese Bildungsmittel von dem menschlichen Geiste selbst herrühren, der, so oft er sein Gesetzgeber zu werden versuchte, nothwendig über die ihm gesetzten Gränzen hinausging.

Man kann also zuletzt nur über die Gläubigkeit, oder vielmehr über den Aberglauben der Philologen erstaunen, welche in dem ihnen verliehenen Mittel ein Universal-Dressur-Mittel des menschlichen Geistes gefunden zu haben wähnen.

Von den zehn Tausenden Derer, welche dieses Glaubens sind, hat vielleicht kein Einziger jemals darüber Betrachtungen angestellt, ob es Grundsätze der Grammatik giebt, welche ihrer positiven Vollziehung vorangehen — ob ein Sprachfehler, der ein malum in se ist, sich von einem malum prohibitum unterscheidet. Daß Jemand, der Latein oder Griechisch gelernt hat, seine Muttersprache besser verstehe, als einer, der sich nicht in diesem Falle befindet, kann eben so gut bestritten, als zugestanden werden. Alles wird darauf ankommen, wie weit er die Vergleichung ge-

trieben, d. h. zu welchen allgemeinen Regeln er sich erhoben hat. Nichts ist übrigens gewöhnlicher, als daß Personen, für welche die lateinische Grammatik so sehr zur Gefühlsweise geworden ist, daß sie in derselben taktfest (wie man es gewöhnlich ausdrückt) geworden sind, in der eigenen Muttersprache Schnitzer über Schnitzer machen; vorzüglich wenn es darauf ankommt, tropische Ausdrücke richtig anzuwenden. Man darf annehmen, daß es unter den vielen Schriftstellern Deutschlands nur sehr wenige giebt, die nicht wenigstens durch den Gymnasial-Unterricht gegangen sind und folglich die römischen Schriftsteller mehr oder weniger kennen gelernt haben. Werden sie jedoch dadurch verhindert, sich ganz falsch auszudrücken, wenn es darauf ankommt, einen Tropus durchzuführen? Was ist gewöhnlicher als der Ausdruck: „den Schleier lüften?" wiewohl man immer sagen sollte: den Schleier lüpfen, da lüpfen so viel heißt, als heben, lüften hingegen so viel, als an die Luft bringen, was für den in Rede stehenden Gegenstand gar keinen Sinn giebt. Auf gleiche Weise verhält es sich mit der Redensart: „wider den Stachel lecken." Der ganze Tropus ist unsinnig, weil keine Bestie wider den Stachel leckt. Das eigentliche Wort ist löcken, welches so viel bedeutet, als hinten ausschlagen (recalcitrare) und hergenommen ist von dem Stier, der auf der Tenne, oder vor dem Pfluge ausschlägt wider den Stachel, der ihn antreibt.

Falsche Ausdrücke dieser Art, von Gelehrten gebraucht, ließen sich in Menge anführen, wenn man sich die Mühe geben wollte sie namhaft zu machen. Sie beweisen aber, daß man durch das Studium der alten Sprachen sehr wohl verhindert werden kann, sich in der Muttersprache

richtig auszudrücken; nicht als ob das Studium der alten Sprache durch sich selbst diese Wirkung hervorbrächte, sondern weil man durch den Zeitaufwand, den sie erfordrrt, verhindert wird, der Muttersprache die Aufmerksamkeit zu schenken, welche sie vor allen andern Sprachen verdient, sofern sie das Mittel ist, wodurch ein gesellschaftliches Leben mit allem, was Geistesbildung genannt zu werden verdient, allein verwirklicht werden kann. Seit wann hat die deutsche Sprache sich zu dem ausgebildet, was sie in unseren Zeiten ist? Seit wann giebt es eine achtungswerthe deutsche Literatur? Erst seitdem man, wir sagen nicht aufgehört, wohl aber nachgelassen hat, in Deutschland lateinisch und griechisch zu schreiben; erst seitdem eine dürftige und höchst unvollkommene Wissenschnft von den Mönchsklöstern und den ihnen verwandten Instituten mitten in die Gesellschaft verpflanzt worden ist, wo sie sich allein großartig entwickeln konnte.

Stellt sich die Sache anders, wenn wir von dem grammatischen Studium der alten Sprachen abstrahiren, um zu dem Studium der vorzüglichsteu Schriftsteller der Römer- und Griechen-Welt überzugehen?

Es ist die Rede von formeller Bildung, welche aus diesem Studium für diejenigen entspringen soll, die sich damit befassen. Nun sind wir zwar weit entfernt von jeder Verachtung dieser Denkmäler einer längst vergangenen Zeit; wir sind, wie wir schon oben angedeutet haben, sogar der Meinung, daß das sorgfältigste Studium derselben innerhalb der vor uns angegebenen Schranken nie zum Stillstand gebracht werden dürfe. Allein folgt daraus, daß man es zu einem allgemeinen Erziehungsmittel erheben

müsse, so, daß Jeder, der davon unberührt geblieben ist, für ungebildet und wesentlich barbarisch gehalten werden muß? Wofür erzieht man? für die Zukunft, oder für die Vergangenheit? Ist das Letztere eine baare Absurdität — wozu kann alsdann die Nahrung nützen, welche dem Geiste durch die Vertrautheit mit den vorzüglichsten Schriftstellern des Alterthums zugeführt wird? Sind die Ideen eines Platon und Aristoteles, eines Cicero und Seneka, und welche andere vorzügliche Schriftsteller griechischer und römischer Nation man sonst noch nennen mag, wohl von einer solchen Beschaffenheit, daß sie zu dem Ideenkreise passen, in welchem sich jeder gebildete Mann des neunzehnten Jahrhunderts bewegt? Wenn sie aber nicht zu diesem Kreise passen, wie will er durch die eigene Kraft die Kluft ausfüllen, die ihn, den Bürger des neunzehnten Jahrhunderts, von Geistern trennt, welche zum Theil mehr als 2000 Jahre vor ihm gewaltet haben? Fült er diese Kluft nicht aus: so gehört er keinem Kulturgrade an.

Es sei uns erlaubt, in diesem Zusammenhange zu wiederholen, was ein brittischer Gelehrter über diesen Gegenstand, wie wir glauben, höchst richtig bemerkt hat.

Er sagt:

„Wie bereitwillig wir auch die Vortheile einräumen, welche von dem Studium der griechischen (und römischen) Sprache und Literatur hergeleitet werden können: so sind wir doch der Meinung, daß sie um einen allzu hohen Preis erworben werden. Namentlich glauben wir, daß 7 bis 8 Jahre von dem Leben eines Mannes, der in einem Alter von 22 bis 23 Jahren in das Geschäftsleben eintreten soll, ein allzu hoher Preis sind. Die sind schlechte

Wirthe,

Wirthe, welche nur auf die Vortrefflichkeit des Artikels sehen, in dessen Besitz sie zu kommen wünschen, und niemals nach den Kosten fragen. In dem vorliegenden Falle ist der Kostenpreis nur allzu oft das Ganze des unschätzbaren Theils der Zeit, während welcher ein Kapital geistigen Vermögens gesammelt, und der Grund zur Weisheit und Brauchbarkeit gelegt werden soll. Wer zweifelt daran, daß von den Klassikern viel zu lernen sei? Es ist eben so gewiß, daß viel Gold in Spanien zu finden ist. Daraus aber folgt keinesweges nothwendig, daß es weise sei, die spanischen Bergwerke zu bearbeiten. Vor der Entdekkungsreise Kolombs versah Spanien ganz Europa mit edlen Metallen. Diesen Zustand der Dinge veränderte die Entdeckung Amerika's. Es wurden neue Bergwerke entdeckt, aus welchen Gold in größerer Fülle und mit weniger Arbeit gewonnen werden konnte. Die alten Werke wurden also aufgegeben; denn es lag am Tage, daß Diejenigen, welche ihr Kapital fortdauernd auf dieselben anlegen wollten, sich zu Grunde richten würden. Auf gleiche Weise ist eine neue Welt von Literatur und Wissenschaft entdeckt worden. Offen liegen die Adern des geistigen Reichthums da. Doch ein sinnloses System von Vergütungen und Verboten zwingt uns, in dem dunkeln und beschwerlichen Schacht des Alterthums nach einigen glänzenden Körnern zu graben, anstatt in eine Region einzudringen, welche eine minder beschwerliche Forschung reichlicher belohnen würde... Wir wollen zugeben, daß die griechische Sprache schätzbarer sei, als die französische, die italiänische oder die spanische. Ob sie aber noch schätzbarer sei, als alle drei zusammengenommen, kann in Zweifel gezogen werden, und daß alle

drei in halb so viel Zeit erlernt werden können, als nöthig ist, das Griechische vollständig zu können, verträgt sich mit keinem Zweifel."

So weit der Engländer.

Zugegeben, daß man, um seine eigene Muttersprache gehörig handhaben zu lernen, sich auf das Studium einer fremden Sprache gelegt haben muß — worin soll er liegen, daß eine moderne Sprache dazu weniger tauglich sei, als eine alte? Die allgemeine Grammatik ist für alle Sprachen dieselbe; und sofern es hauptsächlich darauf ankommt, die Prinzipien dieser allgemeinen Grammatik aufzufassen, ist es vollkommen einerlei, in welcher Sprache man sich mit ihnen bekannt macht. Es giebt aber in unseren Zeiten sehr triftige Gründe, dem Studium der neueren Sprachen und Literaturen den Vorzug vor dem der alten zu geben. Mit dem letzteren bleiben wir vereinzelt. Nicht so mit dem erstern. Dieser bringt uns in einen geistigen Zusammenhang mit der ganzen zivilisirten Welt, wie sie nun einmal leibt und lebt; und was man ohne allen Umschweif sagen darf, ist, daß sich daran jede Art von Nützlichkeit knüpft.

Sofern uns also Herr R... auffordert, die tausend Wege zu nennen, auf welchen formelle Bildung gewonnen werden kann, nennen wir ihm zunächst die modernen Sprachen und Literaturen, so weit sie sich in den letzten drei bis vier Jahrhunderten ausgebildet haben. Ein um so annehmlicher Tausch, wie wir glauben, weil wir durch dies Studium nicht aus uns selbst gleichsam ausgetrieben werden und in demselben stets orientirt bleiben über das, was wir als Bürger einer gegebenen Zeit sind!

Von den Gegenständen des öffentlichen Unterrichts ist jedoch derjenige, welcher fremde Sprachen und Literaturen umfaßt, vielleicht der überflüssigste. Der natürliche und eben deßwegen auch der wesentliche Zweck der Schulen ist, die cives aevi futuri einzuweihen in die Verrichtungen, wodurch sie dereinst ihren Unterhalt und ihr ganzes gesellschaftliches Daseyn gewinnen sollen. Daß durch den Unterricht in den alten Sprachen dieser Zweck nicht erfüllt wird, liegt so sehr am Tage, daß es nicht die Mühe belohnt, darüber nur Ein Wort zu verlieren. Wer einigermaßen klar sieht, entdeckt sogleich, daß ein sehr großer Theil der Gebrechen, an welchen die Gesellschaft leidet, auf die Rechnung der zweckwidrigen Unterrichtsanstalten gesetzt werden muß, mit welchen man sich bis auf unsere Zeiten in dem guten Glauben beholfen hat, daß in ihrer Universal-Dressur irgend eine Kraft enthalten sei. Es bedarf für den Landwirth, für den Manufakturisten und für den Kaufmann sehr positiver Kenntnisse, wenn alle diese Klassen in ihrem Gewerbe gedeihen sollen. Die Erwerbung dieser Kenntnisse war bisher ihnen anheim gestellt, und die nothwendige Folge davon war, daß, über einen gewissen hergebrachten Mechanismus hinaus, sehr wenig geleistet wurde. Wie nun, wenn dies irgend einmal gänzlich aufhört? Wie, wenn der angehende Kaufmann, Manufakturist und Landwirth, theoretisch und praktisch in das Geschäft eingeleitet wird, dem er sich zu widmen gedenkt? Wie, wenn die Spezial-Schulen immer mehre werden? Wie, wenn in keiner derselben, außer dem Unterricht, welchen das zu ergreifende Fach nothwendig macht, eine Unterweisung vermißt wird, welche die Natur der menschlichen Gesellschaft

sowohl im Allgemeinen als im Besondern, zum Gegenstande hat? . . . Wir wagen, es gerade heraus zu sagen, daß, in unserer Anschauung, das ganze Unterrichts-System, so weit es sich bisher entwickelt hat, noch in der Kindheit ist, und daß, wenn es sich jemals darüber erheben soll, dies nur durch Spezial-Schulen geschehen kann, in welchen Dinge gelehrt werden, von denen sich die Philosophie der Philologen gar nichts träumen läßt, weil sie, gleich den Mönchen des Berges Athos, mit ihren Blicken nicht über die kleine Welt hinausgehen, die sie die ihrige zu nennen berechtigt sind. Glücklicherweise üben sie in dem gegenwärtigen Zusammenhange der Dinge eine so geringe Autorität, daß sie, die so gern für die Herrn der Geister gelten möchten, sich gefallen lassen müssen, von dem Strome fortgerissen zu werden, der auch ihnen die rechte Stelle anweisen wird . . .

Genug, und vielleicht schon zu viel, für die erste der uns vorgelegten Fragen.

Bei der zweiten werden wir weniger lange verweilen.

Sie lautet:

„Welches sind die ausgezeichneten Geister aller Jahrhunderte, die von der Kenntniß des Römischen und des Griechischen unberührt geblieben sind?"

Die volle Wahrheit zu gestehen: es hat uns befremdet, diese Frage von einem Philologen aufgeworfen zu sehen, der für noch mehr als für einen Stockphilologen gelten möchte.

Wie es scheint, müssen wir uns mit unserem Beichtiger vor allen Dingen über den Begriff von Auszeichnung und ausgezeichneten Geistern verständigen.

Wir verstehen darunter alle Diejenigen, die, es sei in welchem größeren oder kleineren Wirkungskreise es wolle, so auf die Gesellschaft eingewirkt haben, daß ihnen die unzweideutigste Aufmerksamkeit und Achtung nicht bloß ihrer Zeitgenossen, sondern auch ihrer Nachwelt zu Theil geworden ist. Läßt sich nun wohl mit einem Schein von Wahrheit behaupten, daß zu einem solchen Einwirken die gründliche Kenntniß des Römischen und des Griechischen conditio sine qua non sei? Wie schlecht würde es um die Gesellschaft stehen, wenn dies der Fall wäre! Wir geben bereitwillig zu, daß selbst im Fache der Philologie, wenn man darunter auch nur die spezielle oder sehr genaue Kenntniß der römischen und griechischen Sprachen und Literaturen begreift, einzelne Geister sich ausgezeichnet haben; wir könnten, ohne uns lange zu besinnen, deren ein Dutzend nennen, an deren Spitze Bentley stehen würde. Allein, wie gering ist ihre Zahl in Vergleich mit der Zahl Derer, die, ohne jemals das Römische und Griechische gelernt zu haben, durch ihre Verdienste um die Gesellschaft unsterblich geworden sind! In der That, ihr Name ist Legio, und es verräth die höchste Unbekanntschaft mit dem Inhalt der Geschichte, wenn man Bedenken trägt, dies einzugestehen. Was wußte (um nur einige Namen zu nennen) Kolumbus vom Römischen und Griechischen? Was die portugiesischen Helden, welche den Weg nach Ostindien um die Südspitze Afrika's fanden? Wir sagen nichts von dem ersten Erfinder des Blitzableiters, dem es ewig zur Ehre gereichen wird, daß man ihm, der zugleich Buchdrucker und Staatsmann war, ohne jemals Griechisch oder Römisch gelernt zu haben, die Grabschrift setzte: fulmen eripuit

coelo sceptrumque tyrannis. Wir sagen eben so wenig etwas von den Erfindern der Dampfschifffahrt und der Gaserleuchtung; denn von Geistern dieser Art versteht es sich gewissermaßen von selbst, daß sie in Beziehung auf das Römische und Griechische Barbaren gewesen sind. Doch, wie viel höchst achtungswerthe Schriftsteller giebt es, welche das, wodurch sie sich der Nachwelt empfohlen haben, weder den Griechen noch den Römern verdanken! Bacon von Verulam, obgleich dem sechzehnten Jahrhundert angehörig, wo das Studium des Römischen sehr verbreitet war, hat sein unsterbliches Organon, das den Geistern eine ganz neue Richtung gab, nicht in der römischen, sondern in der englischen Sprache gedacht und geschrieben; und wenn dies Hauptwerk neuerer Philosophie später ins Lateinische übersetzt worden ist, so kann dies zwar zur Verbreitung seines Inhalts, keinesweges aber zur Hervorbringung desselben beigetragen haben. Unter den Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts nimmt Voltaire einen beneidenswerthen Platz ein. Verdankt er diesen seiner gründlichen Kenntniß des Römischen und Griechischen? Man hat keine Ursache, diese Voraussetzung zu machen. Von Friedrich dem Zweiten ist bekannt, daß er durch die Strenge seines Vaters verhindert wurde, über mensa hinauszugehen; hierin blieb also seine Kenntniß des Römischen abgeschlossen. War er deßwegen weniger großer König, großer Feldherr und selbst großer Schriftsteller? In Wahrheit, wir schämen uns, den Katalog ausgezeichneter Geister, die von der Kenntniß des Römischen und Griechischen unberührt geblieben sind, noch weiter zu führen; er ist für alle, die irgend eine richtige Anschauung von Personenwerth haben, unendlich; denn

er umfaßt alle Diejenigen, die auf irgend eine Weise der Gesellschaft vorzüglich nützlich geworden sind, ohne selbst einen Peter Kamper auszuschließen wegen des höchst einfachen Gedankens, daß man, um Leichdorne und Verunstaltungen zu vermeiden, den Schuh nach dem Fuß, der ihn tragen soll, schneiden müsse.

Nach der dritten Frage soll ich mich darüber erklären, für welche Klasse von Geistern die Schulen in meiner Anschauung vorhanden sind? für die Mehrzahl, oder für die Minderzahl? für die ausgezeichneten Geister, oder für die mittelmäßigen. Die ganze Frage ist, wenn ihr Urheber überall dabei etwas deutlich gedacht hat, ein wenig sophistisch. Dies soll uns jedoch nicht abhalten, sie auf eine sehr einfache Weise zu beantworten. Wir sagen also: die Schulen sind für alle Geistesarten vorhanden, und was den von uns anerkannten Unterschied zwischen den ausgezeichneten und den mittelmäßigen Geistern betrifft, so wird er sich am leichtesten durch die beste Unterrichtsmethode ausgleichen. Da übrigens nicht alle Schüler dasselbe lernen sollen, weil dies auf bloßen Zeitverlust hinauslaufen würde, sobald von etwas mehr als von einer Erwerbung der sogenannten Elementar-Fertigkeiten die Rede ist: so kommt es ausschließend darauf an, dem gesellschaftlichen Bedürfniß durch Errichtung von Spezial-Schulen zu genügen, in welchen gerade das gelehrt und gelernt wird, was die künftige Bestimmung des Schülers als vorzüglich nützlich voraussetzt.

Was, nach einer solchen Einrichtung des öffentlichen Unterrichts, das Genie des Einzelnen leisten wird, kann man geduldig abwarten. Mit der bisherigen Einrichtung

war allzu viel Zeit- und Kraftverlust verbunden, als daß man nicht Ursache hätte, zu glauben, die wahre Geistesthätigkeit sei bei weitem mehr unterdrückt als gehoben worden; zum wenigsten mußte dies bei allen Denen der Fall seyn, welche nicht durch besondere Neigung zu dem, was nun einmal die Lieblingsbeschäftigung ihrer Lehrer ausmachte, hingetrieben wurden. Ueberhaupt haben wir in dem befehdeten Aufsatz auf nichts weiter gedrungen, als daß man doch endlich aufhören möge, die Gesellschaft, mit den so sehr verschiedenen Tendenzen ihrer Glieder, als nur für die sogenannten Gelehrtenschulen, in welchen der Unterricht im Römischen und Griechischen die Hauptsache ist, vorhanden zu betrachten; und ob wir gleich eingestehen, daß die Nicht-Anerkennung eines Universal-Verdienstes des Gymnasial-Unterrichts eine notorische Ketzerei in sich schließt, so können wir doch nicht glauben, dadurch den Scheiterhaufen in einer Zeit verdient zu haben, wo diese unsere Ueberzeugung so viele Stimmen für sich hat.

Die vierte Frage endlich ist:

„Welche Gegend in Europa bietet der männlichen Jugend die Gelegenheit dar, sich durch das Leben selbst geistig zu bilden? Wenn es keine solche giebt, welches Moment hat Herr B. von den Griechen hergenommen? Und warum unterdrückt er das seine Meinung entkräftende Beispiel der Römer?“

Es ist nicht leicht, den ungleichartigen Sätzen, aus welchen diese Frage besteht, einen Sinn abzugewinnen, wodurch eine positive Antwort möglich wird.

Unstreitig hat der Urheber der Frage sagen wollen:

„Warum, da von den neueren Staaten Europa's kein

einziger der männlichen Jugend Gelegenheit darbietet, sich durch das Leben selbst geistig zu bilden — da Griechenland in dieser Beziehung eine merkwürdige Ausnahme gemacht hat, deren Früchte noch immer nicht vergessen sind — da endlich die römische Literatur beweiset, welche Vortheile sich von einer weisen Benutzung dieser Früchte einernten lassen: warum das Einzige zurückweisen, was eine geistige Bildung gewähren kann?"

Interpretiren wir falsch, so wird unsere Antwort nicht passen. Indeß versichern wir, daß es uns unmöglich gewesen ist, einen andern Sinn in der aufgeworfenen Frage zu finden; und wie passend oder unpassend unsere Antwort auch ausfallen möge, so wird sie doch sehr wichtige Thatsachen enthalten.

Wir halten es zunächst für eine durchaus falsche Ansicht, daß die modernen Staaten Europa's der männlichen Jugend keine Gelegenheit darbieten, sich durch das Leben selbst geistig zu bilden. Diese Gelegenheit ist nicht bloß in den Schulen, sondern auch in allen den Einrichtungen dargeboten, welche bestimmt sind den geistigen Gesichtskreis zu erweitern. Dahin gehört, vor Allem, ein Buchhandel, wie das Alterthum ihn nie gekannt hat. Nichts zu sagen von dem geistigen Leben, das sich in der brittischen, französischen und italiänischen Literatur offenbart: beweiset nicht jeder Meßkatalog, daß Deutschland Jahr aus Jahr ein, mehr Schriftsteller aufzuweisen hat, als der atheniſche Staat freie Bürger zählte, und giebt es wohl für das geistige Leben und dessen Bildung einen auffallenderen Beweis als dieser ist?

Geistige Bildung! Wo könnte sie ganz fehlen? Es

kommt dabei immer nur auf ein Plus und ein Minus an; denn finden muß sie sich allenthalben, wo ein Menschenstaat angetroffen wird. Will man geltend machen, daß sie in Griechenland, und namentlich in Athen, vorzüglich zu Hause gehört habe, so widersprechen Hauptthatsachen. Dahin gehört, daß man mit der geistigen Bildung nicht über das Maß hinausgehen durfte, das ein kurzsichtiger Demos mit weit ärgerer Tyrannei vorschrieb, als ein Zensor des heutigen Italiens. Bekanntlich mußte Sokrates den Giftbecher trinken, weil er kein gläubiger Polytheist war; bekanntlich wurden die achtungswerthesten und einsichtsvollsten Bürger verbannt, weil sie mit ihren Aeusserungen gegen die Vorurtheile und Wahnbegriffe des großen Haufens anrannten. Die Schriftstellerei war und blieb eine Privatbeschäftigung, an welche man nur seine vertrautesten Freunde Theil nehmen ließ. Die Jugend mochte lesen und schreiben lernen: im Uebrigen wuchs sie sehr wild auf; denn, wenn in den Schriften der Alten von Schülern die Rede ist, so ist bei dieser Benennung nur an mehr oder weniger gemachte Männer zu denken, die ihren geistigen Horizont im Umgange mit einem Sokrates, Platon und Aristoteles zu erweitern strebten. Die Schriftstellerei war bei den Griechen freilich nicht Gewerbe, wie in unseren Tagen; allein ist deßwegen alles, was in den Werken der besten griechischen Schriftsteller vorkommt, gediegenes Gold? Täuschen wir uns nicht, selbst durch die Anstrengungen, welche wir machen müssen, um hinter das Geheimniß ganz alltäglicher Gedanken zu kommen? Und läßt sich nicht annehmen, daß die Bewunderung auf Seiten der Griechen seyn würde,

wenn unsere Literatur von ihnen eben so durchdrungen werden könnte, wie die ihrige von uns?

Die römische Literatur soll zu Beweise dienen, daß die Horazische Vorschrift,

. . . Vos exemplaria graeca
Nocturna versate manu, versate diurna

ewige Gültigkeit zu haben verdiene. Nun wohl! wir haben nichts gegen dies Urtheil, sofern es von einem jungen Gelehrten herrührt, der Exerzitia zu korrigiren hat, und von allem, was moderne Literatur heißt, unberührt geblieben ist. Anders stellt sich die Sache in dem Urtheil eines im Alter vorgeschrittenen Gelehrten, der außer der alten Literatur auch die Schätze der neueren kennen gelernt hat. Ein Engländer, dessen gebildeter Geschmack noch nie in Zweifel gezogen worden ist, sagt:

„Roms Literatur kam alt zur Welt. Sie hatte alle Zeichen der Alterschwäche, als sie noch in der Wiege lag. Vergeblich forschen wir nach dem süßen Gelispel und der anmuthsvollen Wildheit eines jugendlichen Dialekts. Eben so vergeblich sehen wir uns um nach einem einzigen schöpferischen Geiste — nach einem Homer, einem Dante, einem Schakespear, oder einem Cervantes. Statt ihrer stoßen wir auf Autoren der vierten und fünften Klasse, auf Uebersetzer und Nachahmer ohne Ende. Das reiche Erbe griechischer Philosophie und Poesie war verderblich für die Römer. Sie würden mehr Reichthum erworben haben, wenn sie weniger ererbt hätten. Anstatt neue geistige Schätze anzuhäufen, begnügten sie sich damit, die, welche ihnen vermacht waren, zu verbrauchen, sie in neue Gestalten umzubilden, oder durch unüberlegte Behandlung zu ver-

mindern. Daher findet man in ihren Werken kaum irgend etwas Eigenthümliches, kaum irgend eine Originalität in den Gedanken, kaum irgend eine Eigenheit des Styls. Ihre Poesie schmeckt nach dem Treibhause. Sie ist aus Griechenland verpflanzt und die Erde des Pindus klebt noch an ihren Wurzeln; in sorgfältiger Absonderung von der italiänischen Luft ist sie genährt. Der Gärtner zeigt sich bisweilen geschickt; aber die Frucht ist beinahe immer welk. Nur Eine kühne stachlichte Staude von echtem lateinischen Gewächs verdient eine Ausnahme zu machen: Satyre war das einzige echte Produkt römischen Talents; und nach unserem bei weitem das beste." *)

Wir wollen kein Geheimniß daraus machen, daß wir über die römische Literatur nicht vortheilhafter urtheilen, als dieser Engländer, und zugleich bekennen, daß, in unserer Anschauung, alles krank und schwächlich ist, was aus bloßer Nachahmung hervorgeht. Nicht nachahmen sollen wir also die Erzeugnisse des griechischen und des römischen Geistes; wohl aber sie als ein Fundament benutzen, worauf wir weiter bauen und uns zu Ideen erheben können, welche den Unterschied, den zwei Jahrtausende in der Entwicklung des menschlichen Geschlechts bewirkt haben, zugleich beurkunden und rechtfertigen.

Zum Schluß wünschen wir, daß das Archiv für Philologie und Pädagogik tüchtigere Mitarbeiter finden möge, als Herr R . . . uns zu seyn scheint. Er stellt seine

*) Siehe Edinburgh Review No. LXXXVI.

Fragen schlecht, und die Bemerkungen, womit er diese Fragen begleitet, sind sämmtlich von einer solchen Beschaffenheit, daß man nicht darauf eingehen kann, ohne, wie er, zu divagiren. Die Hauptsache hat er gar nicht gefaßt. Diese ist in der Frage enthalten: „Welche Unterweisung, sowohl der Materie als der Form nach, würde die, den gegenwärtigen Bedürfnissen der Gesellschaft entsprechendste seyn?“ Diese Frage nun soll gar nicht durch einen Philologen von Profession beantwortet werden; denn wozu könnte dies nutzen, da der Philolog von Profession immer für das streiten wird, was er seine Wissenschaft nennt? Ihre Beantwortung fällt nothwendig Denjenigen anheim, welche die höchst mannichfaltigen Bedürfnisse der Gesellschaft zu einem besondern Studium erhoben haben, und vermöge desselben anzugeben wissen, welche Art von Kenntniß den verschiedenen Klassen der Gesellschaft am meisten zusagt. Daß Herr R . . . diesen Gesichtspunkt nicht gefaßt hat, beweiset seine Ausforderung, der es gänzlich an innern Zusammenhang fehlt. Das Hauptgebrechen der Gymnasien besteht, unserer Anschauung nach, gerade darin, daß sie den Unterricht in den sogenannten Realien mit dem Unterricht in den alten und neuen Sprachen vereinigen wollen. Die Folge davon kann keine andere seyn, als daß der jugendliche Geist, mit allzu vielen Gegenständen bestürmt, keinem derselben die nöthige Aufmerksamkeit zuwendet und wesentlich ungebildet bleibt. Bereitwillig geben wir zu, daß jeder einzelne Lehrer an diesem Ergebniß ganz vollkommen unschuldig ist; allein es ist auch gar nicht der Geschicklichkeits-Grad der Lehrer,

was wir anklagen, wohl aber die Organisation der Gymnasien in Ansehung der Lehrgegenstände: eine Organisation, die, unseren Vermuthungen zufolge, im Verlauf der Zeit je mehr und mehr zu einem monstrum horrendum ingens werden wird, dessen Verderblichkeit nur durch Errichtung von Spezial-Schulen beseitigt werden kann.

Ueber die revolutionären Bewegungen im mittleren Deutschland.

Kein Nachtheil ist so groß, daß sich daran nicht irgend ein Vortheil knüpfen sollte.

Deutschland, dessen ganze Fläche 11,600 Geviertmeilen enthält, auf welchen mehr als dreißig Millionen Menschen leben, sondert sich bekanntlich in 38 Souveränetäten sehr verschiedener Größe, unter welchen einige so klein sind, daß ihr Gebietsumfang nur vier bis zehn Geviertmeilen beträgt. Die natürliche Folge dieser Zerrissenheit ist freilich eine auffallende politische Schwäche, die, so oft es starke Anstrengungen gilt, fühlbar zu werden nicht verfehlen kann; allein eben diese Zerrissenheit gewährte zu allen Zeiten den großen Vortheil, daß, was auch in den einzelnen Abtheilungen Deutschlands vorgehen mochte, daraus nie eine, das Ganze Deutschlands umfassende Umwälzung hervorgehen konnte, indeß durch die allgemeine Verfassung des Reichs dafür gesorgt war, daß parziellen Unbilden ohne große Mühe Einhalt geschehen konnte. Selbst der Bauernkrieg, der die Reformation begleitete, ward nicht allgemein, wie groß auch die Aufforderung dazu seyn mochte; und wenn der dreißigjährige Krieg eine Ausnahme macht, so läßt sich die letzte Ursache dieser Erscheinung nur darin finden, daß es in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahr-

hunderts auf nichts Geringeres ankam, als Deutschlands Vielherrschaft auszutilgen, und an die Stelle derselben eine Monarchie nach dem Muster der französischen oder spanischen zu bringen: ein Unternehmen, das schon deßhalb scheitern mußte, weil es von einem Punkte ausging, der weder aufgegeben, noch jemals deutscher Mittelpunkt werden konnte . . .

Alle, seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschlands gesellschaftlichem Zustande vorgegangenen Veränderungen haben nur Eine Quelle, und diese ist die französische Revolution in ihren verschiedenen Phasen. Durch den Reichs-Deputations-Rezeß wurde zuerst jenes Verhältniß aufgehoben, worin geistliche und weltliche Macht bis zum Eintritt des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland zu einander gestanden hatten. Dieser Reichs-Deputations-Rezeß war in sich selbst die Vollendung dessen, was die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts bezweckt hatte. Der Säkularisirung der Reichsstifter folgte die Mädiatisirung des Reichs-Adels: ein sehr wesentlicher Schritt zur Einführung dessen, was, zwei Jahre darauf, Souveränetät der deutschen Fürsten genannt wurde. Noch fehlten höhere Titel. Sie flossen aus der Kaiserwürde ab, welche Napoleon am Schlusse des Jahres 1804 auf eine feierliche Weise annahm, als er sich zu Paris von Pius dem Siebenten salben ließ. Nach dem verhängnißvollen Kriege von 1805 wurde der Königstitel den Kurfürsten von Baiern und von Würtemberg zu Theil. Alles, was jemals deutsche Reichs-Verfassung gewesen war, hatte in diesem Titel seine Endschaft gefunden. An ihre Stelle trat der Rheinbund, mit Beziehungen,

die man bis dahin nicht für möglich gehalten hatte. Diese wurden vervollständigt durch den erzwungenen Krieg mit Preußen: nach der Schlacht bei Jena, erhielten die Deutschen in dem Kurfürsten von Sachsen einen dritten König, und nach dem Frieden von Tilsit kam in dem Bruder des französischen Kaisers noch ein vierter König hinzu, dessen Reich aus konfiszirten Fürstenthümern zusammen gesetzt wurde. Der Zweck aller dieser Veränderungen war kein anderer, als sich den Rücken für Unternehmungen gegen die pyrenäische Halbinsel zu sichern; denn Deutschlands Könige, Großherzoge, Herzoge und Fürsten hatten fortan keine andere Bestimmung, als die zur Sicherung des sogenannten Föderativ-Systems erforderlichen Streitkräfte in Bereitschaft zu halten.

Wie dies Verfahren geendigt haben würde, wenn nicht im Jahre 1812 eine vom Schicksal herbeigeführte Gegenumwälzung eingetreten wäre, ist unschwer zu bestimmen; denn wie hätte es wohl anders endigen mögen, als mit einer jährlich zunehmenden Austilgung der deutschen Vielherrschaft? Die Unfälle in Rußland während des eben genannten Jahres, wie die noch größeren Unfälle in Deutschland während des nächstfolgenden, ließen, nach der Völkerschlacht bei Leipzig, dem verwegenen Reformator der europäischen Welt keine andere Wahl, als Deutschland seinem Geschick zu überlassen und nach Frankreich zurück zu gehen. In größerer Allgemeinheit, als jemals, schlossen sich Deutschland's Fürsten den Besiegern Napoleon Bonaparte's an, und unter ihrem Beistande wurde im Jahre 1814 durch die Eroberung von Paris die Gegenumwälzung beendigt und Asträa's Reich für einen Augenblick zurückgeführt.

Von jetzt an war die zu lösende Aufgabe: „wie viel läßt sich von der alten Reichsverfassung retten"? Der Wiener Kongreß unterzog sich dieser Lösung; und die erste Entdeckung, welche er machte, war, daß ein aufgelöstes politisches Gebäude sich nicht wiederherstellen läßt. Die Zurückführung eines Wahlkaisers war eben so unmöglich, als die des Reichstages, des Reichskammergerichtes und des Reichshofgerichtes. Die Ursache lag in den durchaus veränderten Verhältnissen, welche Titel und Berechtigungen in sich schlossen, die sich mit keinem Widerstande vertrugen. Es blieb also, wenn Deutschland nicht in ein gesellschaftliches Chaos verwandelt werden sollte, schwerlich etwas anderes übrig, als ihm gerade die Verfassung zu geben, welche den Inhalt der deutschen Bundes-Akte vom 8. Juni 1815 und der Wiener Schluß-Akte vom 15. Mai 1820 ausmacht: eine Verfassung, welche durch frühere Begebenheiten vorbereitet war und in den Begebenheiten der ersten zwanzig Jahre unseres Jahrhunderts nur ihre Vollendung erhielt.

Der Hauptgedanke in dieser neuen Schöpfung war, daß der deutsche Bund als ein Verein selbstständiger, unter sich unabhängiger Staaten, mit wechselseitigen gleichen Vertrags-Rechten und Vertrags-Obliegenheiten bestehen, und nur in seinen äußeren Verhältnissen als eine in politischer Einheit verbundene Gesammt-Macht betrachtet werden sollte. Wie verschieden die einzelnen Souveräne also auch in quantitativer Hinsicht seyn mochten; in ihrer qualitativen Beschaffenheit sollten sie einander durchaus gleich seyn.

Diese Anordnung konnte für das mittlere Deutschland

am wenigsten ohne Folgen bleiben, weil hier die Souveränetät sich am meisten getheilt hatte. Nicht weniger als 18 Souveräne (die von freien Städten hinzu gerechnet) theilten sich hier in eine Bevölkerung von fünf bis sechs Millionen; und sofern jeder von ihnen kein anderes Ziel verfolgte, als sich mit der ihm zu Theil gewordenen Bevölkerung auf's Höchste auszubringen, konnte es schwerlich fehlen, daß Kollisionsfälle aller Art entstanden, welche, auf eine unvermeidliche Weise, mancherlei Nachtheile für die Unterthanen herbeiführten. Nur die Einsicht und das größere oder geringere Wohlwollen der einzelnen Souveräne und ihrer ersten Werkzeuge, konnte in der Regierung des mittleren Deutschlands einen Unterschied bilden; verschlagen aber konnte dieser Unterschied immer nur sehr wenig, weil Gebrechen, die auf Rechnung der Dinge gesetzt werden müssen, von Personen zwar gemildert, aber nicht aufgehoben werden können.

Wir glauben hierdurch den allgemeinsten Aufschluß über die Bewegungen gegeben zu haben, die in den letzten Monaten im mittleren Deutschland vorgegangen sind. Man würde zu weit gehen, wenn man die Braunschweiger, die Hessen und die Sachsen zu einer Rechtfertigung ihres Verfahrens nöthigen wollte; sie sind außer Stande, sich so vollkommen zu rechtfertigen, daß sich nichts dagegen einwenden ließe. Allein mit politischen Krankheiten verhält es sich in der Regel nicht anders, als mit denjenigen, für welche es eine besondere Wissenschaft giebt, die von den Aerzten ausgeübt wird: man ist deswegen nicht weniger krank, weil man die Ursache des Uebelbefindens nicht kennt und weil selbst der Arzt sie nicht zu entdecken versteht; den

lästigen Zustand zu verändern, thut man was man kann, sogar auf die Gefahr, ihn zu verschlimmern, was nur allzu häufig der Fall ist.

Bleiben wir einen Augenblick bei dem stehen, was sich in Braunschweig zugetragen hat.

Dies Herzogthum war, seit dem Tode des in der Schlacht bei Quatre-Bras gebliebenen Herzogs Friedrich Wilhelm, auf eine anerkannt musterhafte Weise verwaltet worden, als der Herzog Karl, in einem Alter von etwa achtzehn Jahren, die Regierung übernahm. Der neue Herzog lebte nur im Gefühl seiner Vorrechte; und wenn er die ihm gesetzten, von ganz Deutschland gebilligten Schranken verschmähte, so läßt sich dazu schwerlich ein anderer Grund auffinden, als seine Unerfahrenheit und Jugend. In einem Staat, dessen ganze Bevölkerung nur 235,000 Seelen beträgt, die Rolle eines Ludwig des Vierzehnten durchführen zu wollen, war indeß ein Gedanke, der sich von keiner Seite vertheidigen ließ. Wenn nun der junge Herzog ihn gleichwohl festhielt, und darin von seinen Vertrauten bestärkt wurde: so weiß man nicht, was man dabei am meisten beklagen soll, ob jenes uralte Gesetz, nach welchem ein Achtzehnjähriger über das Wohl und Weh von Hunderttausenden entscheiden darf, oder die Ordnung der Dinge, welche sich mit der Fortdauer eines Staats von 235,000 Seelen verträgt. Sieben Jahre hindurch duldeten die Braunschweiger eine willkührliche und schonungslose Behandlung, die unter andern auch das mit sich brachte, daß das Produkt ihrer Arbeit ohne alle Entschädigung, ja, zu ihrem unverkennbarsten Nachtheil, nach der Hauptstadt

Frankreichs, dem freigewählten Aufenthaltsort ihres Fürsten, versetzt wurde.

Als endlich der Herzog Karl durch eine der merkwürdigsten Umwälzungen, die es je gegeben hat, aus Paris nach Braunschweig zurückgeschleudert wurde, und das Mißtrauen, womit seine Unterthanen ihn empfingen, Veranlassung zu noch größerem Zwiespalt gab: da traten den 6ten und 7ten September d. J. jene Kämpfe ein, welche dem Herzog keine andere Wahl ließen, als sich von seinen Unterthanen zu trennen und in England einen Zufluchtsort zu suchen. Lieset man, was in der Schrift: „Der Aufstand der Braunschweiger am 6ten und 7ten September, seine Veranlassung und seine nächsten Folgen,“ mit eben so viel Schonung als Wahrheitsliebe über den ganzen Hergang ausgesagt ist: so bleibt es keinen Augenblick zweifelhaft, daß die Umwälzung, deren Opfer der Herzog wurde, von ihm selbst herbeigeführt und sogar erzwungen war. Was wollten die Braunschweiger? Nichts mehr und nichts weniger, als was jede Gesellschaft will: Sicherheit für ihre Thätigkeits-Zwecke. Gewährte der Herzog diese Sicherheit? Keinesweges! Denn er wollte die Thätigkeit seiner Unterthanen nur zu seinem individuellen Vortheil benutzen, d. h. sie aufs Höchste mißbrauchen. Sein Verhältniß zu den Braunschweigern endigte also, wie jedes Verhältniß endigen muß, dem es an Gegenseitigkeit fehlt, und der Wahrheitssinn gebietet, anzuerkennen, daß er nicht so sehr vertrieben ist, als er sich selbst vertrieben hat.

Man darf demnach behaupten, daß, wenn das, was im Herzogthum Braunschweig geschehen ist, nicht in dem Zusammenhang, worin es wirklich erfolgt ist, geschehen wäre,

es dennoch nicht hätte ausbleiben können; die Individualität des Herzogs Karl hat dabei alles zu verantworten, und ein treues, zum Gehorsam, wie zur Liebe gegen den Landesherrn geneigtes Volk ist dabei so sehr außer aller Verantwortung, daß man es sogar als den Retter des Herzogthums betrachten muß.

Anders verhält es sich mit den Bewegungen, welche im Kurfürstenthum Hessen und im Königreich Sachsen Statt gefunden haben.

Alle Dokumente, welche über die Bewegungen im Kurfürstenthum Hessen in unsere Hände gerathen sind, beweisen auf eine unwidersprechliche Art, daß, in Folge falscher Regierungs-Maßregeln, in diesem Fürstenthum ein Nothstand eingetreten war, der schleunige Abhülfe nothwendig machte. Die Bürger der Stadt Kassel rechtfertigen ihre Vorstellung an Se. Königliche Hoheit durch nachfolgende Argumente.

„Die, durch fälschlich verbreitete Gerüchte in der gegenwärtigen nahrungslosen, so allgemein bewegten Zeit noch vermehrte Aufregung aller Gemüther, erweckte unsere Besorgniß für die Erhaltung der Ruhe und Ordnung, welche stets unser eifrigstes Bestreben war und auch künftig seyn wird. Allein wir konnten uns selbst nicht verhehlen, daß die Noth, welche unser geliebtes Vaterland drückt, den höchsten Gipfel erreicht habe . . . Die Liebe zu unserm Vaterlande und die Treue, welche das hessische Volk seinem Fürstenhause stets bewiesen hat, sind das über jedes Mißgeschick erhabene, unzerstörliche Band, welches uns mit unserm angeborenen Fürsten vereinigt. Darum erheben wir unsere Blicke mit inniger Anhänglichkeit und mit festem

Vertrauen zu Eurer Königlichen Hoheit ... Lasten, welche bei dem täglich zunehmenden Mangel an Erwerb unerträglich schienen, sind von uns ertragen worden. Viele unserer rechtlichen Mitbürger sind verarmt; andere sehen den Untergang ihres Wohlstandes vor Augen und der kreditlose Landmann ist der Verzweiflung nahe ... Möchten sich Eure Königliche Hoheit weder durch den zufälligen Wohlstand Einiger unter uns, noch durch die irrigen Ansichten derer, welchen der wahre Zustand des Volks vielleicht stets unbekannt geblieben ist, täuschen lassen! Er erregt, wir versichern es Eurer Königlichen Hoheit bei Gott, dem Beherrscher aller Fürsten und Völker, wohl zu beachtende Besorgnisse, deren gänzliche Beseitigung Allerhöchstdieselben, unseres ehrfurchtvollen Erachtens, am sichersten, ja einzig und allein, durch Zusammenberufung der seit 14 Jahren nicht versammelten Stände bewirken können ... Versammle also Eure Königliche Hoheit Ihre Stände, um sich als Vater mit ihren Kindern zu berathen, wie uns in unserer Noth zu helfen sei; das Vertrauen auf die Liebe unseres angebornen Fürsten und die daraus entspringende innige Verehrung Eurer Königlichen Hoheit, gewähren uns den einzigen Trost in dieser allgemeinen Noth; und anderen Theils glauben wir, Allerhöchstdenenselben durch diese ehrfurchtsvolle Bitte, für unsere, dem Kurfürstlichen Hause auf ewige Zeiten gelobte Treue die beste Bürgschaft zu geben. Denn dem guten Regenten liegt für sich und seine entfernte Nachkommenschaft daran, daß er den schönen Namen „Vater des Vaterlandes" nicht mit sich in die Grube nehme, sondern auf seine Kinder und Kindeskinder fortvererbe u. s. w."

Der Erfolg dieses, von 1400 Bürgern und Einwohnern der Stadt Cassel unterzeichneten, und am 15. September von einer Deputation der Bürger übergegebenen Gesuchs ist bekannt: Se. Königliche Hoheit der Kurfürst hat sich entschlossen, die von seinem Vater scheinbar für ewige Zeiten zurückgesetzten Stände einzuberufen, die ganze hessische Staatsschuld auf sich zu nehmen und eine Verfassungs-Urkunde entwerfen zu lassen, die gegenwärtig von den Ständen berathen wird.

Weiter unten werden wir auseinander setzen, was nothwendig hinzu kommen muß, wenn die frommen Wünsche der Bewohner des Kurfürstenthums Hessen in Erfüllung gehen sollen.

Wir kommen jetzt zu den Bewegungen im Königreich Sachsen.

Wenn irgend ein deutscher Staat vor revolutionären Bewegungen bewahrt zu seyn schien, so war dies das Königreich Sachsen. Es hatte das, worin die Hessen ihre Rettung suchen: eine Ständeversammlung, welche regelmäßig zusammentrat, um das Wohl des Landes zu berathen. An der Spitze des Ganzen stand, und steht noch gegenwärtig, ein hochbejahrter König, dessen Erfahrung und religiöse Denkweise Vertrauen und Achtung in gleichem Maße einflößten. Das Ministerium galt für erleuchtet und auf die Wohlfahrt des Landes bedacht. Wie nun war es möglich, daß mit so viel konstitutionellen Vorzügen solche Auftritte erfolgen konnten, wie die, welche in der Hauptstadt, zu Leipzig und zu Chemnitz Statt gefunden haben? wie war dies möglich mit einem Volke, das, wenn von Ergebenheit gegen das angestammte Fürstenhaus, von Vaterlandsliebe,

von Achtung für bestehende Gesetze u. s. w. die Rede ist, jedem andern bisher den Rang streitig gemacht hat? Man hat den Umstand geltend gemacht, daß der Verfassung des Königreichs Sachsen der Charakter der Oeffentlichkeit gefehlt und daß die Einwirkung der Regierung auf bloßen Kanzleiformen beruht habe. Dieser Umstand erklärt jedoch sehr wenig; denn mit den ganz entgegengesetzten Eigenschaften hat die französische Regierung Karls des Zehnten nicht vermocht, eine Umwälzung von Frankreich abzuhalten. Auch ohne den Charakter der Oeffentlichkeit zur Schau zu tragen, konnte also die sächsische Regierung bessere Verhältnisse in Gang bringen. Was in aller Welt verhinderte sie, auf die Auflösung des Frohn- und des Gesinde-Zwanges auf den Rittergütern hinzuwirken? Was hielt sie zurück, dem Beispiele zu folgen, das Preußen ihr in Hinsicht der Behandlung der Gewerbe, des Handels und so vieler andern Gegenstände, zu welchen, vor allem, die Städte-Ordnung gezählt werden muß, gegeben hatte? Wie konnte sie glauben, daß bei so einer nahen Berührung, wie die, worin das Königreich Sachsen mit Preußen steht, das Beispiel keine ansteckende Kraft offenbaren werde? Man muß es sagen, weil die Erfahrung aller Zeiten dafür spricht: welchen Werth die Stabilität auch in anderer Hinsicht haben möge; wird sie so weit getrieben, daß man mit ihr einer nothwendigen Reform entsagt, so führt sie ins Verderben; und die wahre Ursache dieser Erscheinung wird nie eine andere seyn, als daß die Natur der Gesellschaft eine fortschrittliche Bewegung mit sich bringt, der man sich nicht widersetzen kann, ohne der Gesellschaft auf's Wesentlichste zu schaden. Dazu kommt aber, daß, wenn man etwa den Anfang des sechszehnten

Jahrhunderts ausnimmt, für die europäische Welt schwerlich jemals eine Periode vorhanden gewesen ist, welche der gegenwärtigen an Aufforderungen zu Reformen aller Art gleich käme. Mit jedem Jahre vermehrt sich die Summe der Entdeckungen und Erfindungen; mit jedem Jahre verändern sich die Beziehungen und Verhältnisse; mit jedem Jahre gestaltet sich eine andere Welt. Unter solchen Umständen dem Altem anhangen, blos weil man darin das Bewährte zu erschauen glaubt, ist um so unverzeihlicher, je kleiner der Staat ist, mit welchem eine Widerstandskraft bewiesen werden soll.

Wir glauben, hierdurch die Erscheinungen im Königreich Sachsen erklärt zu haben.

Dabei müssen wir jedoch auf einen besondern Umstand zurückkommen, den wir nicht mit Stillschweigen übergehen können, ohne unserer Ueberzeugung Gewalt anzuthun.

Hätte das sächsische Ministerium sich für einen Zollverband mit Preußen erklärt: so würde es nicht bloß dem Königreiche Sachsen, sondern auch dem ganzen mittleren Deutschland die Bewegungen erspart haben, welche gegenwärtig in eine so große Verlegenheit setzen. Was konnte denn die Absicht eines ihm angeblich dieserhalb gemachten Antrages seyn? Keine andere, als Belebung des Verkehrs zu verstärkter Aufmunterung der gesellschaftlichen Arbeit, sowohl in Preußen, als in den achtzehn Staaten des mittleren Deutschlands. Der Antrag wurde zurückgewiesen und der mitteldeutsche Handelsverein, der zu Kassel gebildet wurde, übernahm das Unmögliche, als er in einer Bevölkerung von 5 bis 6 Millionen, die noch dazu sehr wenig gegenseitig

auszutauschen hatten, dieselben Vortheile zu gewinnen hoffte, welche ihm in dem am wenigsten verhinderten Verkehr mit einem großen Staate dargeboten wurden, dessen Verbindungen mit Asien und Amerika einen so glücklichen Anfang genommen hatten. Ist jemals ein unzweideutiger Fehler in der Politik begangen worden, so ist es derjenige, aus welchem der mittel-deutsche Handelsverein hervorgegangen ist. Schwerlich wird er nach dem, was bereits geschehen ist, das Jahr 1836 erleben. Man kann aber nicht genug eilen, ihm ein Ende zu machen. Was keine Ständeversammlung, keine Verfassungsurkunde, kein noch so bündig gegebenes Versprechen für Deutschlands Ruhe und fortschrittliche Entwickelung zu leisten vermag, das wird die Wegräumung der Zoll-Linien, d. h. der Schranken, leisten, welche bisher die Bestimmung hatten, jeden noch so kleinen Staat in seinem Seyn zu bewahren, während die Natur der Gesellschaft dagegen protestirte und unablässig an das Horazische naturam expellas furca, tamen usque recurret erinnerte.

Daß in besseren Handelsgrundsätzen die sicherste Gewährleistung für Deutschlands Ruhe und Gedeihen liegt, ist schon jetzt auf das Vollständigste dadurch erwiesen, daß gerade diejenigen Staaten, welche auf Preußens Anträge eingegangen sind, von revolutionären Bewegungen frei bleiben. Ich sage: bleiben, indem ich in diesem Ausdruck die Zukunft mit der Gegenwart verbinde, und der Ueberzeugung lebe, daß revolutionäre Bewegungen da unmöglich sind, wo die Gesellschaft im Gefühl ihres Gedeihens lebt.

Vor uns liegen die „Verhandlungen des Landraths im Rezatkreise"; sie sind ausgezeichnet durch den Geist der Mä-

ßigung, Freimüthigkeit und Wahrheit, und dies bestimmt uns, folgende Stelle daraus zu entnehmen:

„Wenn vom eigentlichen Handel die Rede ist, so dürfte wohl der Rezatkreis für das Herz desselben in der baierschen Monarchie angesehen werden. Nürnberg, Fürth, Erlangen, Schwabach, Roth, Allersberg u. s. w. hatten für viele Zweige ihrer zahlreichen Manufakturen eine lange Reihe von Jahren hindurch fast den Alleinhandel; die Benennung: Nürnberger Waaren, kennt man in allen Welttheilen. Der erste und nutzbarste Handelszweig des Rezatkreises ist der Manufaktur-Handel. Durch Güte der Artikel und billige Preise, in Folge der Genügsamkeit industriöser Bewohner, trotzte es lange jeglicher Konkurrenz; auf natürlichem Wege konnte man ihn nicht überwinden. Aber Oesterreich erfand das Todeswort des Handels, Mauth, sperrte seine Gränzen und versetzte damit diesem Handel den ersten empfindlichen Stoß. Das Beispiel fand Nachahmung; ein Staat nach dem andern folgte, und so ist er ausgeschlossen von Oesterreich, Italien (mit Ausnahme kleiner Parzellen), Frankreich, England, Schweden, Dänemark, Rußland, Polen; in Griechenland, der Türkei, Spanien und Portugal verbietet ihn, unter den gegenwärtigen Conjunkturen, die Vorsicht. Frei ist er nur noch innerhalb Deutschland und nach Amerika . . . So steht es um diesen einst so blühenden Handel; düstere Wolken hängen herab, wohin das Auge sich wendet; nur ein kleiner Wirkungskreis bleibt den Tausenden von fleißigen Händen, bleibt dem thätigen, geschäftskundigen und unternehmenden Kaufmann. In dieser Bedrängniß hat die Weisheit Sr. Majestät des Königs den Morgen eines besseren Tages hervorgerufen: den Handels-

Verein mit Preußen. Voll Hoffnung und Vertrauen blicken wir für den Manufakturhandel auf ihn, nicht zweifelnd, daß es der Beharrlichkeit unseres Königs gelingen werde, diesen Verein mit Rußland und Oesterreich, ja selbst mit Frankreich auch noch herbei zu führen; denn hellere Ansichten werden auch dort siegen . . . Die einfachsten Mittel, dem Handel aufzuhelfen, sind, nach unserm Dafürhalten: 1) Wenn das Gesammt-Zollwesen vereinfacht, auf einen billigen Gewichtssatz festgestellt und von den lästigen Vexationen befreit wird, (jeder Mauthsatz über 6 Fl. ruft Schwärzer hervor); 2) wenn die Handelsverträge erweitert werden; 3) wenn der Handel nicht durch Gesetze und Verordnungen regulirt, sondern in möglichster Freiheit, dem Grund-Elemente seines Lebens, der eigenen Entwickelung überlassen wird. Die ewig wahre Antwort des französischen Handelsstandes: Laissez-nous faire, tönt aus der Vergangenheit herüber, und wird auch noch in der Zukunft der Inbegriff jeder gesunden Handelspolitik bleiben."

So der Landrath des Rezatkreises.

Wie sehr ist zu wünschen, daß die Staatsmänner des mittleren Deutschlands, gleich ihm, hinter das Geheimniß des Handels kommen mögen, um nicht da zu zerstören, wo sie aufbauen möchten! Für die Erhaltung des inneren Friedens giebt es kein wirksameres Mittel, als Begünstigung des freien Verkehrs in der möglich-größten Ausdehnung; und in der Natur der Sache liegt, daß kleine Staaten, wenn sie nicht verkümmern wollen, die allerfreisinnigsten Grundsätze über diesen Punkt annehmen müssen. Vergeblich ist der deutsche Bund in seinen äußeren Verhältnissen als eine, in politischer Einheit verbundene Ge-

sammt-Macht gedacht, so lange falsche Handelsgrundsätze die Kraft haben, zu bewirken, daß man in dem Nachbar nur einen Feind sieht. Auch die jetzt unterbrochene Ruhe Deutschlands kann nur dadurch wieder hergestellt werden, daß man sich endlich über liberale Handelsprinzipe einigt. Wahrlich, diese werden für den eben genannten Zweck unendlich mehr leisten, als neue Verfassungsurkunden und Verträge, die man unter günstigen Umständen deutet, wie man dazu Lust hat.

Merkwürdiger Zug
im Leben des Kaisers Nikolaus.

Mitten unter den politischen Stürmen, welche den Westen Europa's bewegen, bricht im Osten dieses Erdtheiles eine ansteckende Krankheit aus; es ist die furchtbare Cholera. Sie erreicht das volkreiche Moskau. Ueber die Vorkehrungen, welche getroffen werden müssen, wenn der Peststoff sich nicht weiter verbreiten soll, zerfallen der Zivil- und der Militär-Gouvernör der alten Hauptstadt des russischen Reichs. Der letztere berichtet nach Petersburg, von welcher Plage Moskau heimgesucht wird. Er erhält hierauf folgende Antwort von des Kaisers Hand:

„Mit herzlichem Bedauern habe ich Ihre betrübende Anzeige erhalten. Benachrichtigen sie mich durch Estafetten über den Gang der Krankheit. Von Ihrem Berichte wird meine Abreise abhangen. Ich komme, um mit Ihnen Gefahr und Mühe zu theilen. Ergeben wir uns in dem Willen des Allerhöchsten! Ich billige alle von Ihnen getroffenen Maßregeln. Danken Sie in meinem Namen allen, die Ihnen mit ihren Bemühungen beistehen. Ich hoffe das Meiste von Ihrem Eifer.“

Diese Antwort ist vom 6. October. Kaum aber hat der Militär-Gouvernör sie erhalten, als der Kaiser am Vormittag des 11. Oct. selbst in Moskau anlangt. Weder die Bitten einer liebenden und wiedergeliebten Gemahlin, noch die Vorstellungen treuer und erfahrener Räthe haben ihn

abgehalten von der gefährlichen Reise. Geleitet von der Ueberzeugung, daß seine Gegenwart nöthig sei, um die früher gegen die Cholera getroffenen Maßregeln zu vervollständigen, hat er sich, gleich einem Decius, in den Pestschlund gestürzt, nicht achtend, wie viel Gefahr damit für ihn verbunden ist. Er läßt Moskau von einem Militair-Kordon umzingeln, und ordnet an, daß mit Ausnahme der Begleiter von Zufuhren an Lebensmitteln, für deren Verkauf besondere Plätze angewiesen werden, Niemand ein- und ausgelassen werden soll; und nachdem auf diese Weise die kaiserliche Autorität den Behördenstreit beigelegt hat, kehrt er nach Petersburg zurück und unterwirft sich in Twer der gesetzmäßigen Quarantaine.

Die europäische Welt verehrt in dem russischen Monarchen seit fünf Jahren einen der edelsten und tugendhaftesten Fürsten, die je gelebt und gewirkt haben, und sein Alter von 34 Jahren läßt erwarten, daß die Geschichte noch sehr viel Rühmliches von ihm auszusagen haben wird. Ist es jedoch wahrscheinlich, daß sie jemals etwas Schöneres und Erhabeneres von ihm aussagen werde, als der mitgetheilte Zug enthält? Wie gern vergißt man darüber, daß Nikolaus I. kein konstitutioneller Kaiser in dem hergebrachten Sinne dieses Wortes ist! Und wie gerecht ist der Zweifel, daß er weniger mit seiner erhabenen Person bezahlt haben würde, wenn wohl oder übel verstandene Reichsgesetze ihn mehr gebunden hätten! Um nicht dem Glauben an Monarchen-Größe entsagen zu müssen, bedurfte die europäische Menschheit eines auffallenden Beispiels; und sie hat es in dem Verfahren des Kaisers von Rußland empfangen.

B.

Untersuchungen
über
die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.

(Fortsetzung.)

Dritte Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Charakter und Verdienste des Kurfürsten Friedrich Wilhelm.

Nicht mit Unrecht hat man die verhältnißmäßig-rasche Entwickelung des preußischen Staats auf den Umstand bezogen, daß er, mit der Dynastie Hohenzollern, in allen Jahrhunderten vor den Störungen bewahrt geblieben ist, welche eine vormundschaftliche Regierung mit sich zu führen pflegt; denn es ist allerdings ein Glück zu nennen, wenn es im erblichen System keine Minderjährigkeit giebt, die von dem Eigennutz und dem Partheigeiste zur Erreichung gegengesellschaftlicher Zwecke benutzt werden kann.

Bei dem Allen dürfte ein zweiter Umstand für die Entwickelung des preußischen Staats noch weit wirksamer

gewesen seyn; namentlich der, daß, in starken Krisen und nach großen Unfällen, vermöge eines besonderen Verhängnisses, worüber sich keine Rechenschaft geben läßt, junge Fürsten an der Spitze standen.

Von der Gesellschaft im Allgemeinen läßt sich sagen, daß sie weder alt noch jung sei; denn sie besteht zugleich aus Jungen und aus Alten, in deren Mitte sich diejenigen befinden, die man als die eigentlichen Inhaber aller Kraft und alles Gedeihens betrachten kann. Ihr wesentlichstes Bedürfniß aber ist, sich zu entfalten durch die Aufnahme einer immer größeren Anzahl von Beziehungen. Treten nun Störungen ein, so ist es nichts weniger als gleichgültig, ob an ihrer Spitze ein Greis oder ein Jüngling steht. Das höhere Alter hat, so wie die Jugend, zu allen Zeiten denselben Charakter bewahrt; und nur all zu wahr ist, wenn Horaz von dem Greise sagt:

. . . res omnis timide gelideque ministrat,
Dilator, spe lentus, iners, pavidusque futuri,
Difficilis, querulus, laudator temporis acti
Se puero, castigator censorque minorum.

Wie reichte nun wohl ein solcher Charakter aus, wenn in starken Krisen, oder nach großen Unfällen, muthige Entschlüsse gefaßt und ein einmal angefangenes Werk mit Standhaftigkeit durchgeführt werden muß? In der Geschichte des preußischen Staats werden Joachim II., Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst genannt, und Friedrich II. (Bescheidenheit verhindert uns, diesen drei gepriesenen Namen einen vierten hinzuzufügen) immer als diejenigen Regenten gelten, denen der Staat das Meiste verdankt. Wie aber sind sie zu diesem Vorzug gelangt? Gerade da-

durch, daß das Zepter ihnen in einer Zeit zu Theil wurde, wo Großes geleistet werden konnte, während sie selbst die Vollkraft gewonnen hatten, womit man sich allein zur Vollbringung des Großen und Ruhmwürdigen aufgelegt fühlt. Man denke sich an ihrer Stelle sechzig- bis siebenzigjährige Thronerben; und man wird auf der Stelle begreifen, weßhalb von diesen nichts Anderes ausgegangen seyn würde, als — Stillstand, wenn nicht Auflösung und Verfall. Was in den drei letzten Monaten dieses Jahres in Frankreich und in einem Staate des mittleren Deutschlands geschehen ist, spricht nur allzu stark für unsere Behauptung. Wir bemerken aber noch, daß die Gesellschaft an sich selbst zu verzweifeln beginnt, so oft sie sich in ihren rechtmäßigen Bestrebungen gehemmt und verhindert fühlt, und daß ihr dies am leichtesten in einer Succession von bejahrten Regenten begegnet.

Genug zur Einleitung in dieses Kapitel!

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm war, wie wir bereits bemerkt haben, 20 Jahr alt, als er der Nachfolger seines Vaters, George Wilhelms, wurde. Seine Jugend war unter den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges, so weit sich dieser bis zum Jahre 1640 vollendet hatte, verflossen. Am 6. Februar 1620 zu Kölln an der Spree geboren, von dem geheimen Rath von Kalkhun, genannt Leuchtmar, erzogen, und von dem geheimen Sekretär Jakob Müller in den Elementen unterrichtet, erfuhr auch er, daß, was Menschen immerhin beabsichtigen mögen, das Schicksal sich die Bildung der Fürsten vorbehalten hat. Durch die Kriegsunruhen sehr frühe den Armen seiner Eltern entrissen, verlebte er einen Theil seiner Kindheit auf dem festen Jagd-

schlosse Letzlingen in einem dicken Walde der Altmark; und als er auch hier nicht mehr sicher war, wurde er nach der Festung Küstrin versetzt. Von hier vertrieb ihn eine pestartige Krankheit, die rund um ihn her alles danieder warf; und nicht ungern folgte er der Stimme seines alten Vetters Bogislaw, letzten Herzogs von Pommern, die ihn nach Stettin einlud. Er war 12 Jahr alt, als er in Begleitung seiner Eltern, nach Wolgast reisete, wo sich seine trauernde Tante, die verwittwete Königin von Schweden, Gemahlin Gustav Adolphs, aufhielt. Hier war er Zeuge der Theilnahme, welche die Versetzung der Leiche Gustav Adolphs nach Stockholm in allen edleren Gemüthern anregte; hier lernte er also zuerst empfinden, daß eine, das gewöhnliche Maß übersteigende Tugend überall Anerkennung findet und daß eine Thräne, dem Wohlthäter des menschlichen Geschlechts geweint, etwas Beneidenswerthes ist. Nicht lange darauf erfolgte seine Versetzung nach Leiden in Holland. Unstreitig war diese das Werk des Grafen von Schwarzenberg; doch ist man keinesweges berechtigt, derselben die Beweggründe unterzulegen, welche kurzsichtige Geschichtschreiber, welche in dem Premier-Minister Georg Wilhelms immer nur das böse Prinzip des Kurstaats sehen möchten, gar nicht zweifelhaft finden. Die Lage, worin sich Deutschland im Jahre 1634 befand, brachte unter andern auch das mit sich, daß es für einen jungen Fürsten, welcher der protestantischen Kirche angehörte, keinen angemesseneren Aufenthalt gab, als den zu Leiden, wo er alle nützliche Kenntnisse seiner Zeit ohne irgend eine Gefahr einsammeln und im Umgange mit Gelehrten und Ausländern eine Bildung gewinnen konnte, die ihm daheim fremd ge-

blieben seyn würde. Sehr wohlwollende Absichten konnten also dem Verfahren des Grafen von Schwarzenberg in dieser Beziehung zum Grunde liegen. Es ist aber auch nicht der geringste Anschein vorhanden, daß dem anders gewesen sei; vorzüglich da der Graf, wenn sträfliche Absichten in ihm wirksam gewesen wären, nichts in seiner Gewalt behalten und in den Führern des Prinzen seine ersten Ankläger gefunden haben würde. Wir bemerken dies alles nur, um zu zeigen, mit wie viel Oberflächlichkeit Menschen und Dinge von Geschichtschreibern behandelt worden sind, und wie die daraus entsprungenen Irrthümer sich von Jahrhundert zu Jahrhundert vererbt haben . . .

Von Leiden aus wohnte der Kurprinz Friedrich Wilhelm einer Versammlung der Generalstaaten in Arnheim bei und begab sich hierauf nach dem Haag, wo er eine längere Zeit im Umgange mit den Gliedern des oranischen Hauses, so wie mit Staatsmännern, Gelehrten und großen Kaufleuten verlebte. Man darf aber wohl sagen, daß dieser Umgang mit Eindrücken verbunden war, die nie verwischt wurden. Höherer Lebensgenuß, von welchem man in der Kurmark während der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wenig ahnete, wurde ihm zum Bedürfniß; und noch im gegenwärtigen Augenblick bewahrt die Hauptstadt der Monarchie davon den Beweis in ihrem botanischen Garten, der ursprünglich ein Küchengarten war, den Friedrich Wilhelm anlegen ließ, um die feineren Gemüse, an deren Genuß er sich in Holland gewöhnt hatte, mit minderen Kosten zu gewinnen, als er sie, mehrere Jahre hindurch, über Hamburg bezogen hatte.

Wir lassen es dahin gestellt seyn, ob der achtzehnjäh-

rige Kurprinz, während seines Aufenthalts in Holland, aus Leidenschaft für eine pfälzische Prinzessin (die Tochter des verunglückten Königs von Böhmen) damit umgegangen sei, die Regierung der klevischen Länder an sich zu reißen und seine Residenz in Kleve aufzuschlagen. War dem wirklich so und hintertrieb der Graf von Schwarzenberg die beabsichtigte Vermählung nur aus Furcht vor dem Unwillen des Kaisers: so ist nichts weiter zu bewundern, als die Gefügigkeit, womit der Kurprinz, auf das erste Zeichen der Mißbilligung seiner Eltern, den Haag und ganz Holland verließ, um sich wieder mit den Seinigen zu vereinigen; (dies geschah den 18. Juni 1638 zu Spandau und ist in einem Bilde verewigt, dessen Kunstwerth Anerkennung verdient). Was von den neuen Verfolgungen Schwarzenbergs ausgesagt und sogar bis auf eine beabsichtigte Vergiftung ausgedehnt wird, deren Folgen ein sehr verständiger Arzt, Namens Martin Weise, abgewendet haben soll, ist nur zu den Fabeln zu rechnen, die so leicht zu einer Zeit entstehen, wo der Hof in so großer Absonderung lebt, daß es in Beziehung auf ihn nur Geheimnisse giebt. Zum Theil erklären sich die Fabeln von der Leidenschaft, womit der Graf von Schwarzenberg den Kurprinzen verfolgt haben soll, einerseits aus dem lebhaften Interesse, das die Brandenburger für die Erhaltung eines Prinzen hatten, der der einzige Erbe seines Vaters war; andrerseits aus der Abneigung gegen den Grafen von Schwarzenberg, dem Niemand wohl wollte, weil seine Politik, wie sehr auch immer durch die Lage Deutschlands gerechtfertigt, um so weniger gefaßt wurde, da es im siebzehnten Jahrhundert noch nicht her-

gebracht war, daß Staatsmänner ihr Verfahren öffentlich rechtfertigten.

Als Kurfürst nach dem Tode seines Vaters, konnte Friedrich Wilhelm keinen Beruf fühlen, mit dem Grafen von Schwarzenberg in dem Verhältniß zu bleiben, worin dieser zu Georg Wilhelm gestanden hatte. War, auf der einen Seite, der Unterschied der Jahre zwischen beiden allzu groß, als daß ein leichtes Einverständniß möglich gewesen wäre: so war, auf der andern, bei der Aussicht auf einen nahen Frieden die Denkweise und die ganze Politik des Grafen von Schwarzenberg allzu altväterisch, als daß er hätte wichtige Dienste leisten können. Selbst wenn der zwanzigjährige Kurfürst dies nicht deutlich dachte, so verhinderte ihn doch nichts, es richtig zu empfinden; und da er den Vortheil hatte, in einer großen Entfernung von dem Grafen zu handeln, so stand alles um so mehr in seiner Gewalt. Nun benutzte Friedrich Wilhelm zwar den Raum, der Königsberg von Spandau (dem gewöhnlichen Aufenthaltsort des Grafen) trennte, nicht zu unwürdigen Kränkungen, wie Viele es wünschen mochten: allein, indem er sich auf keine Weise von dem vertrauten Freunde seines Vaters abhängig machte, konnte dieser wegen seiner Zukunft nicht ungewiß seyn. Schwarzenberg war Gouvernör der Kurmark, Präsident des Staatsraths, Ober-Kammerherr und Großmeister des Johanniter-Ordens. Von diesen Aemtern und Würden wurde ihm nichts entzogen. Gleichwohl konnte er sich als einen Unglücklichen betrachten, der Alles verloren hat, weil das Vertrauen zu seiner Einsicht dahin war. Fühlend nun, daß seine Rolle ausgespielt sei, blieb

er zwar auf seinem Posten, doch mit der Vorempfindung, daß das Schicksal ihn auf die eine oder die andere Weise ablösen werde. Es wird nirgend angegeben, welches Alter der Graf von Schwarzenberg beim Tode Georg Wilhelms zurückgelegt hatte; war er aber, wie es nicht unwahrscheinlich ist, bedeutend älter, als sein Gebieter, so begreift man ohne Mühe, wie der Kummer über allgemeine Verkennung, verbunden mit einem freudenlosen Daseyn, unter Trümmern aller Art, auf die Abkürzung seines Lebens hinwirken mußte. Wenige Monate nach dem Hinscheiden Georg Wilhelms von einem hitzigen Fieber befallen, endigte er den 4. März 1641. Ihn einen Bösewicht, ein Ungeheuer, oder auch einen Landesverräther und geflissentlichen Zerstörer der Kurmark nennen, ist kindisch. Gleichwohl war sein Hintritt eine Wohlthat, weil er die Wege ebnete, die, in freierer Wirksamkeit, zum Wiederaufbau des Zerstörten führten.

Jene unbedingte Achtung, welche dem Grafen von Schwarzenberg für die Verfassung des deutschen Reichs beiwohnte — eine Achtung, welche auf dem Umstand ruhete, daß der Graf selbst Reichsstand war — konnte weder zur Rettung des hohenzollerschen Hauses, noch zur Abkürzung der Leiden beitragen, welche Deutschland von Jahr zu Jahr immer mehr aufrieben. Der junge Kurfürst, welcher dies sehr deutlich einsah, hatte sich nur die Frage zu beantworten: was den allgemeinen Frieden schneller herbeiführen werde, ob ein Anschließen an die Sache des Kaisers oder an die Sache Schwedens und Frankreichs, welche zuletzt die der sämmtlichen Fürsten Deutschlands war? Er zögerte nicht lange. Sobald er von dem Könige von Polen, Ladislaus, die Belehnung über das Herzogthum Preußen er-

halten hatte — denn hiermit mußte der Anfang gemacht werden, um den festen Punkt zu gewinnen, von welchem aus sich politisch wirken ließ — leitete er jenen Vertrag ein, der den 14. Juli 1641 abgeschlossen wurde. Dies war ein Waffenstillstand auf zwei Jahre, dessen Hauptbedingungen folgende waren: Die Schweden räumen die Kurmark Brandenburg bis auf einige Oerter, deren bürgerliche Einrichtung kurfürstlich bleibt; der Kurfürst gestattet Schwedens Feinden weder den Durchzug, durch seine Länder, noch Lebensmittel und Kriegsgeräth, und ist die durchziehende Macht allzu stark, als daß ihr Widerstand geleistet werden könnte, so wird die Nachgiebigkeit des Kurfürsten nicht als ein Bruch des Vergleichs betrachtet. Wie einfach und in den Umständen gegründet dieses Abkommen auch seyn mochte: so kann man es doch als den ersten Schritt oder vielmehr als den Keim ansehen, aus welchem sich alle späteren Verhältnisse des Königreichs zu Deutschland entwickelt haben. Die Schweden hatten keine Ursache, den Vergleich zurückzuweisen; denn sie gewannen dadurch an freier Bewegung, woran ihnen bei dem geringen Umfange ihrer Streitkräfte sehr viel gelegen seyn mußte. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm trat in den unverhinderten Besitz der von den Schweden besetzten Kurmark zurück. Nur der österreichische Hof verlor bei diesem Vergleich. Durch aufgefangene Briefe über denselben unterrichtet, sendete Ferdinand III. diese Dokumente an den Kurfürsten mit der Bemerkung, „daß er sie für unächt und von den Feinden Friedrich Wilhelms geschmiedet halte." Auf so viel Feinheit ließ sich nur durch ein unumwundenes Geständniß antworten; und die Antwort des Kurfürsten war: „er habe

nicht ein Bündniß, sondern nur einen Waffenstillstand mit den Schweden geschlossen; sein entkräftetes Land bedürfe der Ruhe, die es weder von dem Kaiser, noch von den Sachsen zu erwarten habe; diese Ruhe habe er herbei führen wollen; übrigens verbleibe er dem Kaiser und dem Reiche getreu."

Wie nachtheilig für den Kaiser das zwischen Brandenburg und Schweden getroffene Abkommen werden sollte, offenbarte sich gleich im folgenden Jahre.

Banner war im Mai des Jahres 1641 an den Folgen seiner Unmäßigkeit gestorben. Ehe sein Platz durch den Generalissimus Leonhard Torstenson ausgefüllt wurde, trugen die Kaiserlichen bedeutende Vortheile über den General Stalhantsch davon, den sie aus Schlesien nach der Neumark vertrieben. Inzwischen hatte sich Torstenson im Lüneburgischen mit der schwedischen Hauptmacht vereinigt; und nachdem er auch den geschlagenen Stalhantsch an sich gezogen hatte, brach er, im April 1642, durch die Kurmark nach Schlesien auf. Hier nahm er Glogau mit Sturm, und wendete sich demnächst nach Schweidnitz, das er ohne Zeitverlust belagerte. Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, der zum Entsatz dieser Festung herbei eilte, empfand zuerst das Uebergewicht des Torstensonschen Geistes: geschlagen und gefangen genommen, sah er Schweidnitz den 30. Mai übergehen und starb am folgenden Tage an seinen Wunden. Sobald nun Torstenson das diesseit der Oder gelegene Schlesien erobert hatte, brach er in Mähren ein, eroberte Olmütz den 4. Juni und machte selbst die Kaiserstadt erbeben. Doch Seuchen, die in seinem Heere ausbrachen, verbunden mit der Achtung, welche das von

Ottavio Piccolomini und dem Erzherzog Leopold versammelte Heer einflößte, bewogen ihn zum Rückzug, den er durch Schlesien und die Oberlausitz nach Sachsen machte. Hier durch frische Truppen verstärkt, erwartete er den nachsetzenden Feind in der Ebene bei Leipzig. Die von den beiderseitigen Heeren erwartete Schlacht erfolgte den 2. November auf demselben Boden, den Gustav Adolph vor elf Jahren durch einen entscheidenden Sieg berühmt gemacht hatte. Der rechte Flügel der Schweden trieb den linken der Kaiserlichen in die wildeste Flucht; und nachdem er dem linken der Schweden zu Hülfe gekommen war, erlitten die Kaiserlichen eine Niederlage, worin sie an Todten und Verwundeten fast 20,000 Mann, außerdem aber 46 Kanonen, 200 Fahnen und Standarten, die Kriegskanzlei und die Kasse einbüßten. Der Ueberrest rettete sich nach Böhmen, während Torstenson vor Leipzig rückte und nach einer dreiwöchentlichen Belagerung Ergebung erzwang. Diese Stadt kaufte sich von einer Plünderung dadurch los, daß sie die schwedische Armee neu bekleidete und drei Tonnen Goldes zahlte.

An der Eroberung Freiburgs durch Piccolomini verhindert, brach Torstenson im Frühling 1643 zum zweiten Male in die kaiserlichen Erbstaaten ein, entsetzte Olmütz, und bezog, zwei Meilen davon, bei Dobitschau ein so vortheilhaft gelegenes Lager, daß er die ganze Umgegend in Kontribution setzen konnte. Er streifte bis vor Wien, während er Thüringen und Franken durch den General Königsmark brandschatzen ließ und das Schrecken der schwedischen Waffen durch das ganze Reich verbreitete.

Friedensgedanken, welche seit dem Jahre 1640 auf

dem Reichstage zu Regensburg angeregt waren, mußten unter diesen Umständen neue Stärke gewinnen. Man hatte sich über Präliminar-Artikel vereinigt: doch ehe diese zur Grundlage einer Unterhandlung dienen konnten, mußten sie nach Madrid gesendet werden; dies brachte das innige Verhältniß mit sich, worin die Höfe von Wien und von Madrid zu einander standen. Zwei Jahre verstrichen, ehe die Ratifikation des letztern Hofes erfolgte. Inzwischen war der Kardinal Richelieu am Schlusse des Jahres 1642 (2. Dec.) gestorben; und da sein Nachfolger, der Kardinal Mazarin, sich nicht getraute, die schwierige Rolle eines französischen Premier-Ministers in dem Geiste des Verstorbenen fortzusetzen, so wurde man endlich darüber einig, daß der Friedens-Kongreß den 11. Juli 1643 eröffnet werden sollte, und zwar dergestalt, daß der Kaiser zu Münster mit den Franzosen, zu Osnabrück mit den Schweden unterhandeln sollte. Dabei konnte man sich noch immer nicht über einen Waffenstillstand einigen. Man faßte also den Beschluß, zugleich zu schlagen und zu unterhandeln; wobei der Gedanke schwerlich ein anderer war, als von der physischen Schwäche dasjenige Ergebniß zu erhalten, was die Vernunft nicht geben zu können schien.

Nach Torstenson's zweitem Eindringen in Mähren um Beistand verlegen, wendeten sich der Kaiser und seine Bundesgenossen an den König von Dänemark, der, nachdem er sich von Tilly's und Waldstein's Züchtigungen erholt hatte, nichts eifriger wünschte, als die Schweden an einer Festsetzung im deutschen Reiche zu verhindern, weil diese ihn, mehr oder weniger, in ihre Gewalt bringen mußte. Christian IV. ließ sich also bereit finden, seinem gehaßten

Nachbar zu schaden. Schon hatte er den einen und den andern verdächtigen Schritt gethan, als die schwedische Regierung den Entschluß faßte, ihm die nöthigen Schranken zu setzen; und das Geheimniß wurde so gut bewahrt, daß die dänischen Minister auch nicht das Mindeste davon erfuhren. Torstenson, der den Auftrag erhielt, Schweden gegen Dänemark zu beschützen, brach im September 1643 sein Lager bei Dobitschau ab, ging nach Schlesien zurück, näherte sich unter allerlei Krümmungen der Elbe, ließ bei Torgau eine Brücke schlagen, die er nicht passirte, und zog denselben Strom immer weiter hinab, bis er endlich bei Havelberg seinem Heere bekannt machte, daß er gegen die Dänen ziehe. Ueber Braunschweig fiel er in's Holsteinsche ein, das er, wie Jütland, überschwemmte. Inzwischen drang ein zweites schwedisches Heer in Schonen ein. Um den Krieg nach Fühnen und Seeland zu wälzen, bedurfte es nur des Ueberganges über den kleinen Belt. Den schwedischen Heerführern fehlte es dazu nicht an Entschlossenheit; und nur die stürmische Jahreszeit sicherte den König der Dänen auf seinen Inseln.

Nur Rendsburg und Glückstadt waren unerobert geblieben, als im Frühling des folgenden Jahres, Gallas, dem nach Piccolomini's Austritt der Oberbefehl über das kaiserliche Heer zu Theil geworden war, an den Gränzen Dänemarks erschien, um Christian den Vierten zu befreien. Gallas eroberte Kiel, und hoffte, nach seiner Vereinigung mit den Dänen, das schwedische Heer in Jütland einzuschließen. Doch Torstenson drang durch den unbesetzten Paß zwischen Schleswig und Stapelholm, ging mit seinem erfrischten Heere den Kaiserlichen entgegen und drückte sie,

den ganzen Elbstrom hinauf, bis Bernburg, wo sie ein festes Lager bezogen. Jetzt, über die Saale hin, kam der schwedische Feldherr ihnen in den Rücken. Abgeschnitten von Sachsen und Böhmen, wußten sie sich, nachdem Mangel an Lebensmitteln eingetreten war, nur durch die Flucht zu retten. Die Reiterei, welche nach Schlesien zu entkommen strebte, wurde bei Jüterbock eingeholt und zerstreut; der Rest des Heeres fand seinen Untergang bei Magdeburg.

Torstenson verfolgte seinen Sieg. Durch seine Untergenerale, Axel Lilienstern und Königsmark, Kursachsen und Bremen ängstigend, brach er an der Spitze von 16,000 Mann, welche von 80 Kanonen unterstützt wurden, in Böhmen ein, wo er den 5. März 1645 bei Jankowitz auf die Generale Hatzfeld und Götz stieß, welche, unter großen Anstrengungen, ein neues Heer zusammen gebracht hatten. Die Schlacht entbrannte, und nach einem achtstündigen Gefecht lag Götz mit 4000 Todten auf dem Schlachtfelde; Hatzfeld wurde mit eben so vielen Tausenden gefangen genommen, und die ganze Artillerie der Kaiserlichen gerieth wiederum in die Hände der Schweden. Ferdinand III., welcher den Ausgang der Schlacht in Prag abgewartet hatte, verlor keinen Augenblick, nach Wien zurück zu gehen, von wo er seine Familie und seine Kostbarkeiten nach Grätz sendete. Nie war die Gefahr für das Haus Habsburg noch größer gewesen. Vereinigt mit dem siebenbürgischen Rebellen Ragotzky, eroberte Torstenson im Fluge ganz Mähren, und streifte bis an die Vorstädte Wiens. Nur der Widerstand, den Brünn leistete, rettete den Kaiser. Vor dieser Festung verlor Torstenson durch ansteckende Krankheiten den Kern seines Heeres; und da auch Ragotzky nicht

Wort hielt, so ging er im August nach Böhmen zurück, wo er, von Krankheit erschöpft, das Kommando niederlegte und in den Privatstand zurücktrat.

Die Früchte seiner kühnen Unternehmungen waren deßhalb nicht verloren. Den 23. August schloß der König von Dänemark seinen Frieden mit Schweden und wenige Wochen darauf erhielt auch Sachsen den Waffenstillstand, um welchen es demüthig gefleht hatte. Hierdurch waren zwei bedeutende Schritte für die Herbeiführung des Friedens gethan. Die Nothwendigkeit desselben war nicht länger zweifelhaft; denn es fehlte an allem, was die Fortsetzung eines Kriegs erfordert: es fehlte an Menschen, an Pferden, an Geld, an Lebensmitteln. Deutschlands Bevölkerung war um die Hälfte vermindert. Sämmtliche Gewerbe lagen danieder; selbst der Ackerbau, diese erste und nothwendigste aller gesellschaftlichen Verrichtungen. In allen Gegenden stellten sich den Blicken des Wanderers eingeäscherte Dörfer, niedergebrannte Schlösser und verwüstete Felder dar: kein Wunder, da, seitdem das Ausland den Bürgerkrieg erhitzte, auch der Landmann den Pflug verließ und zum Schwerte griff, weil der Pflug aufgehört hatte, ein nützliches Werkzeug zu seyn . . .

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm war während der letzten Bewegungen in die Kurmark zurückgekehrt. Wie niederschlagend nun auch der Zustand seyn mochte, worin er sie antraf, so ließ ihn seine Jugend doch nicht verzweifeln; und dies war unstreitig die größte Wohlthat, die einem zu Grunde gerichteten Lande erwiesen werden konnte. Wie weit die von den Schweden und den Kaiserlichen angerichteten Zerstörungen reichten, läßt sich aus Mangel an

statistischen Angaben nicht genau bestimmen. Sie waren unstreitig groß; allein sie waren nicht so groß, wie die übertreibende Feder späterer Geschichtschreiber sie dargestellt hat; denn diese, nicht zufrieden von verfallenen Häusern, von wüsten Aeckern und zerstörten Dörfern und Städten zu sprechen, beschränkt die Bevölkerung Berlins auf einige hundert verarmte Einwohner, die der Priegnitz auf — einen Prediger und die der Grafschaft Ruppin auf vier elende Dorfschaften. So groß war der Gräuel der Verwüstung glücklicher Weise nicht; denn hätte er so weit gereicht, so würde selbst der wohlthätigste Genius seine Schöpferkraft eingebüßt haben. Berlin hatte eine Bevölkerung von 10,000 Seelen gerettet; und da keine von den Provinzial-Städten ganz zu Grunde gegangen war, so läßt sich daraus schließen, daß eine Wiederbelebung nicht nur möglich, sondern auch nicht mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden war.

Als die vorzüglichsten Werkzeuge des Kurfürsten beim Antritt seiner Regierung nennt die Geschichte einen Gerhard von Kalkhun, einen Werner von Schulenburg, einen Otto von Schwerin, einen Samuel von Winterfeld und einen von Burgsdorf. Von diesen Männern noch etwas mehr zu wissen, als ihre bloßen Namen und die Wirkungskreise, worin sie sich bewegten, würde gewiß zur Erklärung der Wunder beitragen, welche der Regierung des Kurfürsten zugeschrieben worden. Leider! hat uns die Ungeschicklichkeit unserer früheren Geschichtschreiber um die Kenntniß der Charaktere dieser Männer betrogen! Nur aus den Erfolgen läßt sich in Beziehung auf sie abnehmen, daß sie von dem edelsten Geiste beseelt waren, und daß, wenn sie in

dem

dem Kurfürsten einen Stützpunkt für ihre auf lauter Verbesserungen abzweckenden Entwürfe fanden, sie selbst, als bloße Werkzeuge gedacht, nichts weniger als gleichgültig und werthlos waren; denn was vermöchte selbst der einsichtsvollste Fürst ohne den Beistand hochherziger und kenntniß- und erfahrungsreicher Männer? Von Götz und Kalkuhn ist bekannt, daß sie zu Stockholm den Waffenstillstand unterhandelten, dessen Eintritt der Abgangspunkt für alles spätere Gedeihen wurde. Mit gleicher Geschicklichkeit brachten ihre Kollegen es dahin, daß die klevischen Länder von den Hessen und den Holländern, die sich ihrer bemächtigt hatten, geräumt wurden. Die größte Schwierigkeit in diesen verhängnißvollen Zeiten war — Geld zu bekommen: Geld, das immer nur da in irgend einer Fülle vorhanden ist, wo eine große Mannigfaltigkeit von Verrichtungen einen lebhaften Austausch mit sich führt. Der Kurfürst brauchte, um sich von den schwedischen Besatzungen zu befreien, 140,000 Thaler. Diese zu erhalten, blieb kein anderes Mittel übrig, als Verpfändung von Domänen.

So war der erste Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms; und konnte er wohl anders seyn, wenn dieser Kurfürst den Beinamen des Großen erwerben sollte? Nicht Die erwerben diesen Beinamen, denen alles leicht wird, wohl aber die, welche im Kampf mit Hindernissen und Schwierigkeiten aller Art als Sieger endigen und der Nachwelt das Beispiel einer großen Tugend, d. h. eines rastlosen Wirkens für allgemeine Wohlfahrt vererben.

Hiernach darf man es als einen, sowohl für die persönliche Größe des Kurfürsten, als für das nachhaltige Gedeihen des Kurstaats sehr glücklichen Umstand betrach-

ten, daß vom Regierungs-Antritt Friedrich Wilhelms bis zum Abschluß des westphälischen Friedens volle 7 Jahre verflossen. Auch in Fürsten übereilt sich die Natur nicht; und wenn die volle Reife des Mannes erst in das Alter von 27 Jahren fällt, so war es allerdings ein Glück zu nennen, daß der Kurfürst den ihm vom Schicksal bestimmten Wirkungskreis nicht eher auszufüllen nöthig hatte, als bis er nach Naturgesetzen dazu vollständig vorbereitet war.

Der Friedensunterhandlungen zu Münster und Osnabrück hier mit Ausführlichkeit zu gedenken, würde am unrechten Orte seyn. Seit dem Schlusse des Jahres 1641 verabredet, versammelte sich dieser europäische Friedens-Kongreß so langsam, daß das Jahr 1643 verstrich, ohne daß die französischen Botschafter erschienen. Vom Haag aus bestimmten sie das Zeremoniell, womit sie aufgenommen seyn wollten; ein wichtiger Punkt in demselben war der Titel „Excellenz." Die kaiserliche Gesandtschaft erklärte gegen den vermittelnden Botschafter der Republik Venedig, „daß den Franzosen die Kutschen nebst den vornehmsten Offizieren entgegen gesendet, jeder Botschafter, nach seiner Ankunft in Münster, von den Kaiserlichen besucht, und mit dem Titel „Excellenz" begrüßt werden sollte; dies alles jedoch mit der Bedingung, daß die Franzosen hinwiederum dasselbe gegen die kaiserlichen Botschafter beobachten müßten." Wer sich über diesen Geist der Förmlichkeit wundern wollte, würde darüber vergessen, daß der Friedens-Kongreß zu Münster und Osnabrück der erste seiner Art war, daß folglich die Bahnen, in welchen man sich zu bewegen gedachte, vorher genau verabredet werden mußten, wenn man nicht, auf die erste unsanfte Berührung, wieder

auseinander fliegen wollte. Größere Uebung im Unterhandeln hat seitdem zur Abkürzung des Zeremoniells geführt; außerdem aber haben die Regierungen in der innigeren Vereinigung mit den Regierten gelernt, wie viel für das gesellschaftliche Gedeihen davon abhängt, daß Zeit erspart werde. Im siebzehnten Jahrhundert hatte man davon schwerlich eine Ahnung.

Die französischen Botschafter (d'Avaux und Servien) waren endlich im Jahre 1643 in Münster angelangt, und die Vollmachten der daselbst versammelten Friedensboten in die vermittelnden Hände des päbstlichen Nuncius und des venetianischen Botschafters niedergelegt worden, als sogleich eine Fehde über Form und Gehalt und die Aussteller der Vollmachten losbrach. Diese Fehde wurde nicht wenig dadurch verstärkt, daß die Schweden zu Osnabrück erklärten: sie könnten, wegen ihres Krieges mit Dänemark, den einzigen noch anwesenden dänischen Gesandten nicht als Mittler betrachten. Da nun die kaiserlichen Botschafter die Auswechslung der Vollmachten ohne einen Mittler verweigerten: so erklärten die Franzosen, daß sie keinen Schritt vorwärts thun könnten, weil in den Präliminarien ausdrücklich festgestellt sei, daß die Verhandlungen an beiden Orten der Friedensversammlung gleichzeitig beginnen und fortgesetzt werden sollten.

Diese Erstarrung wich nicht eher, als bis ein Schreiben des französischen ersten Botschafters (des Grafen Claude d'Avaux) an die Reichsstände bekannt wurde, worin die verzögerte Friedensstiftung dem kaiserlichen Hofe zur Last gelegt wurde. D'Avaux hatte diese Gelegenheit benutzt, dem gesammten Deutschland eine Probe seiner Rhetorik und

seines lateinischen Styls zu geben. Ohne es mit der Wahrheit genau zu nehmen, bezeichnete er in seiner Diatribe (denn mehr war sein Sendschreiben an die Reichsstände nichts) das Haus Oesterreich als den Urheber des langen Krieges, wodurch die Christenheit so anhaltend betrübt worden. Als Beweggrund zu demselben nannte er den lange verfolgten Plan, die Reichsstände zu vernichten und auf den Trümmern derselben die unumschränkte Monarchie zu befestigen: einen Plan, den Frankreich nie billigen werde, weil seine Sicherheit mit auf der Macht der deutschen Reichsstände beruhe. „Doch" — so fuhr der französische Botschafter in seinem Sendschreiben fort — „wo sind diejenigen, um derentwillen der Krieg begonnen und glücklich geführt ist? wo die Stimmen derer, die Amnestie forderten und die Gelegenheit zur Wiederherstellung des Reichs so sehnlich wünschten? Noch ist kein Abgesandter weder von den Ständen insgesammt, noch von einzelnen Fürsten und Städten an der Stätte der Verhandlungen erschienen. Was ist die Ursache ihres Zauderns? Schon längst wird umgetragen, daß Oesterreich nach Alleinherrschaft in Europa strebt und die Grundlage derselben in der Herrschaft über Deutschland, den Mittelpunkt Europa's, bereitet. Wofern Ihr, mit denen der Kaiser das Reich theilt, nicht früh genug werdet dazu gethan haben: so ist es geschehen um die deutsche Freiheit, und gelegt der Grund zu einer allherrschenden Monarchie. Deßhalb sendet alsbald Eure Abgeordneten hieher, damit sie, in gemeinschaftlicher Anstrengung mit uns, eine durch die Waffen erworbene Bürgschaft durch einen Friedensvertrag befestigen. Solltet Ihr nicht hören auf den freundschaftlichen König, der Euch zur Theilnahme

an seinen Siegen beruft: so werdet Ihr umsonst goldene Bulle, kaiserliche Konstitutionen, passauer Vertrag, und eben so umsonst Wahl-Kapitulationen und Eidschwüre der Kaiser, oder pragmatische Sanktionen (veraltete Namen!) ansprechen."

Gegen solche Anschuldigungen durfte der österreichische Hof nicht gleichgültig bleiben — am wenigsten zu einer Zeit, wo er des Friedens bedurfte und wo es sich bloß um die Mittel handelte, ihn nicht allzu theuren Kaufes zu erwerben. Er nannte daher den Aufruf des französischen Gesandten eine Lästerschrift, eine Feindseligkeit, verübt auf deutschem Grund und Boden, um Verwirrung anzurichten und die Aussicht auf den Frieden zu verdunkeln. Ein Schreiben des Kaisers an sämmtliche Reichsstände athmete nur Friedensliebe, nicht ohne hinzuzufügen: „Die Fürsten wüßten schon, was unter den süßen Worten des lieblichen Schutzes feindseliger Kronen zu verstehen sei; nämlich, wie alte und neue Geschichte bezeuge, nichts weiter als völlige Sklaverei." Zugleich wurde den österreichischen Gesandten befohlen, sich aller Besuche und höflichen Sitten gegen die Franzosen bis weiteres zu enthalten und bei den Mittlern eine ausdrückliche Beschwerde über jenes französische Schreiben einzubringen.

In dieser Lage verharrte die Friedens-Unterhandlung, bis Torstenson, aus Jütland hervorbrechend, die dem Könige von Dänemark zu Hülfe gekommenen österreichischen Generale, Gallas und Hatzfeld, mehr als einmal geschlagen hatte und so weit in Mähren vorgedrungen war, daß er die Hauptstadt Oesterreichs bedrohete. Wie hätte ein solches Ereigniß ohne Einfluß auf das Friedensgeschäft blei-

ben können! Ferdinand der Dritte eilte nun, den Kurfürsten von Trier (diesen Anhänger der Franzosen) in Freiheit zu setzen; und als die Reichsstände sahen, daß der Kaiser durch das Schicksal selbst zum Nachgeben genöthigt wurde, scheuten sie sich weniger, Bevollmächtigte nach Münster und Osnabrück zu senden. Nur erhoben sich sogleich neue Zwiste. Der venetianische Botschafter drohete, sein Mittleramt aufzugeben, wofern die Republik Venedig nicht den Rang vor den Kurfürsten erhielte; und mit gleicher Anmaßung verlangten die kurfürstlichen Gesandten von den bloß fürstlichen, daß sie ihnen den Titel „Excellenz" geben sollten, während diese erklärten: „ihre Herren wären eben so guten Geschlechts, wie der Kurfürst von Baiern und die übrigen Kurfürsten, und wollte man in die unstatthafte Forderung willigen, so würde daraus nichts weiter hervorgehen, als größere Anmaßung von Seiten der Bevorrechteten, mit unabtreiblicher Verminderung der bloß fürstlichen Würde." Man bezeichnet den Geist der Zeit, wenn man solche Züge anführt. So standhaft weigerten sich die fürstlichen Gesandten, den kurfürstlichen das geforderte Prädikat zu geben, daß selbst die Autorität des Kaisers in diesem Punkte nichts über sie vermochte. Am Tage lag, daß ihr größter Vortheil darauf beruhete, in Eintracht mit den kurfürstlichen zu handeln; allein sie wollten der Gleichheit nicht entsagen, und darüber alles aus der Acht lassend, brachten sie es dahin, daß der kurbrandenburgische Gesandte seinem Hofe melden konnte: „Wir könnten wohl was Gutes mit einander ausrichten, wenn nur die gottlose Excellenz nicht wäre."

Noch hatte das Blutvergießen zwischen den Schweden

und den Oesterreichern nicht aufgehört, als am Pfingstfeste des Jahres 1645 der französische Bevollmächtigte d'Avaux und der österreichische Bevollmächtigte Volmar, sich zu Münster in der Kirche begegneten. Volmar, ein eifriger Katholik, hatte bei den Kapuzinern gebeichtet und kniete am Altar, als d'Avaux erschien und auf der andern Seite niederkniete. Jener grüßte. Dieser erwiederte den Gruß, nicht ohne in französischer Sprache ein fröhliches Pfingstfest zu wünschen. Hierauf erwiederte Volmar in lateinischer Sprache: „Weil wir an diesem, dem Geiste des Friedens geweihten Tage uns hier getroffen haben, so müssen wir desto mehr auf Rathschläge des Friedens sinnen." Sogleich zeigte d'Avaux auf die Monstranz und rief in lateinischer Sprache aus: „Ich bezeuge vor Gott, daß ich nichts theurer achte, als daß der Friede eingegangen werde, und gewiß werdet Ihr in dieser Woche unsere Vorschläge erhalten!" „Das ist ein großes Wort!" rief Volmar; „es sei Friede zwischen uns; Gott wird Zeuge seyn!" Unter freundlichen Aeußerungen trennten sich beide Bevollmächtigte.

Wirklch überreichten, nicht lange darauf (11. Juli) die französischen Botschafter zu Münster den Mittlern, der schwedische Legations-Sekretair, begleitet von zwei Edelleuten, zu Osnabrück den kaiserlichen Gesandten einen Friedensvorschlag folgenden Inhalts:

„Beide Kronen forderten eine allgemeine Amnestie in Beziehung auf Alles, was während der kriegerischen Bewegung geschehen war: allen mittel- und unmittelbaren Unterthanen des Reichs sollte der Zustand gewährt seyn, welcher vor dem Jahre 1618 (d. h. vor dem Ausbruch der böhmischen Unruhen) Statt gehabt hatte. Beide Kronen

verlangten ferner, daß die alte Reichsverfassung wieder hergestellt werden, die Grundsätze derselben heilig bleiben, und sämmtliche Reichsstände an ihren Rechten keinen Abbruch leiden sollten. Für ihre Anstrengungen bedungen sich Frankreich und Schweden eine hinreichende Genugthuung mit dem Zusatz aus, daß diese Genugthuung die Sicherheit der genannten Kronen und ihrer Bundesgenossen und Anhänger bezwecke. Für die Landgräfin von Hessen Kassel, so wie für diejenigen Verbündeten, welche noch gegenwärtig den Krieg im Verein mit den beiden Kronen fortsetzten, endlich auch für die Heere Frankreichs und Schwedens wurde eine Genugthuung in baarem Gelde verlangt." Die schwedische Urkunde unterschied sich von der französischen darin, „daß, nach ihr, alle geistlichen und politischen Beschwerden, wodurch bisher das Mißtrauen unter den Reichsständen unterhalten worden, von Grund ausgetilgt, und alles, was zwischen den Evangelischen und den Katholischen, wegen des Religions-Friedens und der geistlichen Güter, streitig gewesen, ohne Aufschub durch beider Theile Rathschläge lauter gemacht werden sollte." Die französische Urkunde stellte die Bedingung, „daß, nach geschlossenem Frieden, der Kaiser sich nicht in Streitigkeiten mischen sollte, welche zwischen Spanien und Frankreich entstehen könnten; sie fügte sogar hinzu, daß die Feinde der beiden Kronen nie von dem Hause Oesterreich Hülfe erhalten dürften, in welchen Verträgen dieselbe auch bedingt seyn möchte."

Um auf diese Vorschläge antworten zu können, mußte die kaiserliche Gesandtschaft die Meinung ihres Hofes erwarten. Darüber verstrichen mehrere Monate, und in dieser Zwischenzeit waren die Zänkereien über die Excellenz an

der Tagesordnung. Endlich um die Mitte des Septembers erfolgte die kaiserliche Antwort.

Sie war zwiefach; denn sie bezog sich auf die schwedische und auf die französische Urkunde. Unumwunden erklärte der Kaiser in derjenigen, welche den zu Osnabrück versammelten Reichsständen übergeben wurde: „daß alle Gesetze der Reichsverfassung ihre Kraft behalten und die Stände in ihren Rechten von ihm geschützt werden sollten. Die Grundgesetze des Reichs, vorzüglich die goldene Bulle, wären in Jedermanns Händen; welches Recht er habe, könne daraus erkannt werden. Jede Erörterung dieses Gegenstandes, jede Veränderung, die mit dem Innern Deutschlands vorgenommen werden sollte, bleibe indeß eine Angelegenheit des Kaisers und des Reichs, über welche keiner fremden Macht eine Stimme gebühre. Daß man hinzugefügt habe, „es solle bei Lebzeiten des Kaisers kein römischer König gewählt werden," sei der goldenen Bulle und den Vorrechten des Kaisers mehr zuwider, als entsprechend. In eine allgemeine Amnestie zu willigen, gereiche ihm zum Vergnügen; aber der Anfang des nun beizulegenden Krieges müsse auf das Jahr 1630 gesetzt werden. Eine Genugthuung sei der Kaiser den Kronen nicht schuldig; er behalte sich sogar vor, eine von ihnen zu verlangen, da sie die Königreiche und Erbländer des kaiserlichen Hauses mit Feuer und Schwert heimgesucht hätten."

Die zu Münster übergebene Antwort war nur in so fern abweichend, als sich der Kaiser darin über den Artikel erklärte, wodurch er von aller Einmischung in die künftigen Fehden Frankreichs und Spaniens ausgeschlossen werden sollte. Dieser Artikel, so meinte er, setze den wieder-

hergestellten Frieden voraus; und werde er bei der Verhandlung über die Mittel zur Befestigung des Friedens mit aufgeführt, so würden die kaiserlichen Gesandten auch auf ihn eingehen, nämlich in dem Geiste, daß Oesterreich sich weder in den Streit zwischen Spanien und Frankreich mengen, noch überhaupt den Feinden der schwedischen und französischen Kronen Beistand leisten wolle, wenn wechselseitig sich der König von Frankreich verpflichte, sich künftig nicht in die Fehden zwischen der kaiserlichen Majestät und dem heiligen römischen Reiche und der Krone Schweden zu mischen, und überhaupt den Feinden des Kaisers und des Reichs, so wie des katholischen Königs, keinen Beistand zu leisten.

In einem besonderen Artikel verlangte der Kaiser, daß seinen Bundesgenossen und namentlich dem Herzoge von Lothringen alles zurückgegeben werden sollte, was Frankreich ihm genommen hatte.

Man sieht, daß, wie aufrichtig auch der Wunsch nach Frieden seyn mochte, bei diesem Zustande der Forderungen und Gegenforderungen, an keinen Friedensschluß zu denken war. Torstenson's Ausscheiden gab um diese Zeit dem kaiserlichen Hofe auf's Neue die Aussicht auf vortheilhafte Friedensbedingungen; und so geschah es denn, daß das Friedenswerk von keiner Seite mit Eifer betrieben wurde.

Nichts hielt die gegenseitigen Bevollmächtigten mehr auseinander, als der Punkt der Genugthuung. Kaum hatten die Franzosen ein Wort über das Elsaß fallen lassen, so äußerten die Kaiserlichen ein starkes Befremden über diese Forderung; und wie sehr man in diesen Zeiten den Familien-Vortheil der regierenden Häuser noch über jeden andern

setzte, zeigte sich besonders darin, daß jene geltend machten, das Elsaß gehöre den unmündigen Prinzen des Erzherzogs Leopold, die mit dem Kriege nichts zu schaffen gehabt hätten. Gleichen Widerstand fanden die Schweden, als sie äußerten, daß Pommern ihnen besonders wohl anstünde. „Nimmer" erwiederten die kurbrandenburgischen Gesandten, „werde ihr Kurfürst Pommern fahren lassen, es möchte gehen wie es wolle." So kam man für den Augenblick auseinander. Doch war nichts natürlicher, als daß man, bei erneuerter Annäherung, auf diesen wichtigen Punkt zurückkam. Als der schwedische Gesandte Salvius im Spätherbst nach Münster kam und die kaiserlichen Bevollmächtigten ihn fragten, was denn wohl Kurbrandenburg für Pommern entschädigen solle, da war seine schlaue Antwort: „man muß ein lediges Gut suchen, etwa ein Bisthum, das keinen erblichen Herrn hat." Auf diese Weise wurde das Säkularisations-Prinzip zuerst ausgesprochen, zum größten Schrecken der kaiserlichen Bevollmächtigten, welche sich noch keinen Begriff davon machen konnten, daß der Staat auf Kosten des Kirchenthums vergrößert werden sollte, und welche, nicht mit Unrecht, das kaiserliche Ansehn in Deutschland verloren gaben, wenn es die Bischofsstühle, seine stärksten Stützen, einbüßen müßte.

Die Erscheinung des Grafen Maximilian von Trautmansdorf auf dem gedoppelten Friedens-Kongreß, am Schlusse des Jahres 1645, gab der Unterhandlung neues Leben.

Am 7. Januar 1646 Nachmittags erschienen die schwedischen Botschafter Oxenstierna und Salvius zu Osnabrück bei der kaiserlichen Gesandtschaft und äußerten, nach vor-

ausgesandten Glückwunsch zum neuen Jahre, daß sie bereit wären, ihre Erwiederungen wegen der Friedensvorschläge mündlich darzulegen, weil die französischen Gesandten Ursache hätten, warum sie nicht schriftlich erwiedern wollten. Demgemäß war ihre erste Forderung, daß die Gränze der Amnestie und der Wiederherstellung des alten Zustandes schlechterdings keine nähere seyn dürfe, als das Jahr 1618; „denn," sagten sie, „sonst bleibt vielfache Beschwerde zurück und es könnte ein größeres und gefährlicheres Feuer entzündet werden, als bisher gewüthet hat." Aufgefordert, sich über die Genugthuung zu erklären, welche Schweden verlange, sagten dieselben Botschafter: „Die schwedische Majestät sei zwar erbötig, alle in Mähren und Oesterreich eroberten Plätze zu räumen, werde aber dagegen, zu ihrer Entschädigung, zum Theil auch der Sicherheit wegen, Schlesien, Pommern mit dem Stift Camin, Wismar sammt Poel, dem Wallfisch und Warnemünde, und die Stifter Bremen und Werden behalten und vom Reiche zu Lehn tragen." Gleichzeitig überreichten sie eine Schrift, die Genugthuung der Landgräfin Amalie von Hessen Kassel betreffend, und fügten endlich hinzu, wie sie verhofften, Se. kaiserliche Majestät werde sich auch über die Befriedigung der Militz erklären. Scheidend wünschten sie, daß die Kaiserlichen über das alles gute Träume haben und ihnen willfährige Antworten bringen möchten.

An demselben Tage hatten auch die Franzosen den Vermittlern ihre Gegenerklärung mündlich mitgetheilt; und wenn auch hieraus hervorging, daß sie im strengsten Einverständniß mit den Schweden gehandelt hatten, so offenbarte sich dies noch mehr in den einzelnen Artikeln ihrer

Gegenerklärung. Gleich den Schweden forderten sie Amnestie, Wiederherstellung der Dinge nach der Norm von 1618 und Sicherstellung der Reichsverfassung. Die Wahl eines römischen Königs bei Lebzeiten des Kaisers wollten sie zwar nicht unbedingt verwerfen, doch drangen sie darauf, daß, um die Erblichkeit des Reichs zu verhindern, der König nie aus dem regierenden Hause genommen werden sollte. Die Theilnahme des Herzogs Karl von Lothringen an den Friedensunterhandlungen wurde von ihnen schlechterdings verworfen; auch sollte der Kaiser versprechen, daß er die Franzosen nie im Besitz der Staaten dieses Herzogs beunruhigen wollte. Zur schuldigen Genugthuung, so wie zur künftigen Sicherheit der Kronen und der mit ihnen verbündeten Reichsfürsten, verlangten die Botschafter, außer den dargebotenen drei Bisthümern Metz, Toul und Verdün, Ober- und Unter-Elsas, den Sundgau, Breisach und Breisgau, so wie auch die vier Waldstätte, mit allen Rechten und Sachen, welche, vor dem gegenwärtigen Krieg, von den Fürsten des österreichischen Hauses besessen worden. Auch Philippsburg mit seinem Gebiete sollte bei Frankreich verbleiben, das nicht verschmähen wollte, gleich anderen Reichsständen, Sitz und Stimme auf dem Reichstage zu haben.

Forderungen dieser Art natürlich und der Sache angemessen zu finden, hätten die deutschen Staatsmänner des siebzehnten Jahrhunderts einsichtsvoller und aufgeklärter seyn müssen, als sie es wirklich waren. Ihr Hauptirrthum steckte in der Meinung, die sie von dem Werthe der deutschen Verfassung hatten. Nicht begreifend, daß diese die eigentliche Quelle des Elends war, das der dreißigjährige Krieg über das geliebte Vaterland gebracht hatte, wollten

sie die Güte derselben noch in dem Augenblick vertheidigen, wo sie sich nicht länger in ihrer Eigenthümlichkeit behaupten konnte und das Verhältniß der Fürsten und Städte zu dem Kaiser einer nothwendigen Abänderung entgegen ging, zu welcher die Reformation den ersten Grund gelegt hatte. Nichts beleidigte die deutschen Unterhändler noch mehr, als daß Ausheimische Bestandtheile des Reichs in Anspruch nahmen. „Woher," so fragten sie, „diese plötzliche Veränderung, daß diejenigen, welche, ihrer Versicherung nach, bei ihren Bemühungen um die Wiederherstellung der deutschen Freiheit, nur Ehre und Ruhm gesucht haben, jetzt, wie auf einem ganz anderen Schauplatze, Landschaften und Städte, gleichwie Spolien des überwundenen Deutschlands, unter sich theilen wollen? Weder vor Zeitgenossen, noch vor der Nachwelt wird sich die Verschenkung fremden Guts vertheidigen lassen. Was haben denn die Fürsten Tyrols, der Kurfürst von Brandenburg und die Herzoge von Mecklenburg vor den übrigen gesündigt, daß mit ihren Erbgütern der Ehrgeiz und die Habsucht der Ausländer gestillt werden müssen? Nach rhodischen Gesetzen war, wenn für das gemeinschaftliche Heil ein Wurf über Bord nothwendig geworden, der Verlust Allen gemein. Die gottloseste aller Neuerungen ist, daß die Schweden die Bisthümer Bremen und Verden — diese von wahrhaft christlichen Vorfahren dem Himmel geweihten Stiftungen — sich als weltliches Gut zusprechen, und daß die Landgräfin von Hessen, übermüthig durch die Genossenschaft großer Namen, das ganze Stift Paderborn und ansehnliche Stücke von Mainz und Cöln, von den Stiftern Münster und Minden und von der Abtei Fulda als ewiges Besitzthum dem

Hause Hessen = Kassel zuwenden will — sie, die den Nachbarn so viel Schaden gebracht und durch Tribute so ungemeine Schätze gehäuft hat! Durch einen solchen Frieden werden die unvorsichtigen Deutschen nur neue Werkzeuge zu ihrer Sklaverei darbieten. Denn, wer ist so blödsinnig, zu glauben, daß die Schweden im Besitze Pommerns und der Schlüssel des baltischen Meeres ruhig bleiben werden? oder zu hoffen, daß die Gallier, nachdem sie so viel Städte und Burgen weggenommen, so vielen Strömen Fesseln angelegt, sich mit Elsaß und Lothringen begnügen werden?"

So äußerten sich die Botschafter der deutschen Fürsten, dem Grafen Trautmannsdorf gegenüber, nicht ohne einzugestehen, daß die Stärke der Schweden und Franzosen ihren Grund nur in der Zerrissenheit habe, welche durch die Vertheilung der Deutschen unter so viele Fürsten entstanden sei. Man fühlte also sehr deutlich, daß man den Forderungen Schwedens und Frankreichs nicht werde widerstehen können. Die Voraussetzung aber war, daß viel gefordert werde, um etwas zu erhalten; und wirklich zeigte der Erfolg, daß die beiden Kronen nicht unbillig waren, nur daß Schweden in Beziehung auf Pommern nichts fahren lassen wollte.

Die Hartnäckigkeit, welche der Kurfürst Friedrich Wilhelm in diesem Kampfe bewies, ist allzu merkwürdig, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten.

Die Gesandtschaft dieses Fürsten war zahlreich. An die Spitze derselben hatte er den Grafen von Witgenstein gestellt, der, je nach der Beschaffenheit der Umstände, sich bald zu Osnabrück, bald zu Münster aufhalten sollte. Dort besorgte der geheime Staatsrath Johann Friedrich von Lö-

ben, unterstützt von dem Doctor Peter Fritze, den Matthäus Wesenbeck ablösete, die Angelegenheiten des Kurstaats; hier Fiedrich von Heyden und Johann Portmann, dessen Stelle in der Folge Johann Fromholt einnahm. Dem Grafen von Trautmannsdorf ließ Friedrich Wilhelm 100,000 Thaler bieten, wenn er ihm Pommern erhalten wollte. Als er damit nichts ausrichtete, führte er auf dem Friedens-Kongresse die rührendsten Klagen; — in der That Klagen, deren tiefer Sinn nur allzu lange verkannt worden ist. Er fragte nämlich: „ob er nicht der Unglückseligste unter Deutschlands Ständen seyn würde, wenn er, nachdem sein ganzes Kurfürstenthum länger als zwanzig Jahre, ohne Unterbrechung, ohne genossene oder zu hoffende Erquickung, von Grund aus verderbt worden, nun auch nicht zum Besitz des ihm von Gott und Rechtswegen angeerbten Herzogthums Pommern gelangen könne, und, wider alles Verhoffen, auch dessen noch ganz und gar verlustig gehen sollte? Durch die Abtretung Pommerns würde er die Vormauer seines Kurfürstenthums und die ganze Verbindungslinie mit seinem Staat in Preußen verlieren; und da die göttliche Vorsehung seine Gränzen bis an die See ausgebreitet habe, so würde er sehr undankbar sein, wenn er einen so stattlichen Segen gleichsam von sich weisen wollte. Welche Potentaten wüßten, wie großen Gewinn es bringe, in Zeiten des Krieges und des Friedens, schiffbare Ströme bei und an der Hand zu haben, die würden, auf den unvermeidlichsten Nothfall, lieber etwas Größeres aufopfern, als sich von den Strömen sondern lassen. Man sollte ihm den Oderstrom nicht schließen, ihn von der See nicht trennen; denn durch den Handel hoffe er seinen unglücklichen Staat wie-

der empor zu bringen, und auch ganz Schlesien und einen Theil von Polen mit demjenigen zu versorgen, was sie aus der See bedürften. Dagegen geriethen auch andere Stände des Reichs in Gefahr eines unaufhörlichen Brandes, wenn er, zu sonderlicher Verkleinerung und Beschimpfung seines Hauses, das Herzogthum Pommern an die Schweden fahren ließe. Bekanntlich gränze mit demselben die Krone Polen; und der König von Dänemark sei über die Ostsee sein nächster Nachbar. Geriethen diese beiden Potentaten, oder einer von ihnen, in offene Fehde mit Schweden, welches so leicht durch die Fälle der Welt herbeigeführt werden möchte: so würde die feindliche Macht sich stracks auf die pommerschen Lande, wenn sie schwedische Besitzung wären, werfen, und dann schlage das Feuer nicht bloß über die brandenburgischen, sondern auch über die angränzenden deutschen Staaten . . ."

Wie triftig diese Gründe in sich selbst waren und wie viel Anerkennung sie bei den deutschen Fürsten finden mochten: Schwedens Forderung war nicht zurückzuweisen, und sollte diese Macht nicht zugleich in den Besitz Schlesiens kommen, so konnte ihr Pommern nicht versagt werden, was auch daraus für Deutschland und für Pommern selbst hervorgehen mochte.

Das Friedensgeschäft würde einmal über das andere in's Stocken gerathen seyn, wenn die Vernunft allein es hätte zu Stande bringen sollen; denn wo Niemand verlieren will, während Einige gewinnen wollen, da ist der Streit seiner Natur nach unendlich.

Glücklicherweise ging der Krieg der Unterhandlung zur Seite, und indem die mannichfaltigsten Leidenschaften

angeregt wurden, konnte es schwerlich ausbleiben, daß man zum Schluß zu kommen wünschte.

Frankreich erreichte seinen Zweck zuerst. Als Marschall Türenne mit einem Heere im Anzuge war und Maximilian von Baiern fürchten mußte, daß, trotz seinen geheimen Verbindungen mit Frankreich, sein Kurfürstenthum den stärksten Zerstörungen entgegen gehe, wofern er nicht als offener Feind des Kaisers aufträte, erklärten seine Gesandten, daß Baiern einen separaten Frieden mit der französischen Krone schließen werde, wenn die kaiserlichen Botschafter noch länger anstünden, das anzubieten, was einzuräumen der kaiserliche Befehl gebiete. Hierdurch außer Fassung gesetzt, sendete der Graf von Trautmannsdorf den Grafen von Nassau und den Doktor Volmar zu den Vermittlern, um ihnen kund zu thun, daß der Kaiser Unter- und Ober-Elsas, so wie auch den Sundgau an Frankreich abtreten wolle. Von jetzt an handelte es sich nur um die Waldstädte und um Breisach und Philippsburg. Jene ließen die Franzosen willig fahren. Um so hartnäckiger aber drangen sie auf die Abtretung von diesen. Und sie erhielten was sie gefordert hatten: zuerst Breisach, und dann das Recht einer ewigen Besatzung in der Festung Philippsburg.

Von diesem Augenblick an (31. Aug. 1646) schien ein neuer Geist über die Friedensversammlung gekommen zu seyn. Nun nicht mehr Feinde des Kaisers, nahmen die Franzosen die Miene an, als sei es ihnen anheimgestellt, ihre bisherigen Verbündeten gleichfalls zu einem friedlichen Vereine mit dem Kaiser zu vermögen; als Quasi-Schiedsrichter traten sie in Osnabrück auf. Doch von den Schweden nicht bloß mit Kälte empfangen, sondern wegen des

einseitig geschlossenen Friedens sogar mit Vorwürfen überschüttet, veränderten sie leicht den Ton. Auch überzeugten sie sich bald, daß die Befriedigung ihrer Bundesgenossen keine leichte Sache sei. Die Vorschläge, welche sie thaten, stießen auf die Weigerung des Kaisers, von Schlesien auch nur einen Fußbreit abzutreten, auf den Abscheu des Kurfürsten Friedrich Wilhelm vor einer Austauschung Pommerns, und auf die Mißbilligung des päpstlichen Gesandten, welcher nicht zugeben wollte, daß Schweden und Protestanten sich auf Kosten der Kirche vergrößern sollten.

Dieser gordische Knoten mußte zerschnitten werden; und dies geschah im Laufe des Jahres 1646 durch die glücklichen Operationen des schwedischen Obergenerals Wrangel, welche die Folge hatten, daß der Graf von Trautmannsdorf dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm am Schlusse des Jahres sagen ließ: „er müsse sich zum Ziele legen und auf Vorpommern mit Stettin Verzicht leisten.“ Nicht lange darauf erfolgte für denselben Kurfürsten von Seiten der Reichsstände die Drohung, „daß, wenn er seine Einwilligung nicht in Monatsfrist gäbe, den Schweden ganz Pommern von Seiten des Reichs und des Kaisers werde zugesprochen werden.“ Den 28. Januar 1647 wurde die schwedische Genugthuung beschlossen, wie sie war gefordert worden.

Sollten nun Schwedens Anstrengungen durch die Erwerbung Vorpommerns, der Stadt Wismar mit ihrem Gebiete, der Bisthümer Bremen und Werden und einer nicht unbeträchtlichen Geldsumme belohnt werden: so mußte es Entschädigungen für den Kurfürsten und die Herzöge von Mecklenburg geben. Wie aber diese finden, wenn man den

Begriff der Säkularisation, welchen die französischen Gesandten in Umlauf gebracht hatten, nur für Schweden hätte gelten lassen wollen? Friedrich Wilhelm erhielt also, außer Hinterpommern, das Erzbisthum Magdeburg und die Bisthümer Halberstadt, Minden und Kamin, als weltliche Fürstenthümer. Auf gleiche Weise wurde Mecklenburg für das verlorene Wismar durch die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg, so wie durch zwei Johanniter-Kommenden entschädigt; und damit auch Braunschweig, Wolfenbüttel und Hessen-Kassel nicht leer ausgehen möchten: so erhielt jenes einige Klöster, dieses eine Abtei in Westphalen und 600,000 Thaler. Jetzt blieb nur noch ein Einziger übrig, der sich beschweren konnte: der älteste Sohn des unglücklichen Friedrich des Fünften von der Pfalz. Er erhielt die Unterpfalz zurück; und da er für die verlorne Kurwürde, die auf Baiern übergegangen war, entschädigt werden mußte, so wurde die achte Kurwürde geschaffen: eine Maßregel, wodurch das alte Wahl-System, das die Heptarchie in sich schloß, wesentlich aufgehoben wurde. Die Bergstraße kaufte der Kurfürst von Mainz; und indem das Friedenswerk sich nicht auf Deutschland beschränkte, erwarben zwei Staaten, deren Unabhängigkeit bisher nicht anerkannt worden war, dieselbe als etwas, das nicht länger versagt werden konnte. Der eine von diesen Staaten war die Schweiz; der zweite die Republik der vereinigten Niederlande.

So verhielt es sich mit den Ergebnissen der Friedens-Unterhandlung zu Münster und Osnabrück.

In welchem Lichte die Friedensstifter auch ihr Verfahren betrachten mochten: immer war es das einzige richtige, wenn der großen Umwälzung, welche durch die Kirchenver-

besserung über die europäische Welt gebracht war, ihr Recht wiederfahren sollte. Denn soll ein veraltetes Regierungs-System, wie das theologische des früheren Mittelalters, einem neuen, den gesellschaftlichen Bedürfnissen besser entsprechenden Platz machen: so bleibt nichts anderes übrig, als die Autoritäts-Mittel, welche das erstere besitzt, dem letztern zuzuwenden; so lange dies nicht geschieht, kann dem Streite zwischen beiden nicht ein Ende gemacht werden, weil im gesellschaftlichen Leben das Vorwiegende zugleich das Leitende ist.

Man darf daher behaupten, daß die kirchlichen Angelegenheiten, welche einen so wesentlichen Theil der Friedens-Unterhandlungen ausmachten, gar nicht hätten zu Ende geführt werden können, wenn die Idee einer Säkularisation ihnen nicht zur Seite gegangen wäre. Nur weil Kirchenthum und Religion in diesen Zeiten noch für eins und dasselbe galten, war man verführt, den Streit bis an die äußerste Gränze zu treiben: eine Art von Wuth, die sich nicht eher legte, als bis man zu der Erkenntniß gelangt war, daß es nicht die Mühe belohne, die Religions-Freiheit vorzuenthalten. Nachdem man also länger als sechs Monate gekämpft hatte, vereinigte man sich dahin, daß der Passauer Vertrag bestätigt, die Reformirten darin aufgenommen werden und die Protestanten alle die Güter und Kirchen behalten sollten, die sie im Jahre 1624 besessen hatten. Freilich hieß dies nicht, die kirchliche Duldung nach einem umfassenden Prinzip in die Gesellschaft einführen; allein es war unstreitig alles, was sich im siebzehnten Jahrhundert durchführen ließ. Die kirchlichen Partheien mit einander zu versöhnen, wurde die Einrichtung getroffen, daß im

Reichskammergericht die Zahl der Räthe und Beisitzer von beiden Religions-Partheien gleich seyn sollte: ein Vorschlag, der von den Franzosen herrührte, welche bemerkt haben wollten, daß eine solche Zusammensetzung in ihrem Vaterlande ersprießliche Dienste geleistet habe. Den Landesherren wurde zum Gesetz gemacht, Confessionen, welche nicht die ihrigen wären, nicht zu verfolgen oder zu bedrücken. Und wie könnte unbemerkt bleiben, daß, als alle Schwierigkeiten, welche dem Duldungs-System entgegengestellt wurden, endlich überwunden waren, die Gesandten der Reichsstände, von einem bewundernswürdigen Instinkt getrieben, sich umarmten und helle Freudenthränen vergossen! Ahneten sie Deutschlands bessere Zukunft? Kaum läßt sich daran zweifeln.

Auch in dieser Friedens-Unterhandlung gab Eins das Andere, ohne daß dabei irgend eine Absicht vorgewaltet hätte. Wie aus der Niederlassung der Franzosen und Schweden im deutschen Reiche die Säkularisation vieler geistlichen Güter und aus dieser die Duldung folgte, eben so folgten aus dem Duldungsgesetze ganz neue Verhältnisse der Kurfürsten und Fürsten zu dem Kaiser. Sollten nämlich die Kurfürsten und Fürsten eine Bürgschaft für ihr neues Besitzthum und für die daraus entspringenden Rechte erhalten: so blieb nichts Anderes übrig, als ihnen Vorrechte zuzuwenden, die sie bis dahin nicht gekannt hatten. Dahin gehörte das Vorrecht, nicht bloß untereinander, sondern auch mit auswärtigen Mächten Bündnisse zu schließen; ferner das Vorrecht, auf den Reichsversammlungen eine freie und entscheidende Stimme zu haben. Wenn es also in dem bisherigen Verhältnisse des Kaisers

zu den Kurfürsten und Fürsten noch immer den Anschein gehabt hatte, als sei es wesentlich auf Lehnsrecht oder Vasallenschaft gegründet, so mußte dieser Anschein gänzlich verschwinden; denn jeder Fürst machte nun aus seinem Staate einen abgeschlossenen Wirkungskreis, worin er dem Kaiser eben so fremd wurde, wie jedem ausländischen Könige. Die natürliche Folge hiervon war doppelter Art: einmal nämlich wurden die einzelnen Provinzen des deutschen Reichs (schlechtweg Länder genannt) zu wirklichen Staaten ausgebildet, und in dieser Beziehung erfolgte das baare Gegentheil von dem, was beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges von Seiten der Jesuiten und des Kaisers beabsichtigt war; zweitens verlor das Ganze Deutschlands durch den Mangel an Zentralisation ganz und gar die Haltung, die es bis dahin, den übrigen Reichen Europa's gegenüber, gehabt hatte. Kurz: mit der Befreiung von der päpstlichen Autorität, welche die unmittelbare Folge eines gesetzlich gewordenen protestantischen Kirchenthums war, trat auch das allmählige Verschwinden der kaiserlichen ein. Was von der alten Verfassung beibehalten wurde, war kraftlos: vorbereitet aber waren alle nachfolgende Erscheinungen bis auf den heutigen Tag.

Vergleicht man nun den Ausgang des dreißigjährigen Krieges mit dem Anfange desselben: so macht man die tröstliche Entdeckung, daß Unternehmungen, welche gegen den in der Zeit errichteten Zivilisations-Grad gerichtet sind, damit endigen, daß sie sich demselben unterordnen. Was wollten die Jesuiten, als sie den böhmischen Bürgerkrieg nach Deutschland spielten? Zurückführung der theokratischen Universal-Monarchie, welche durch die Kirchenverbesse-

rung in engere Gränzen eingeschlossen war. Und was erreichten sie? Nichts; ja, noch weniger als nichts: denn indem der Protestantismus ein gesetzliches Daseyn erhielt, stand es um die Universal-Monarchie, deren Zurückführung sie auf sich genommen hatten, weit schlimmer als vorher. Die Schicksale des Hauses Oesterreich entsprachen genau diesem unerwarteten Ausgange der Dinge. Eigentlich war dies Haus unter Ferdinand dem Zweiten nur Werkzeug in den Händen des Priesterthums. Um diesem Kaiser die nöthige Bereitwilligkeit zu geben, spiegelte man ihm die Souveränität Deutschlands als etwas vor, das unter den einmal vorhandenen Umständen leicht zu erringen sei. Er ging darauf ein; aber wie wenig fehlte daran, daß sein ganzes Haus in Waldsteins Ehrgeiz seinen Untergang gefunden hätte! Und wie wenig wurde nach dem Tode dieses ausgezeichneten Heerführers erreicht! Der Verlust des Elsasses, des Sundgau's und der festen Plätze, welche seine diesseits des Rheins gelegenen Provinzen beschützten, war in der That das Geringste, was Oesterreich im westphälischen Frieden einbüßte. Von weit größerer Erheblichkeit war die gefährliche Stellung, die es durch diesen Frieden erhielt: eine Stellung, welche nach vielen unangenehmen Erfahrungen, im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts keine andere Wahl ließ, als der römisch-deutschen Kaiserwürde gänzlich zu entsagen. Inzwischen wirkte die Befreiung von den Banden der kirchlichen Herrschaft im protestantischen Deutschland zur Hervorrufung eines höheren Grades von Kultur und Zivilisation. Je ungehinderter die Wissenschaft vorschreiten konnte, desto schneller kam die Gesellschaft zum Bewußtseyn ihrer selbst; zu einem Bewußt-

seyn, wonach sie sich selbst sagte, daß die Freiheit eben so sehr im Gehorsam gegen die Gesetze enthalten ist, wie das Recht in der Pflicht.

Bezieht man die große Begebenheit des dreißigjährigen Krieges auf die Kurmark Brandenburg: so muß man gestehen, daß das gegenwärtige Königreich Preußen ohne dieselbe schwerlich in's Daseyn getreten seyn würde. In Widerwärtigkeiten liegt dadurch eine heilbringende Kraft, daß liebende Gemüther von ihnen zur Entfaltung ihres ganzen Schöpfungs-Vermögens angeregt werden. Dies war der Fall mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Acht und zwanzig Jahre alt, als er durch den westphälischen Frieden in eine, seinen Vorfahren unbekannte Bahn geführt wurde, fühlte er keinen anderen Beruf, als der Aufgabe zu entsprechen, die ihm vom Schicksal gestellt war. Wie er sie lösete, und wie er durch die Lösung zum Urheber der preußischen Monarchie wurde: dies werden die nächsten Abschnitte offenbaren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

* * *

Ist man darüber im Reinen, daß der Verbrauch an und für sich, d. h. wofern er nicht von einer Hervorbringung begleitet ist, auf keine Weise dazu beitragen kann, daß die Summe der Produkte vermehrt werde: so bleibt nur noch die Frage übrig, wie er Einfluß gewinnt auf die Art von Produktion, zu deren Erzeugung er auffordert. Es unterliegt nämlich keinem Zweifel, daß die Verzehrer, indem sie den von ihnen beliebten Dingen einen höheren Preis zuwenden, den Produzenten bestimmen, seine Produktions-Mittel diesen Gegenständen zuzuwenden. Der Satz der alten Staatswirthschaftslehre: „Wie der Verzehr, so die Wiedererzeugung," ist demnach wahr und falsch zugleich: wahr, wenn nur von den Sachen die Rede ist, die man hervorbringt; falsch hingegen, wenn man die Summe, die Bedeutsamkeit der hervorgebrachten Werthe in's Auge faßt.

Die Ursachen und Mittel der Produktion sind auf's Wesentlichste verschieden von den Ursachen des Verzehrs. Behaupten, daß Verzehren so viel ist, als Hervorbringen, heißt behaupten, daß man Wälder erzieht, wenn man Holz verbrennt; wenn jedoch die Holzverbraucher das büchene Holz dem fichtenen vorziehen, so werden die Grundbesitzer, die sich mit Anpflanzungen beschäftigen, mehr Buchen als

Fichten ziehen, vorausgesetzt, daß ihr Grund und Boden sich mit jenen eben so gut verträgt, als mit diesen.

Die Thatsache, daß ein Produkt den Vorzug vor dem andern erhält, kann aus zwei Gesichtspunkten betrachtet werden; nämlich als günstig, oder nicht, für den Vortheil des Verzehrers und als günstig oder nicht für den Vortheil des Produzenten. Der erste von diesen Gesichtspunkten ist der bei weitem wichtigste, sofern dabei erforscht werden muß, welche Befriedigung, welche Entschädigung die Verzehrer, es sei als Privatleute, oder als Volkskörper, von ihren Verbrauchen haben. Doch kann man auch den Einfluß, welchen eben diese Verbrauche auf die Produzenten ausüben, nicht aus der Acht lassen.

Vor allen Dingen muß man den Satz bestreiten, daß man hervorbringe, was man will.

Ohne auf das Uebergewicht zu achten, das ganz zufällige Umstände nicht selten über allgemeine Grundsätze ausüben, sind mehre Staatswirthschaftslehrer der gegenwärtigen Zeit der Meinung, daß, weil es den Produzenten frei steht, ihre Kapitale und ihre Betriebsamktit solchen Produktions-Arten zuzuwenden, welche ihren Vortheilen am meisten entsprechen, die Vortheile eines Jeden aufgewogen werden durch seine Nachtheile, weil sonst alle Welt die besten Gewerbe ergreifen und die schlechteren aufgeben würde. Doch diese vollkommene Freiheit in der Wahl des Gewerbes hat nie bestanden, und wird nie bestehen. Die Liebhabereien, die Unwissenheit, der Eigensinn der Verzehrer, die verschiedenen Umstände, worin sie sich befinden, werden sich nie gebietenden Regeln unterwerfen; und diese Bedingung kommt, wenn alles Uebrige sich gleich bleibt, einer Unmöglichkeit so nahe, daß sie in die Kategorie der leeren

Voraussetzungen zurückfällt. Dies ist ein Punkt, in welchem die Ergebnisse der auf Erfahrung gestützten Staatswirthschaftslehre sehr selten mit denen der unbedingten, vom Geiste des Metaphysizismus beherrschten, zusammen treffen.

Unter den Verbrauchen, welche den Produzenten am günstigsten sind, muß man die reproduktiven oben an stellen, weil sie den Keim ihrer Wiederkehr oder Erneuerung in sich tragen. Die Fabrikation alles dessen, was in den Manufakturen seine Anwendung findet, hört niemals auf; hingegen die Fabrikation von Gegenständen des Luxus erneuert sich nicht oft, wenigstens nicht in denselben Formen. Aus einem ähnlichen Grunde giebt die Hervorbringung von Gegenständen, welche der arbeitenden Klasse nöthig sind, wie die der am allgemeinsten gebrauchten Stoffe, auch wenn sie in sich selbst steril ist, Veranlassung zu den am meisten beschäftigten Professionen.

Eine oberflächliche Ansicht von der Gesellschaft hat allein zu dem Wahn verführen können, daß neue Gewinne nur dadurch zu machen sind, daß man neue Liebhabereien in den Begüterten anregt. Da man nur in ihnen so viel Geld voraussetzt, als nöthig ist, um über das Bedürfniß hinaus zu kaufen, und da sie mit allem Nothwendigen reichlich versorgt sind: so spannen die Produzenten ihren Verstand auf die Folter, um Ueberflüssigkeiten hervorzubringen und eine durch Genüsse aller Art erschöpfte Sinnlichkeit zu reizen. Weit angemessener und weit wichtiger dem Erfolge nach würde es seyn, in der bedürftigen Klasse neue Liebhabereien zu wecken. Sie würde sich unendlich mehr anstrengen, diese Liebhabereien zu befriedigen

und gerade hierin würden sich die Produzenten unerschöpfliche Hülfsquellen, d. h. eine Masse von Verzehrer verschaffen.

Will man sich von der unermeßlichen Quantität von Produkten, welche in den zahlreichen und arbeitsamen Klassen der Gesellschaft Absatz finden können, eine klare Ansicht verschaffen, so braucht man nur die Produkte, welche man in armseligen Dörfern antrifft — in Dörfern, die in allen zivilisirten Staaten Europa's bei Tausenden zu finden sind — mit den Produkten zu vergleichen, die uns in die Augen stechen, wenn wir irgend ein wohlhabendes Dorf in England, in Holland, in der Schweiz, oder auch in Deutschland, z. B. im Oderbruche, besuchen. Das Wohlseyn solcher Dorfbewohner ist nicht chimärisch; denn es ist wirklich. Die Ursachen desselben aber liegen nicht so tief, daß sie sich nicht auffinden ließen. Dabei ist ganz und gar nicht die Rede von einer Vergleichung armer Tagelöhner und Handwerker mit reichen Eigenthümern; wohl aber von einer Vergleichung zwischen Menschen, welche in verschiedenen Ländern, oder auch in einem und demselben Lande, dieselbe Handthierung treiben und das Fundament der Bevölkerung bilden.

Jedes Dorf, das man wohlhabend nennen kann, gewährt einen Anblick, wodurch es sich von jedem Dorfe unterscheidet, das von armseligen Tagelöhnern bewohnt wird, deren Erwerb nur von einem Tage zum andern reicht. Vor den Häusern Bäume und Blumen, die durch Gitterwerk beschützt sind! Fenstern von Glasscheiben, sogar von großen! Fensterladen und Thüren mit Oelfarbe bestrichen, und diese von Zeit zu Zeit wieder aufgetragen, um das Holz desto länger vor Fäulniß zu bewahren! Beim Eintritt in

die Wohnung nicht ein geräumiges Zimmer, das zugleich als Küche und als Schlafstube, wohl gar als Stall dient; wohl aber eine Wohnstube, mit Stühlen, Tischen und Schränken versehen! Die Geräthschaften nicht von Thon, wie ihn der Töpfer verarbeitet, wohl aber von Fayance und von Zinn! In dem Schlafzimmer vielleicht eine Uhr und ein Fußteppich, gewiß aber Federbetten und Vorhänge vor denselben, Gardinen und einen Kamin! Die Nahrung der Familie gesund und zureichend: häufig Fleisch, Gemüse und einen Labetrank! Um die Wohnung her einen Hof, einen Garten, Ställe, Federvieh, Werkzeuge, wie das Gewerbe sie fordert, und diese von guter Beschaffenheit und in hinreichender Zahl. Alle diese Dinge sind Produkte, die mehr oder minder langsam verbraucht und nur dann erneuert werden, wenn das Bedürfniß dazu treibt; als Produkte aber sind sie Früchte der Ueberlegung und Thätigkeit einer Familie, welche nicht müde wird zu säen und zu erndten. Zwar ist diese Familie zugleich Produzent und Konsument; doch vieles von dem, was sie verbraucht, ist die Frucht einer ihr fremden Betriebsamkeit, gewonnen dadurch, daß sie thätig ist auf ihre Weise, d. h. daß sie Werthe schafft, wodurch sie die Produkte des Maurers, des Stellmachers, des Tischlers, des Malers, des Schlossers, des Müllers, des Seifensieders, des Gewürzkrämers, des Fabrikanten, des Kaufmanns, kurz aller derjenigen erkauft, welche dazu beitragen, daß die Bedürfnisse der Familie befriedigt werden. Wieviel nun ein Dorf, das unserer Beschreibung entspricht, zur Bethätigung der nicht-agrikulturischen Arbeiten beiträgt, wird man gewahr, wenn man eintritt in eins von denjenigen Dörfern, deren bemooste Stroh-

dächer beweisen, daß in ihnen der Fleiß nie eine Aufmunterung erhalten hat, welche der Rede werth ist; es sei nun, daß die Engherzigkeit des edelmännischen Grundherrn die Schranke für vermehrte Wohlhabenheit bildet, oder, daß ein unersättlicher Fiskus den Erwerb verleidet, indem er seine Ansprüche allzu weit treibt.

Ist Armuth in letzter Auflösung nichts weiter, als eine Folge der, mit der Hervorbringung gesellschaftlich-nützlicher Gegenstände verbundenen Schwierigkeiten: so wissen wir, woran wir uns zu halten haben. Um alles mit Einem Worte zu sagen: diese Schwierigkeiten wollen überwunden seyn. Dazu aber ist noch mehr erforderlich, als daß man Arme und Beine rühre. Auch der Kopf will in Thätigkeit gesetzt seyn, wenn Wohlhabenheit entstehen soll. Es giebt in Spanien, in Frankreich und in Deutschland vielleicht kein einziges Landgut, dessen Produkt nicht beträchtlich vermehrt werden würde, wenn der Eigenthümer sich von den neuesten Fortschritten im Landbau unterrichtete und nur darauf bedacht wäre, anwendbare Verbesserungen anzubringen. Wenn Gutsbesitzer, statt dessen, lieber in kleinen Städten vegetiren und die Vermehrung ihres Einkommens nur von erhöheten Marktpreisen erwarten: so ist es wohl kein Wunder, wenn weder sie, noch diejenigen, welche von ihnen abhangen, vorwärts kommen und nur in ihren Klagen nicht ermüden. Gerade in den arbeitenden Klassen der Gesellschaft könnte und sollte der Verzehr sich am kräftigsten entwickeln; und würde dies wohl ausbleiben, wenn man Talent und Thätigkeit genug hätte, einen nützlichen Gebrauch von gesammelten Kapitalen zu machen, welche, in unseren Zeiten, nur allzu oft dadurch verloren gehen,

daß man sie in thörigten Spekulationen anlegt, oder sie in den Schlund der Staatsschulden wirft? Wenigstens steht so viel fest, daß, da alle Verbrauche eine Hervorbringung voraussetzen, wodurch sie zu nachhaltigen Verbrauchen werden, man die Zahl der Verzehrer nicht wirksamer vermehren kann, als durch den vollständigeren Unterricht über Hervorbringung und durch Gewöhnungen, welche diesem Unterrichte entsprechen.

* * *

Sehr lange ist man der Meinung gewesen, daß jede Art des Verzehrs, die des Verschwenders gar nicht ausgenommen, der Hervorbringung zu Statten komme; in Deutschland ist diese Meinung noch jetzt so sehr im Gange, daß sie sogar von Professoren der Staatswirthschaftslehre verbreitet wird. „Die Prinzipe der Staatswirthschaft" — so drückt man sich aus — „gehören einer andern Ordnung von Ideen an, als die Vorschriften der Moral." Schwerlich giebt es jedoch einen Ausspruch, der noch falscher wäre. Sind beide Wissenschaften nicht eine und dieselbe bis auf den Unterschied, den die metaphysische Methode bewirkt: so muß man wenigstens eingestehen, daß sie, vermöge der Bedürfnisse des menschlichen Geschlechts, in der innigsten Berührung mit einander stehen. Wenn die Moral den Geiz und die Verschwendung verdammt, so bleibt eine aufgeklärte Staatswirthschaftslehre in diesem Punkte nicht hinter ihr zurück; nur daß die letztere ihre Verdammungsgründe nicht aus den Diktaten einer unbedingten Vernunft, wohl aber

aus

aus Beobachtungen schöpft, deren Gegenstand das Wohl und Weh der Gesellschaft ist . . .

Besondere Ursachen bestimmen den Gebrauch, den Jeder von seinem Einkommen macht. Der arme Handwerksmann sieht sich genöthigt, sein ganzes Einkommen dem Verzehr zuzuwenden, diesen als unbedingt improduktiv gedacht. Wie könnte er etwas zurücklegen? wie Kapital sammeln? Nicht anders verhält es sich mit manchem Reichen, dem sein Rang die beschwerliche Last einer großen Repräsentation auflegt. Charakter und Liebhabereien bestimmen uns öfters noch weit mehr, als unsere gesellschaftliche Lage. Bei gleichem Einkommen und gleichen Lasten, verschwendet der Eine, während der Andere Schätze sammelt. Mancher Familien-Vater vergeudet auf eine unverantwortliche Weise, während mancher Hagestolz sich Genüsse versagt, die ihm vor allen Andern zu Gebote stehn.

Doch allgemeine Ursachen wirken noch viel mächtiger auf die Richtung ein, welche die Einkünfte, d. h. die Produkte der Arbeit nehmen. In einem neuen Lande, wo die Kapitale selten und die Gewinne bedeutend sind, wird dem Verbrauch nur wenig zugewendet; denn man fühlt sich gedrungen, Kapitale zu bilden wegen der großen Gewinne, die sie versprechen. Je nachdem nun die Kapitale häufiger werden und die Gewinne sich vermindern, läßt man im Ersparungsgeiste nach, um die Genüsse zu vermehren. Dies Verlangen wird um so stärker, als die Künste eine Menge Gegendienste ins Daseyn rufen, welche den Liebhabereien des Reichen schmeicheln. Wesentlich liegt hierin die Ursache, welche die Kapitale vermindert, indem sie den Verzehrs-Fonds auf Kosten derselben vermehrt;

denn nirgends entdeckt man Länder, wo diese so angehäuft wären, daß von einer Ueberfülle derselben die Rede seyn könnte. Damit das Gegentheil hiervon jemals mit Wahrheit ausgesagt werden könnte, würde erforderlich seyn: 1) daß der Ackerbau keine Verbesserungen zuließe; 2) daß alle übrigen Arten der Betriebsamkeit so hoch ausgebracht wären, daß es unmöglich würde, ein neues Kapital in denselben anzulegen.

Endlich übt auch die öffentliche Meinung einen starken Einfluß auf die Richtung, welche die Einkünfte nehmen. Die Herrschaft der Meinung ist so groß, daß sie die Menschen bestimmen kann, ihren Liebhabereien und ihrem Vortheil schnurstracks entgegen zu handeln. Je nachdem diese Macht die Sparsamkeit oder die Verschwendung vorschreibt, ist die Vertheilung der Einkünfte zwischen Kapital und Verzehrs-Fonds sehr verschieden. Und weil Druckschriften die Meinung im höchsten Grade modifiziren, ist es von der höchsten Wichtigkeit die Resultate der Wissenschaft nur den Ideen zuzuwenden, welche dem gesellschaftlichen Vortheil am meisten entsprechen.

Die öffentliche Meinung, auf die man in unseren Zeiten einen so hohen Werth legt, daß man sie die Königin der Welt nennt, kann vorübergehend allerdings eine große Macht ausüben; allein wie viel fehlt daran, daß sie Wissenschaft sei! Wie gewöhnlich sind sogar irrthümliche Systeme! Wenn die Einkünfte, mit Ausnahme der zur Fortdauer erforderlichen Summen, sich in Kapitale umwandelten, so würde daraus nichts weiter hervorgehen, als eine Ueberfülle von Produkten, es sei denn, daß die Bewohner des Landes im Auslande unermeßliche Absatz-Oerter

fänden. Selbst in diesem Falle würden sie sich sehr schlecht befinden; denn sie würden sich Genüsse versagen müssen, für welche sie berufen wären, und die edelsten Fähigkeiten des menschlichen Geistes würden bei diesem geizhalsigen Volke gelähmt und unentwickelt bleiben. Würde dagegen das Einkommen, seiner Totalität nach, dem Verzehr zugewendet, so würden die Kapitale nicht den Zuwachs erhalten, den die Bedürfnisse der Künste erfordern; die Werkzeuge der Arbeit würden nicht mehr hinreichend seyn, und Elend und Laster würden bei diesem verschwenderischen Volke ihre ganze Macht ausüben, d. h. sie würden es zu keiner achtungswürdigen Entwickelung gelangen lassen.

Welche Forderungen auch gemacht werden mögen: es steht unerschütterlich fest, daß eine verständige Verwendung des Einkommens zugleich die genußreichste für den Besitzer und die nützlichste für die Gesellschaft ist, so daß man sich in dem verderblichsten Irrthum befindet, wenn man annimmt die Verschwendung des Reichen könne dem Armen nachhaltig jemals zu Statten kommen.

Denken wir uns einen Familien-Vater, der, zugleich reich und aufgeklärt, von seinem Vermögen den angemessensten Gebrauch machen will! Wie wird ein solcher zu Werke gehen?

Man darf annehmen, daß seine Liebhabereien, der Vortheil seiner Kinder und die Vorstellung, welche ihn hinsichtlich des allgemeinen Besten eigen ist, ihn gleich stark bestimmen werden, nicht sein ganzes Einkommen zu verbrauchen. Er wird also einen Theil desselben zurücklegen, um seine Kapitale zu vergrößern. Er wird seine Landgüter verbessern, es sei in den Wohn- und Wirthschaftsge-

bäuden, oder in den Aeckern. Sollten diese Unternehmungen nicht sein ganzes Ersparniß aufzehren: so wird er den Ueberschuß einem Fabrikanten anvertrauen, dessen Rechtschaffenheit und Einsicht ihm bekannt sind; und auf diesem Wege wird er dahin wirken, daß sich die Summe nützlicher Einrichtungen in seinem Vaterlande vermehrt.

Nur allzu oft ist ihm gesagt worden, daß die Reichen viel verzehren müssen, wenn die Produktion nicht leiden soll; allein er hat der Sache tiefer nachgedacht, und gefunden, daß derjenige Theil seines Einkommens, den er in Kapital verwandelt, nicht weniger verbraucht wird, als der, den er zu häuslichen Ausgaben bestimmt hat. In der That, die auf Verbesserung eines Landguts verwendeten, oder einem Fabrikanten anvertrauten Ersparnisse werden nicht minder, wenn gleich auf eine reproduktive Weise, verbraucht, wenn sie auf arbeitsame, rechtschaffene und der Aufmunterung würdige Konsumenten übergehen; allein der zu größerem Wohlstand erhobene Pachter kann fortan, bei Erneuerung des Kontrakts, eine größere Rente versprechen, und der unterstützte Fabrikant zahlt von seinem Gewinn die verabredeten Zinsen. Es haben also, vermöge des klugen Verfahrens unseres begüterten Familien-Vaters, nicht bloß viele Arbeiter gelebt, sondern der Pachter, der Fabrikant und der Ausleiher selbst fühlen sich befähigt, größere Ausgaben zu bestreiten. Nichts ist demnach irrthümlicher, als anzunehmen, daß derjenige Theil des Einkommens, der in Kapital verwandelt wird, dem Verbrauche entzogen werde. Allerdings verbraucht man ihn nicht selbst; aber man läßt ihn auf eine, den allgemeinen Wohlstand verstärkende Weise von Andern verbrauchen, und hat davon noch Vortheil.

Gewiß wird unser begüterter Familien-Vater einen großen Theil seines Einkommens in den Verzehrs-Fonds legen; alle seine Verhältnisse nöthigen ihn dazu. Allein wird er ohne Wahl und ohne Geschmack verschwenden? Wir haben uns ihn als aufgeklärt gedacht; und wenn er dies wirklich ist, so wird er sich, vor allen Dingen, davor bewahren, der Sklave oder auch der Betrogene seines Reichthums zu werden.

Um gut bedient zu seyn, wird er vermeiden, sich mit einer Schaar Taugenichte zu umgeben, und es vorziehen, rechtschaffene Arbeiter auf dem Lande zu unterhalten. In seinem Hause wird Ordnung herrschen, und ohne sich an den parasitischen Grundsatz zu kehren, „daß die Verschwendungen des Reichen der Lebensunterhalt des Armen sind," wird er seinen Aufwand so einrichten, daß er darin stets das Angenehme für sich, mit dem Nützlichen für Andere verbindet. Nicht ungern wird er von seinen Grundsätzen reden; denn nächst dem guten Beispiel ist nichts heilsamer, als guter Rath. „Die Vertheidiger der Verschwendung," wird man ihn sagen hören „hätten es gern, wenn es Saturnalien gäbe, wo die Reichen ihre Geräthe zerstörten, um die Betriebsamkeit zu beleben. Nun würden zwar die neu zu beschaffenden Geräthe den Arbeitern Lohn, den Unternehmern oder Meistern Gewinne bringen; allein, wenn reiche Leute zu diesem abgeschmackten und unsinnigen Mittel nicht ihre Zuflucht nehmen, so geben sie noch immer dasselbe Einkommen aus, und was sie nicht zerstört haben, hört deßhalb nicht auf, nützlich zu seyn. Geräthe, deren sie überdrüssig sind, werden um ein Billiges verkauft und dienen andern Leuten, die, wenn sie sich bessere

verschaffen können, sie noch billiger verkaufen, bis sie ihren Platz in der Hütte des Armen finden. Gegenstände, deren Verbrauch langsam von Statten geht, häufen sich nothwendig an, und werden für die Gesellschaft ein unermeßlicher Vorrath von Reichthum; die gute Ordnung allein aber kann diesen Schatz vermehren und über seine Erhaltung wachen. Welcher Wahnsinn, zu glauben, daß ein reicher Mann geizig ist, wenn er nicht vergeudet! Gerade als ob es nur ein Mittel gäbe, sein Geld an den Mann zu bringen, und als ob man es vergraben müßte, wenn sich von jenem Mittel kein Gebrauch machen läßt! Jeder Aufwand schließt irgend eine Nützlichkeit in sich; allein, nicht jeder Aufwand ist gleich nützlich. Die Verschwendung, die Vergeudung bringt sogar Wirkungen hervor, welche durch nichts in der Welt aufgewogen werden können, wenn Gegenstände zerstört werden, die man nicht willkürlich vervielfältigen kann, weil zu ihrer Hervorbringung die Natur mitwirken muß. Wird ein Geräth zerbrochen, so läßt man den Handwerksmann kommen, der es zu ersetzen versteht; zerstört man aber Kornvorräthe, Wälder u. drgl., so kann man die Natur nicht zwingen, den Schaden gut zu machen, den die Gesellschaft gelitten hat. Verloren, ganz verloren ist vielleicht kein einziger Verbrauch. Hat man Korn zerstört, so hat der, welcher es verkauft hat, die Gegenwaare, d. h. das Geld dafür; wo aber findet der, der seinen Hunger mit diesem Korn gestillt haben würde, seinen Ersatz für den verübten Muthwillen? Die Vergeudungen der Reichen geschehen immer nur auf Kosten der zahlreichsten Klassen; und eben deßwe=

gen vermehrt ihre Wirthschaftlichkeit das Erbtheil der Dürftigen."

Wie reich ein aufgeklärter Mann auch seyn möge: so wird er doch alle Ausgaben vermeiden, welche andern schädlich werden können, während sie die Summe seiner Genüsse auf keine Weise vermehren; dergleichen Ausgaben sind unter seiner Würde. Nicht damit zufrieden, daß Ordnung in seinem Hause herrscht, ist er sogar ernstlich darauf bedacht, Ersparnisse einzuführen, die ihn in den Stand setzen, seinem Reichthum neue Anwendung zu geben. Hat er z. B. gelernt, wie durch eine bessere Konstruktion der Oefen und der Feuerheerde, Feurungs-Material erspart werden kann: so wird er kein Bedenken tragen, sich diesen Vortheil anzueignen, wäre es auch nur des guten Beispiels wegen, und um eine nützliche Erfindung desto schneller zu verbreiten. Den Vorwurf der Knickerei wird er unter allen Umständen dadurch von sich abwenden, daß er sich mit Gegenständen umgiebt, die das Schönheitsgefühl durch ihre gefällige Formen beschäftigen; und wer wüßte wohl besser, als er, daß Fortschritte in Fabriken und Manufakturen nur dadurch möglich werden, daß sie in der Klasse der Reichen Anerkenner und Abnehmer finden? Am wenigsten wird ihm seine Tafel kosten. Jene Verschwendung, welche nichts weiter anzeigt, als daß man eine gegebene Zahl von Bekannten abfüttern will, wird keinem weniger zusagen, als ihm; und während sein Koch die volle Geschicklichkeit hat, die sich für ein großes Haus paßt, wird man den Unterschied zwischen seiner Tafel und der Tafel anderer reichen Leute immer darin finden, daß sie mit

geringeren Kosten nicht schlechter besetzt ist, und liebens-würdigere Tischgenossen vereinigt.

Wir verfolgen dies nicht weiter, wiewohl sich Anziehendes sagen ließe über die Art und Weise, wie ein aufgeklärter Reicher seine Kinder erziehen und Handlungen der Wohlthätigkeit üben wird. Jeder, dessen Einkommen nicht von dem täglichen Verbrauch verschlürft wird, kann nichts Besseres thun, als denselben Grundsätzen folgen. Selbst der Handwerksmann muß, wie der reichste Gutsbesitzer, etwas zurücklegen zur Anschaffung von Werkzeugen, und um für unvorhergesehene Fälle einen Nothpfennig zu haben, zu welchem er seine Zuflucht nehmen kann.

Wenn Meinungen und falsche Ansichten im Fache der Staatswirthschaft dem Irrthum huldigen, daß jeder Verbrauch gleich nützlich sei, so werden die entgegengesetzten Resultate eintreten. Indem nun (was nur allzu sehr der Fall ist) die Reichen ihr ganzes Einkommen dem Verbrauch zuwenden, werden, ohne allen Zweifel, allerlei Personen ihre Rechnung dabei finden; denn mit jedem Aufwand ist, wie wir schon oben bemerkt haben, irgend ein Nutzen vorhanden. Es werden also Bediente, Freudenmädchen, Marktschreier aller Art zu leben haben; und dies wird wiederum ehrlichen Handwerkern, die im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot erwerben, zu Gute kommen. Bei dem allen wird es vorzuziehen seyn, wenn das, was der reiche Mann auszugeben hat, unmittelbar in die Taschen der Arbeiter fließt, und sich daselbst zu Kapital gestaltet. Rechnen sich große Grundbesitzer die Verschwendung zur Ehre an: so wird es nicht an Kaufleuten und Fabrikanten fehlen, die hierin mit ihnen wetteifern. Auch diese werden

alsdann ihre Kapitale verschwenden; und je weiter dieser Wahnsinn reicht, desto mehr wird der ganze Staat zur Schaubühne der Liederlichkeit und Taugenichtigkeit werden.

Jeder demnach, welcher nur Verbrauch predigt — Verbrauch ohne Maß und Regel — spricht, wie gut er es damit meinen möge, als Verderber der Sittlichkeit, und trägt nichts weiter zur Schau, als — seine Unkenntniß ächter Prinzipe der Staatswirthschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Ursachen und Heilmittel der Verarmung in Großbritannien

(Aus Quarterly Review No. LXXXV.)

(Schluß.)

II. Wir gelangen nunmehr zu der zweiten Abtheilung unseres Gegenstandes, nämlich zu den Mitteln, welche angewendet werden sollten, um den Druck einer Ueberbevölkerung zu vermindern durch eine direkte Beseitigung desjenigen Theils der arbeitenden Klasse, welcher selbst dann noch überschüssig seyn wird, wenn jede vernunftmäßige Aufmunterung zu einer gewinnreichen Beschäftigung derselben im eigenen Lande nach den Maßregeln, die wir zu diesem Endzweck vorzuschlagen gewagt haben, erschöpft seyn wird.

Und hier werden wir unsere Leser, gleich beim ersten Anlauf, vielleicht dadurch in Furcht und Schrecken setzen, daß wir behaupten, eine wirkliche Ueberfülle von Arbeit könne es in dem gegenwärtigen Zustande der Welt nicht geben, es sei denn vermöge der Sorglosigkeit oder schlechten Verwaltung der Regierung, welche sie gestattet. Nur dadurch, daß wir unsere Blicke auf einen engen Raum beschränken, nur dadurch, daß wir nicht darauf bedacht sind, in unserer Fähigkeit als Nation dieselben Maßregeln zu nehmen, welche jeder, der Ueberlegung fähige Mann in

seiner individuellen Fähigkeit nimmt, von einem gegebenen Artikel nicht mehr hervorzubringen, als er entweder selbst verbraucht oder an Andere absetzt — nur hierdurch, sage ich, befinden wir uns in dem Falle, durch Ueberbevölkerung zu leiden, d. h. durch Macht und Fähigkeit zum Hervorbringen; in Verlegenheit gesetzt durch den Ueberschwall dessen, was, gehörig angewendet, eben sowohl Reichthum genannt zu werden verdient, als Gruben von edlen Metallen, oder Ländereien von beispielloser Fruchtbarkeit.

Wahr ist, daß, seit mehren Jahren, von allen Seiten das Geschrei wiederhallt, England sei überbevölkert. Herr Malthus hat die Insel in Schrecken gesetzt durch Erzählungen von dem grausigen Elende, welches das Prinzip der Bevölkerung hervorgebracht hat, noch immer erzeugt und zu erzeugen in der ganzen Zukunft nicht aufhören kann. Man hat uns eingeredet, die Zeit sei nicht fern, wo wir, gleich den Ratten, durch unsere Ueberzahl dahin gelangen werden, uns gegenseitig zu fressen. Mütter sind seit geraumer Zeit als die größte Pest der Gesellschaft betrachtet worden, so wie Doktor Jenner als der vornehmste Feind der Menschheit, weil er eine von den natürlichen Hemmnissen der Bevölkerung beseitigt hat. Ein Regiment von dickköpfigen Stachelschweinen *) weckt in der Brust eines menschlich-fühlenden Staatswirthschaftslehrers einen Schauder; denn er erblickt in ihrer gegenwärtigen Gesundheit nichts weiter als das Unterpfand künftigen Elends. Es sind ernstliche Vorschläge gethan worden, der Zeugungs-

*) Unsere Leser verstehen diesen seltsamen Ausdruck unstreitig ohne unsere Erklärung.

fähigkeit direkte Fesseln anzulegen; und verheißen hat man die Ehren der Unsterblichkeit Demjenigen, welcher eine minder lästige aber gleich wirksame Methode, den Anwuchs des menschlichen Geschlechts zu verhindern, erfindet. Glücklicherweise lacht die Natur zu diesen, so wie zu allen tollen und fruchtlosen Versuchen, wodurch wir ihre Fürsehungen vereiteln wollen; majestätisch schreitet sie vor mit ihrem großen Plan, die größte Summe von Glückseligkeit hervorzurufen, unbekümmert um unsere vergebliche Bemühungen, ihre Entwürfe zu stören, oder die Zahl derer zu vermindern, von denen ihre Wohlthaten genossen werden. Glücklicherweise sagen wir; denn wir müssen ehrlich und offen bekennen, daß wir Anhänger jener ausgepfiffenen Lehre sind, nach welcher der Reichthum einer Nation eben so sehr in der Zahl geschickter Hände und Arme besteht, als in ihrem Kapital, ihrem Boden und ihren Mineralen. Hätten Mißgriffe nicht so traurige Resultate gegeben, so würden wir uns versucht fühlen, über den Bevölkerungs-Schrecken zu lachen, behauptend, wie wir dies wirklich thun, daß eine Ueberfülle von geschickten Arbeitern einem Lande keinen größeren Schaden zufügen darf, als eine Ueberfülle von Korn dem Pächter, und eine Ueberfülle von Schuhen dem Schuster zufügt. Wenn ein Pachter mehr Getreide hervorbringt, als er selbst verzehren kann; wenn ein Schuster hartnäckig mehr Schuhe fertigt, als seine Familie zu verbrauchen vermag — was beginnen beide mit dem Ueberschuß ihrer bezüglichen Vorräthe? Sie verfügen darüber zum Vortheil derer, die dieser Vorräthe benöthigt sind, und empfangen dafür eine Gegenwaare, ein Aequiwalent. Wenn ein Kapitalist mehr Gold hat, als er für

den eigenen Gebrauch bedarf, beklagt er sich alsdann wegen des Ueberflusses? Keinesweges! Er legt es bei denjenigen an, denen es mangelt, und die ihm für den Gebrauch einen Zins entrichten. Sind nun dies nicht die Mittel, welche angewendet werden müssen, um denjenigen Theil des National-Kapitals, der in Muskeln und Sehnen, in Geschicklichkeit, Stärke und Betriebsamkeit besteht, wenn er überschüssig geworden ist, vortheilhaft anzulegen?

Der Staatswirthschaftslehrer sagt vielleicht Nein! und er wird hinweisen auf die unbeschäftigten Tausende Irlands und auf die englischen Armen, welche, Tag für Tag, gleich dem lieben Vieh aufgestallt sind, und auf Kosten der Kirchspiele zwar genährt, aber durch diese geistreiche Erfindung recht absichtlich verhindert werden, irgend etwas zu leisten, wodurch sie für ihre Subsistenz bezahlen könnten. Diese Thatsachen beweisen jedoch im besten Falle nichts weiter, als daß es in England, wie in Irland, nicht hinreichende Nachfrage nach Arbeitern giebt, d. h. keine, die dem Angebot entspricht. Sie sagen demjenigen, der an die Hervorbringungs-Fähigkeit der bisher in England, wie in Irland, wüst gebliebenen Ländereien ganz unbedingt zweifelt, daß auf diesen Inseln mehr Hände anzutreffen sind, als vortheilhaft daselbst beschäftigt werden können. Allein es giebt in diesen Ländern auch mehr Kattun-Zeuche, mehr Messern und Scheeren, als mit Vortheil angebracht werden können. In dem einen, wie in dem andern Falle, würde das Rettungsmittel darin bestehen, daß man den Artikel aus einem Lande, wo er über den Verbrauch hinaus vervielfältigt worden ist, dahin versetze, wo es an ihm fehlt, wo er folglich einen höheren Werth haben wird, als

an seinem Geburtsorte. Giebt es denn in der Welt keine gute Märkte für Arbeit mehr? Ist der ganze Erdball damit überfüllt? Daran fehlt so viel, daß es Länder giebt, in welchen die Arbeit sich zehnfach theurer verkaufen würde, als bei uns. Es giebt Ländereien, welche nur mit diesem brittischen Auswurf befruchtet zu werden brauchen, um das, was dieser Auswurf dadurch kostet, daß man ihn im Lande behält, zehnfältig zu vergüten. Während im Brittenlande Tausende im absoluten Müssiggange erhalten werden, und andere Tausende sich in Irland gegenseitig um den Besitz eines elenden Flecks unfruchtbaren Bodens morden, auf welchem, vermöge harter Arbeit, ein dürftiger Unterhalt gewonnen wird, giebt es Milliarden Morgen fruchtbaren Bodens, der, dem brittischen Reiche angehörig, gänzlich unbenutzt bleibt, wiewohl er von einer eiligen Pflugschaar nur aufgeritzt zu werden brauchte, um reichliche Vorräthe von Korn und Wein und Oel zu liefern: Ländereien, auf welchen unsere überschüssige Bevölkerung sich nicht bloß, durch ihre jetzt gewinnlose und ungeforderte Arbeit, in Behaglichkeit und Ueberfluß erhalten, sondern auch, noch obendrein, in den Stand setzen würde, nutzbare Kundleute für die daheimgebliebenen Landsleute zu werden, d. h. uns unsere baumwollenen Zeuche und unsere Tücher mit der Zeit abzunehmen, sollten wir auch noch einmal so schnell hervorbringen, wie gegenwärtig.

Es ist eine Maxime der Staatswirthschaft, daß Nachfrage und Versorgung sich zuletzt ins Gleichgewicht stellen — daß es keine anhaltende Nachfrage gebe, welche nicht eine verhältnißmäßige Versorgung in kurzer Zeit herbeiführen sollte. Woher geschieht es denn aber, daß die

große Nachfrage nach Arbeit, welche bekanntlich bei unsern Gegenfüßlern Statt findet, nicht Befriedigung erhält durch unsern Ueberfluß an Arbeit? Ist es die Entfernung, welche die Einstellung eines Gleichgewichts verhindert? Dem ist nicht also; denn diese Entfernung ist nicht größer, als diejenige, welche nicht verhindert, daß wir Thee aus China erhalten, und Stahl- und Eisenwaaren nach Indien senden. Die Differenz zwischen den Werth eines Arbeiters hier und in Australien wird noch mehr als seine Fracht vergüten. Allein man kann ihn nicht verkaufen, nicht losschlagen, wenn man ihn an Ort und Stelle gebracht hat! Dies ist demnach der einzige Grund, welcher angeführt werden kann, um zu erklären, weßhalb Arbeit nicht mit dem Gewinn ausgeführt wird, den sie abwerfen kann; weßhalb unsere stämmigen und geschickten Arbeitsleute zu Hause bleiben, als Unrath und Last für Großbritannien, während sie auf der entgegengesetzten Seite des Erdballs den Werth ihres Gewichts in Silber haben würden. Dies ist so ausgemacht, daß mehr als ein Kolonist sehr ernstlich die Meinung ausgesprochen hat, „keine andere Maßregel als die Einführung von Sklaven könne die wirklichen Hülfsquellen unserer australischen Kolonien vollständig entwickeln.“ Doch laßt uns diese mächtige Schwierigkeit schärfer ins Auge fassen!

Ausgemacht ist, daß wir einen Arbeiter nicht kaufen können wie ein Pferd, um ihn nach Port-Jackson zu führen, und ihn daselbst mit Profit auf unsere Auslage wieder zu verkaufen. Willigt er jedoch selbst ein, so wird dies unser Zartgefühl von allen den Skrupeln befreien, die sich an den Einkauf oder den Diebstal knüpfen würden.

Hat er zugleich den guten Willen und die Fähigkeit, nach seiner Ankunft die Kosten seiner Ueberfahrt mit einem Gewinn zu erstatten, oder ist ein Anderer erbötig, dies unter gewissen von ihm angenommenen Bedingungen zu thun — was fehlt alsdann noch daran, daß er ein eben so schätzbarer Ausfuhr-Artikel sei, als Tuch und kurze Waare? Doch, da, da liegt es! Wie soll man die Zurückzahlung dieser Auslage mit einem Gewinn sichern! Arbeiter, welche hier zu Lande unbeschäftigt sind und Hungers sterben, können wer weiß was geloben, um nach ihrem Eldorado versetzt zu werden; sie können sich bei Tausenden bereit finden lassen, Vertrags-Artikel zu unterschreiben, wodurch sie sich verbindlich machen, demjenigen, der ihre Ueberfahrt bezahlt, und dem, der an seine Stelle tritt, so lange zu dienen, bis die von ihnen kontrahirte Schuld bezahlt ist. Doch, nachdem sie angelangt sind, finden sie den laufenden Lohn freier Arbeiter so ungemein hoch, daß sie in die Versuchung gerathen, alle Listen und Ausflüchte anzuwenden, um ihrer Verbindlichkeit zu entkommen. Wären Schwierigkeiten dieser Art nicht in Hülle und Fülle vorgekommen: so würde die Ausfuhr von Arbeitern unter solchen Bedingungen längst in allgemeinem Gebrauch seyn. Eine von den Ursachen der Schwierigkeit ist, daß das brittische Vertragsgesetz, so wie dasjenige, wodurch alle Streitigkeiten zwischen Herren und Dienern hier zu Lande geschlichtet werden, in der Kolonie keine Gültigkeit haben, wo ein Dienstmann, der seine Arbeit vernachlässigt oder seinen Vertrag bricht, nur einer Geld-, aber nicht einer persönlichen Strafe unterworfen ist, indeß die Beitreibung der in eine bloße Schuld verwandelten Geldstrafen in die

Reihe

Reihe der Unmöglichkeiten tritt. Die Ausdehnung des britischen Gesetzes auf Australien vermöge eines Geheimenraths-Befehls, würde ohne Zweifel die besten Dienste leisten, sofern von Erleichterung der Auswanderung von Arbeitern auf Vertrag die Rede ist.

Dies würde jedoch im besten Falle eine fehlerhafte Art und Weise der Ausfuhr dieses Artikels seyn.

Wo im Verhältniß des Herrn zu seinem Diener, und umgekehrt, es im Interesse des erstern liegt, seinen Diener mit Arbeit zu belasten, während der letztere, um von seinem Kontrakte loszukommen, alles aufbietet, um seinen Herrn dahin zu bringen, daß er ihn wegen Unfähigkeit oder Mißbetragen entlasse, da wird es zwischen beiden nie an Zank und Streit fehlen. Außerdem wird der Diener, in dieser Ordnung der Dinge, so wenig Arbeit verrichten, als er immer kann. Kurz, hier wird eine unbedingte Verschwendung von Zeit, Kraft, Geschicklichkeit und Ausgabe eintreten, welche nur dann zu vermeiden ist, wenn es dem Diener frei steht, sich dem zu vermiethen, der ihm das Meiste für seine Arbeit bietet, d. h. gegen einen Lohn, welcher mit seiner Geschicklichkeit und Betriebsamkeit zunimmt. Nun aber ist es keinesweges unmöglich, eine Methode zu erfinden, wodurch man nicht bloß die Zurückzahlung der Transportkosten des Arbeiters sichert, sondern diesem auch gestattet, seine Arbeitsfähigkeit mit voller Freiheit auf den vortheilhaftesten Markt zu bringen, den die Kolonie darbietet. Die Erfahrung lehrt bloß, daß individuelle Bemühungen zu diesem Zweck nicht ausreichen; und eben deßhalb scheint dies eine von denjenigen Konjunkturen zu seyn, wo es wünschenswerth wird, daß die

Regierung eintrete und die Kollektiv-Macht und Sanktion des Staats auf die Vollendung eines Gegenstandes hinleite, der, wie handgreiflich vortheilhaft er auch für das Allgemeine seyn möge, durch individuelle Bemühungen unerreicht bleiben wird, weil es dazu eines ausgedehnten Systems und der Unterstützung des Gesetzes bedarf: Dinge, welche nur von der Regierung herrühren können.

Zur Erreichung des wünschenswerthen Zwecks stellt sich aber mehr als Ein Mittel dar. Mag z. B. die Regierung zugleich die Auslagen und die Anordnungen zur Versetzung von Arbeitern in die Kolonie übernehmen, oder dies den Handelsleuten überlassen: immer wird sie nur verantwortlich für die Rückzahlung der Ueberfahrts-Gelder, entweder auf einmal, ohne durch Anstellung. Zu diesem Endzweck könnte in der Kolonie ein Amtshaus errichtet werden, in dessen Register jeder Arbeiter bei seiner Ankunft eingetragen wird: die Kosten seiner Ueberfahrt, sammt denen der Versicherung, daß er lange genug leben werde, um die ihm debitirte Summe zurückzuzahlen. Hierauf kön.'° man ihm die Erlaubniß ertheilen, zu arbeiten, wo und wie es ihm am besten gefiele, wiewohl mit der Bedingung, daß er, wöchentlich oder monatlich, an die Regierung eine gewisse Summe bezahlte zur Abtragung der durch seine Ueberfahrt verursachten Schuld. Die Einsammlung dieser Zahlungen von Arbeitern, die über die ganze Kolonie zerstreut sind, könnte durch dieselbe Maschinen bewirkt werden, und würde schwerlich noch größere Schwierigkeiten in sich schließen, als die Einsammlung jeder andern Steuer; und in jedem Falle würde sie leichter bewirkt werden von der Regierung, als von Individuen, welche

ihren Forderungen nur dadurch den nöthigen Nachdruck geben können, daß sie in einer plumpen Weise den Beistand der Regierung borgen. Sollte aber dieser Plan als unthunlich oder als unrathsam befunden werden: so würde es andere indirekte Wege geben, dieselbe Summe auf eine solche Weise zu erheben, daß sie dem Arbeiter gar nicht fühlbar würde, vielleicht ihm ganz unverdächtig bliebe. Wir brauchen ja jetzt nicht zum ersten Male die Kunst, mit leichter Art zu verfahren, einzulernen. Die Maßregel also, die wir zu diesem Endzweck in Vorschlag bringen, ist eine allgemeine Steuer von der Anstellung zur Arbeit in den Kolonien: eine Steuer, welche von allen Angestellten erhoben werden müßte.

Eine Steuer dieser Art wird von den Kapitalisten um so bereitwilliger gezahlt werden, wenn sie die Gewißheit haben, daß der Ertrag derselben gut und wirthschaftlich verwendet wird auf die Einführung frischer Arbeiter; denn, wenn die Kosten der Kultivirung auf keine Weise vermehrt werden, so ist der verminderte Arbeitslohn ein reichlicher Ersatz für die Steuer. Es würde bald sichtbar werden, daß die Steuer, nur dem Anscheine nach, von den Anstellern bezahlt wird, weil diese augenblickliche Entschädigung von den Angestellten in dem verminderten Arbeitslohn erhielten; nämlich aus folgenden Gründen. In allen neuen Ländern, wo fruchtbares Land unter leichten Bedingungen erworben werden kann, erhält die Arbeit stets das Maximum von Belohnung, d. h. die Bezahlung hält sich auf dem höchsten Punkt, auf welchem es unter den Umständen des Klima's, des Bodens, der Konkurrenz, der Märkte u. s. w. vortheilhaft ist, Arbeiter zu beschäftigen.

Eine Taxe auf die Verwendung von Arbeit würde diesen Punkt niedriger stellen dadurch, daß sie die Arbeit weniger gewinnreich macht, es sei denn, daß der Arbeitslohn nur um so viel vermindert wird, als die Steuer beträgt. Der Arbeitslohn wird also nur so weit zurückgehen und die Steuer bereitwillig von den Arbeitern gezahlt werden. Und gerade so sollte es eigentlich seyn. Zuverlässig ist das Prinzip richtig, welches den Arbeiter selbst verantwortlich macht für die Auslage, die er dadurch verursacht hat, daß man ihm aus einem Lande, wo es keine Arbeit für ihn gab, oder wo er der Gefahr eines Hungertodes ausgesetzt blieb, nach einem Lande überschiffte, wo der Arbeitslohn so hoch ist, daß er sich, nach wenigen Jahren redlicher Anstrengung, als Selbstunternehmer und Kapitalist niederlassen kann. Der Steuerdruck wird, in Beziehung auf ihn, unbedeutend seyn; und da die Steuer noch dazu auf eine indirekte Weise erhoben wird, so wird er gar nicht gewahr werden, daß er sie bezahlt; der Arbeitslohn, den er erhält, ist nämlich noch immer Ueberfluß in Vergleich mit der Lage, worin er sich vor seiner Versetzung aus Großbritannien befand, und Einwendungen können deßhalb nicht von ihm vorweggenommen werden. Eben dies heißt, eine Steuer zu einem solchen Zweck in ein unvortheilhafteres Licht stellen, als worin sie zu erscheinen verdient; denn der Wirklichkeit nach würde sie für keinen eine Last seyn, sondern von dem Gewinn bezahlt werden, welcher dadurch entsteht, daß werthlose Arbeit angewendet wird auf ein Land, das nur Arbeit fordert, um Reichthum hervorzubringen. Die nothwendigen Ausgaben für diese Anwendung können aus den Einkünften geschöpft werden, nicht bloß

ohne Nachtheil für irgend eine der betheiligten Partheien, sondern augenfällig zu ihrem gemeinschaftlichen Vortheil, indem die übrigbleibenden Gewinne, die sonst nicht Statt gefunden haben würden, unter ihnen getheilt werden. Würde das Produkt dieser Taxe zum Voraus verpfändet, d. h. würde eine Summe auf die Sicherheit derselben aufgenommen, so könnte der Plan sogleich nach einer größeren Skala angelegt werden, ohne daß ein einziger Groschen aus dem National-Schatz genommen zu werden brauchte; er würde sonach seine eigenen Kosten bezahlen. Die Aussicht, welche er den Eigenthümern darböte, in demselben Maße mit Arbeitern versorgt zu werden, worin sie derselben bedürfen, dergestalt, daß der Arbeitslohn sich nie zu einem enormen Preis erhöbe — diese Aussicht würde am stärksten zur Einführung von Kapital in die Kolonie anstacheln; und der Fortschritt der Kolonisation unter solchen Auspizien würde zugleich schnell und einförmig und unmittelbar seyn. Für Britannien würde sich der Vortheil doppelt gestalten: 1) würden wir uns von dem überschüssigen Kapital der Arbeiter befreien, nicht bloß ohne das kleinste Opfer, sondern selbst mit Ersparung alles dessen, was jene Arbeiter und Familien jetzt in Müssiggang daheim verzehren; 2) würden wir einen neuen und triftigen Markt für unsere Manufakturen gewinnen. Dieselben Individuen, welche hier zu Lande eine Last für uns sind und starke Ausgaben erfordern, werden sich in der Knlonie in gewisse und vortheilbringende Kundleute verwandeln, welche Nahrungsstoff oder rohes Material bereiten, zum Austausch für das Produkt, vielleicht derselben Anzahl Derer, die zurückgeblieben sind. Und was würden alle diese Vortheile

kosten? So viel, als gar nichts: eine bloße Aeußerung der Willenskraft unserer Regierung ist hinreichend, sie sämmtlich zu sichern, dem Lande sowohl als der Kolonie, und zwar ohne alle Kosten. Sie fließen nothwendig her von der Einführung eines organisirten, von der Regierung gebilligten Systems, Arbeiter, die in England unbeschäftigt bleiben, nach Australien zu versetzen, um dort der Nachfrage zu genügen. Die erste Auslage wird vergütet durch die Differenz des Arbeitslohns von hier und von Australien; und da sie nur ein geringer Bruchtheil dieser Differenz ist, so wird das Uebrige vertheilt unter die Kapitalisten und die Arbeiter, und verwandelt sich in reinen Gewinn für die Gemeinheit.

Wir wiederholen es: weil die Regierung allein die Macht hat, Fonds für die Erreichung eines so allgemein wohlthätigen Zwecks aufzubringen, und zwar so, daß ihr Rückzahlung gesichert ist, und ohne Widerwillen erfolgt, während Individuen mit tausend Schwierigkeiten zu kämpfen haben, um sich, selbst mit Hülfe der Regierung, Bezahlung zu verschaffen; und weil ein Arbeiter sich nicht, gleich einem Ballen Baumwolle, alles gefallen läßt, und zur Bezahlung der von ihm verursachten Fracht nicht auf dem Markte verkauft werden kann: so macht die Einfuhr von Arbeit eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, sofern es darauf ankommt, die Nachfrage auf eine leichte Weise zu befriedigen, und ist zugleich eine Aufforderung der Regierung zum Einschreiten, um die Kolonie mit den Arbeitern, deren sie so sehr bedarf, aus dem Ueberflusse zu versehen, von welchem wir erdrückt werden: ein Verfahren, das sich selbst bezahlt durch den einfachen Mechanis-

mus einer Steuer, gelegt auf die Gewinne, welche allen Betheiligten durch diese Maßregel zuwachsen müssen.

Selbst wenn andere Mittel dem Zweck entsprächen, so würden die Sicherheit und Regelmäßigkeit, welche die Auswanderung unter den Auspizien der Regierung begleiten — die Gewißheit, daß keine Täuschung, kein Betrug im Spiele sei — die Leichtigkeit und das Vertrauen, womit Auswanderungslustige und mit Armen überfüllte Kirchspiele sich an eine öffentliche Behörde, statt der spekulirenden Kaufleute, wenden können — endlich die Sanktion, welche ein Ding, das manche gutgesinnte Individuen standhaft verwerfen, weil sie darin nur Verbannung aus dem Vaterlande sehen können, erhielte: — alle diese und viele andere Vorzüge, sage ich, würden ein von der Regierung geleitetes Auswanderungs-System, auf eine nicht zu berechnende Weise, jeder andern Methode, denselben Zweck zu erreichen, den Vorzug ertheilen.

Wir haben bisher nur von Australien gesprochen, weil dies Land, mit Ausnahme des Kaps der guten Hoffnung, die einzige unserer Kolonien ist, auf welche sich dieses, oder auch irgend ein anderes System von Arbeits-Ausfuhr anwenden läßt. Auf Kanada läßt es sich nicht anwenden, wegen der Nähe der Vereinigten Staaten; denn in diese würden sich die Arbeiter flüchten, die, nachdem sie auf Kosten der Regierung, oder auch auf Kosten von Individuen ausgeführt worden, sich der Vergütigung des von ihnen in der Ueberfahrt verursachten Aufwandes entziehen wollen. Wahrscheinlich sah Herr Wilmot Horton dies vorher, und war eben deßwegen geneigt, seine Ausgewanderten lieber als Kolonisten, denn als Arbeiter an-

säſſig zu machen. Wie dem auch seyn möge: der frühere Plan hat sich, wie wir befürchten, in der Erfahrung als ein irrthümlicher bewiesen. Die Ausgaben sind wenigstens dreimal größer. Alles, was der auswandernde Arbeiter verlangt, sind die Kosten der Ueberfahrt, während der Ansiedler oder Kolonist, noch außerdem, einen Vorschuß auf 12 Monate, Land, Werkzeuge, Saat und Kapital fordert. In Wahrheit, das Ergebniß der bisher angestellten Erfahrungen hat gezeigt, daß diese außerordentlichen Auslagen in den meisten Fällen ihren Zweck verfehlten, indem Land, Kapital, Werkzeuge und Rationen, wenn sie von der Regierung gegeben werden, sich in Branntwein verwandeln; und daß der Ansiedler, nach Verlauf eines Jahres zu seinem alten Stande, d. h. zu dem eines Tagelöhners zurückkehrt, wiewohl mit einem noch stärkeren Hange zur Völlerei und Nichtsthuerei, hierzu durch nichts so sehr verführt, als durch die mißverstandene Freigebigkeit, womit er bei seinem ersten Anlauf begünstigt wurde.

Wir lassen Herrn Wilmot Hortons trefflichen Gesinnungen jede Gerechtigkeit wiederfahren, und loben den unerschrockenen Eifer, womit er fortfährt, dem Publikum einen Gegenstand vorzuhalten, den wir unbedenklich in die Klasse der für die National-Wohlfahrt wichtigsten setzen. Gleichwohl können wir nicht umhin, diesen Fehler seiner Pläne für radikal zu halten, und dabei anzunehmen, daß er zum Theil die Ursache der Kälte ist, womit diese bisher von dem Lande aufgenommen sind, so wie der Abgeneigtheit des Parliaments von allen Vorschüssen, wodurch sie allein ins Werk gerichtet werden können. Das Gefühl der Gleichgültigkeit gegen alles, was einem von der Regierung

herrührenden Auswanderungs-Plan nur ähnlich sieht — ein Gefühl, welches, vermöge der Gebrechen des im abgewichenen Jahre vorgeschlagenen, so allgemein verbreitet war — wird indeß, wie wir hoffen, nicht die Annahme eines organisirten Auswanderungs-Systems, so wie wir dasselbe empfehlen, verhindern: einer Auswanderung von Arbeitern, nicht von Kolonisten, um die Nachfrage ansässiger Kapitalisten nach Arbeit zu befriedigen; einer Auswanderung, welche, von dem ersten Augenblick an, ihre eigenen Kosten bezahlt. Unserer Vorstellung nach, wird in England Niemand diesem Plane seinen Beistand williger leisten, als Herr W. Horton selbst, vorausgesetzt, daß er die Ueberzeugung gewonnen hat, daß er den Vorzug verdient vor dem ursprünglich von ihm vorgeschlagenen; und in der That, welcher Plan zuletzt auch angenommen werden möge — immer wird die Welt dem Manne ihre Achtung nicht versagen, der eine so wohlthätige Idee zuerst in Gang gebracht hat.

Bis zu welcher Höhe die Steuer für den verhandelten Zweck sich erheben müsse — dies zu bestimmen erfordert eine umständlichere Kenntniß von den in den Kolonien üblichen Arbeitslöhnen und Waarenpreisen, als uns in diesem Augenblick zu Gebote steht. Nichts destoweniger legen wir Folgendes als eine ungefähre Abschätzung vor, welche mindestens den Zweck hat, zu zeigen, daß eine mäßige Besteuerung hinreichend seyn wird, um zum Ziele zu gelangen.

Eine Steuer von nur einem Sixpence täglich auf jeden Arbeiter, würde einen Fonds geben, der groß genug wäre, um, ohne das mindeste Opfer von Seiten des Mut-

terlandes, die jährliche Ausfuhr einer bedeutenden Anzahl zu bestreiten. Denn, angenommen, daß jeder Arbeiter im Durchschnitt nur sieben Jahre thätig ist, ehe er sich zurückzieht oder stirbt, so ist das Produkt dieser Steuer auf seine Beschäftigung, während dieses Zeitraums, wenn es als Unterpfand gegeben wird, beinahe gleich 50 Pf. Sterl., einer Summe, welche hinreicht, um die Ueberfahrt eines Mannes und einer Frau nach Neu-Süd-Wallis zu dekken. Nehmen wir nun an (was der Wahrheit sehr nahe kommen würde), daß die vereinigten Kolonien vom Kap, von Neu-Süd-Wallis und Van-Diemensland gegenwärtig eine Bevölkerung von 10,000 Arbeitern haben: so würde eine Steuer von einem Sixpence täglich für den Kopf in dem ersten Jahre nahe an 80,000 Pf. St. bringen, welche, selbst ohne das Produkt künftiger Jahre vorweg zu nehmen, ausreichen würde, um 2000 junge Arbeiter mit ihren Weibern nach jenen Kolonien abzusetzen. Da aber die Zahl der eingeführten Arbeiter auf der Stelle der Steuer würde unterworfen werden, und nicht verfehlen könnte, den Betrag der Steuer um 20 Prozent zu vermehren; da ferner die bereits in der Kolonie befindlichen Arbeiter der Zahl nach durch sich selbst wachsen: so kann die jährige Zunahme der Steuer, aus diesen kombinirten Ursachen, schwerlich weniger als 30 Prozent betragen. Im nächstfolgenden Jahre können also 2600 Paare eingeführt werden; im dritten Jahre, 3380; im vierten, 4400; im fünften nahe an 6000 u. s. w. in einem wachsenden Verhältniß, wenn es erforderlich seyn sollte. Die Aussicht auf diesen großen zukünftigen Anwuchs des Steuer-Quantums bestimmt uns zu dem Vorschlage, daß es gleich zu Anfange unterpfändlich

ausgethan werde, um die Ausfuhr sogleich nach einer grossen Skala anzulegen. Vielleicht muß man jedoch gleich Anfangs darüber im Reinen seyn, welche Quantität Arbeit verbraucht und durch die gegenwärtige Nachfrage in Gang erhalten werden kann. Klar ist jedoch, daß mit der zunehmenden Einfuhr die Nachfrage nach Arbeitern wachsen wird: einmal, in Folge der Verführung, welcher die ansässigen Kapitalisten unterliegen, die Wohlfeilheit der Arbeit zu der Wohlfeilheit des Landes hinzuzufügen; zweitens, in Folge der schnellen Anhäufung des Kapitals in der Kolonie, herrührend von den hohen Gewinnen, welche diese Vorzüge daselbst veranlassen werden; endlich und zuletzt von Seiten der Arbeiter selbst, welche, nach wenigen Dienstjahren, Kandidaten des Eigenbesitzes und Beschäftiger von Arbeitern würden, vermöge der Ersparnisse von ihren Arbeitslöhnen . . .

Die Natur hat uns in unsern Kolonien mit fruchtbaren Ländereien in fast unbegränzter Ausdehnung versehen; und Kapitalisten sind willig und bereit, sich desselben zu ihrem Vortheil zu bedienen. Das einzige, woran es gebricht, ist ein hinreichender Vorrath von Arbeitern — von solchen Arbeitern, deren Zahl in England unter den vorhandenen Umständen — denn wir wiederholen, daß wir starke Zweifel darüber hegen, daß dies nothwendig der Fall seyn müsse — so überschüssig ist, daß für sie nicht Beschäftigung genug aufgefunden werden kann, um sie am Leben zu erhalten. Dieser Ueberschuß wäre demnach der große Gegenstand, den die Regierung, zum Vortheil beider Länder, ins Auge fassen sollte. Und um einen Fond zu diesem Endzweck aufzubringen, welche Methode dürfte wohl

den Muth, einerseits der Kapitalisten, andererseits der Arbeiter, weniger niederschlagen, als eine geringe Steuer auf den Werth der Arbeit, welche ihre Verwendung der Kolonie zuführt? Eine solche Steuer wird von denen, welche Arbeiter gebrauchen, eben so bereitwillig gezahlt werden, als Zölle auf die Einfuhr von Artikeln, welche von den Verzehrern gesucht werden . . .

Man dürfte jedoch einwenden, daß dies nicht genug sei bei dem unverkennbaren Ueberschuß der Bevölkerung in England. Billig sollte man Herrn Sadlers so eben erscheinendes Werk gelesen und studirt haben, ehe man sich über die Unbedingtheit dieses Ueberschusses aussprach. Doch wir wollen zugestehen was gefordert wird. Was ist nun aber wohl leichter, als diesen Ueberschuß zu vermindern durch eine vermehrte Ausfuhr, d. h. durch eine solche, welche den Anwuchs der Bevölkerung Englands hintertreibt? Würde die Summe von 160,000 zu diesem Endzweck in den ersten fünf oder zehn Jahren verwendet, so würde die Bevölkerung in demselben Verhältniß vermindert, worin sie jetzt jährlich zunimmt: ein Verfahren, das, da es das Land in ungefähr vierzig Jahren entvölkern würde, vollkommen hinreichend ist, die Bevölkerung in dem wünschenswerthen Umfange zu verdünnen.

Wenn wir erwägen, daß die Armen-Taxe von England allein sich jährlich auf 7 Millionen Pf. Sterl. beläuft, wovon ein großer Theil auf die Erhaltung unbeschäftigter Arbeiter verwendet wird; und wenn wir ferner erwägen, daß von dem Ueberrest sehr viel erspart werden würde vermittels einer Maßregel, welche den Mangel fast gänzlich aus dem Lande verbannen müßte: so sind wir

geneigt zu glauben, daß ein solches Resultat sehr wohlfeil erkauft werde durch einen Aufwand von 300,000 Pf. St. oder auch dem Doppelten dieser Summe, wenn man die Richtigkeit unserer Berechnung in Zweifel ziehen sollte, selbst dann sogar, wenn diese Summe, was, wie wir gezeigt haben, gar nicht nöthig ist, dem Mutterlande ganz zur Last fallen sollte. Und dies wird uns in den Stand setzen, uns einen angemesseneren Begriff von der unermeßlichen Wohlthat zu machen, welche entspringen muß aus der Einrichtung einer systematischen Ausfuhr angehender Ehepaare nach diesem Prinzip, ganz abgesehen also von dem Vortheil, den die Schöpfung eines neuen Marktes für unsere Manufakturen in der rasch zunehmenden Bevölkerung der Kolonie.

Wiewohl wir eine Steuer auf Kolonial-Renten als unanwendbar auf den Zweck, einen Auswanderungs-Fond zu bilden, betrachten, so wollen wir doch einräumen — und dies ist ein Gegenstand, der schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit unserer Minister hätte auf sich ziehen sollen — daß, in einem vorgerückten Alter der Kolonie, ein Theil solcher Renten ein sehr angemessener Gegenstand der Besteuerung werden, ja, ohne irgend Jemand zu verletzen und zum größten Vortheile für die Gemeinheit, von der Regierung als ein Ersatz für andere Quellen des Einkommens genommen werden könne. Wir hoffen in der That, daß diese Betrachtung gegenwärtig bleiben werde bei der Verfügung über alle künftigen Schenkungen, bei denen entweder eine Frei-Rente von 20 bis 25 Prozent auf die jährliche Rente ohne Nachtheil für den Kolonisten reservirt werden kann, oder, was noch weit besser seyn würde, die

Schenkungen könnten auf einen längeren Zeitraum gemacht, und alle zehn Jahre zu einem feststehenden Kaufpreis erneuert werden. Auf diese Weise würde der künftigen Regierung des Landes eine bleibende und stets zunehmende Quelle des Einkommens eröffnet werden, dergestalt, daß sie der Nothwendigkeit überhoben wäre, auf neue Steuern zu denken — auf Steuern, wodurch das Kapital und die Betriebsamkeit in allen alten Ländern unglücklicherweise so stark belastet werden. Der Unterschied, in dem gegenwärtigen Werthe, zwischen dieser Art von Eigenthum und einer Schenkung zu Lehn, würde die Anlegung von Kapital zur Verbesserung und Kultur desselben schwerlich in irgend einem Grade hemmen. Dies ist jedoch eine Abschweifung von dem unmittelbaren Gegenstande dieser Erörterung.

Wir meinen, es sei nicht unmöglich, mit Herrn Malthus und mit andern Schriftstellern über die Bevölkerung übereinzustimmen in der Behauptung, „daß, caeteris paribus, die Menschenzahl mit der Zunahme der Subsistenz-Mittel wächst, und mit der Abnahme derselben verändert wird," und dennoch aus ihren eigenen Prämissen eine Folgerung herzuleiten, welche durchaus verschieden ist von derjenigen, welche die genannten Schriftsteller daraus hergeleitet haben. Sie dringen nämlich sämmtlich darauf, daß, um jenen von Mangel und Elend herrührenden Leiden zu begegnen, welche den Kampf einer Bevölkerung mit den Gränzen, die ihr in den fehlenden Nahrungsmitteln gesetzt sind, begleiten, Versuche gemacht werden sollten, um sie durch Hemmnisse milder Art (durch sittlichen Zwang und durch die Ausübung einer verständigen Abstinenz von der Ehe) an allzu starker Vermehrung zu verhindern. Unsere

Folgerung aus denselben Prämissen würde dagegen keine andere seyn, als daß alle Bestrebungen dahin gehen müssen, nicht die Zahl der Verzehrer zu beschränken, wohl aber die Quantität des Nahrungsstoffs zu vermehren. Alles, was sie von der Tendenz des menschlichen Geschlechts nach Vervielfältigung behaupten, einräumend, würden wir noch immer die nothwendige Tendenz dieser Vervielfältigung nach Hervorbringung von Leiden und die daraus folgende Angemessenheit der Hemmnisse gänzlich läugnen. Aus ihren eigenen Angaben von der wunderbaren Thätigkeit des Bevölkerungs-Prinzips würden wir herleiten, daß es thunlich sei, nicht neue Hemmnisse zu erfinden, wohl aber diejenigen zu beseitigen, welche sich, noch jetzt, der Verbreitung der Bevölkerung und der menschlichen Glückseligkeit entgegenstellen — namentlich die Schwierigkeit, sich eine Subsistenz zu verschaffen. So lange nicht mit Wahrheit gesagt werden kann, die Welt sei hinlänglich bevölkert, und aller fruchtbare Boden in Kultur gesetzt, wird für uns das Problem nicht darin bestehen, wie man vermindern, wohl aber darin, wie man ausbreiten soll. Nicht vertilgen muß man, sondern sich vortheilhaft ansiedeln helfen; nicht die Zahl der Verzehrer vermindern, sondern die Verzehrsmittel vermehren. So lange es auf dem Erdball noch einen unangebauten Winkel giebt, wo ein Mann durch seiner Hände Arbeit reichliche Nahrung für sich und seine Familie verschaffen kann, ist es zu frühe, den weisen Anordnungen zuwider zu handeln, wodurch die Natur in ihrem Wohlwollen die Vermehrung der menschlichen Gattung, d. h. die möglich-größte Masse vernünftiger Glückseligkeit bezweckt hat. Wie thörigt ist es also, ja

wie gottlos ist es, auf Verminderung der Bevölkerung zu einer Zeit zu denken, wo England allein, ganz abgesehen von seinen wüsten Aeckern und von der Möglichkeit, seine innere Agrikultur zu verstärken, in seinen Kolonien so viel fruchtbares, nie in Beschlag genommenes Land besitzt, daß es, bei angemessenem Anbau, den zwanzig Millionen, über welche man sich gegenwärtig als zu zahlreich beklagt, Nahrung gewähren könnte, auch wenn sie sich zwanzigmal vermehrt hätten! Hoffentlich wird man nicht geltend machen, daß, da der Erdball begränzt ist, die mögliche Vermehrung des menschlichen Geschlechts es aber nicht ist, man bei Zeiten dem Kampfe vorbeugen müsse, der, nach wer weiß wie viel Zeitaltern, sich aus dem Mangel an Subsistenzmitteln für die Menschheit entwickeln könne. Ganz ruhig können wir eine so entfernte Zukunft derselben Vorsehung überlassen, welche uns fortschrittlich auf den Punkt geführt hat, worauf wir uns gegenwärtig befinden: ein Zeitpunkt, in welchem ein einziger Morgen Landes zehnfach mehr Individuen ernährt, als vor wenigen Jahrhunderten.

Die Schriftsteller, welche über Bevölkerung geschrieben haben, sind in ihren Argumenten von dem mehr versteckten, als deutlich ausgesprochenen Satz ausgegangen, „daß jede Nation auf gewisse feste Gränzen angewiesen ist.“ Allein dieser Satz ist eine baare Hypothese, die in Widerspruch steht mit dem Thatsächlichen. Es giebt kein natürliches, menschliches oder göttliches Gesetz, das einem Volke verbietet, seine Gränzen in demselben Maße zu erweitern, als seine Zahl wächst. Hätten Adam oder Noah gleich jenen raisonnirt, und wäre es ihnen gelungen, ihre Söhne

zur Unterwerfung unter die Fesseln der Klugheit zu überreden, um bei Leibe nicht hinauszugehen über die Gränzen des Paradieses oder der Arche — wo wären wir alsdann geblieben? und was würde aus der Welt geworden seyn? Eine Wildniß, nur von unvernünftigen Thieren bewohnt... Wenn eine Gesellschaft unter dem Drucke der Bevölkerung leidet, wenn ihre Glieder allzu sehr zusammengepreßt werden — was soll sie alsdann verhindern, sich ihres Ueberflusses in andere Länder zu entledigen, wo die Natur in ihrer Güte verschwenderisch ist, und ein üppiger Boden nur auf die Hand des Menschen wartet, um nicht bloß Nahrung, sondern auch Annehmlichkeiten und Hochgenüsse in Fülle hervorzubringen?

Man wird sagen — denn dies ist die einzige Antwort — daß diese Länder in allzu großer Entfernung von den älteren und dichter bevölkerten gelegen sind, und daß der rüstige Arme, welcher in der Mitte der letzteren Hungers stirbt, vermöge seiner Dürftigkeit, der Mittel beraubt ist, sich in die erstern zu versetzen. Dahin also wäre es gekommen? Nach allen laut gepriesenen Fortschritten in Kunst und Wissenschaft und Sittlichkeit steht Europa noch immer auf einem solchen Punkt barbarischer und fast kindischer Einfalt, daß selbst in denjenigen Staaten dieses Erdtheils, welche an der Spitze der Zivilisation stehen, ein Gegenstand anerkannter Wohlthätigkeit aufgegeben werden muß, weil man sich seiner durch individuelle Anstrengungen nicht bemächtigen kann? Daß Nationen, ausgestattet mit mehr als Krösus-Reichthümern, Nationen, deren Regierungen große Einkünfte verwenden, um die Würde und den Glanz der Throne, so wie andere indirekte Mittel,

dem Volke wohlzuthun, aufrecht zu erhalten — daß, sage ich, diese Nationen einem nur allzu beträchtlichen Theile dieses Volks erlauben, sein elendes und nutzloses Daseyn von einem Tage zum andern fortzuschleppen, sich selbst zur Last, noch weit mehr aber eine Last für die wohlhabenderen Klassen, deren Eigenthum er verzehrt, ohne ihnen das Mindeste zu leisten, bloß weil diese verlassenen Individuen sich nicht ohne fremden Beistand nach jenen Ufern begeben können, wo sie ganz unfehlbar eine Quelle des Reichthums und der Beglückung, sowohl für sich selbst als für das Mutterland werden würden? Ist es möglich, daß Nationen es noch nicht bis zur Erfindung einer Methode gebracht haben, wodurch sie ihren eigenen Anwuchs zu ihrem Vortheil wenden? noch nicht bis zur Einführung eines Kolonisations-Systems, wodurch ein allgemeiner Fluch in einem allgemeinen Segen — eine Heerde von müssiggängerischen, verbrecherischen und elenden Hungerleidern in eine Gesellschaft von glücklichen, betriebsamen und gedeihenden Kundleuten würde verwandelt werden?

Wir können nicht zugeben, daß Regierung oder Gesetzgebung etwas von der Beschaffenheit der von ihnen übernommenen Pflichten verstehen, ja auch nur ihren Vortheil als Privat-Personen erkennen, wenn sie nicht gewahr werden, daß der Zustand der arbeitenden Klasse — dieser großen Mehrheit des Volks — der erste und bei weitem wichtigste Gegenstand ihrer Sorgfalt seyn muß. Daß diese Klasse gegenwärtig in einer sehr gedrückten und herabgewürdigten Lage vegetirt, geht aus den eigenen Berichten ihrer Kommissionen hervor; und nur allzu ausgemacht ist, daß in einem Lande, welches so viel Reichthümer und

Hülfsquellen vereinigt, dies nur der Fehlerhaftigkeit seiner Institutionen oder der Mißleitung seiner Regierung beigemessen werden kann. Das Eigenthumsrecht selbst ist der allgemeinen Wohlfahrt untergeordnet, diese aber wird ganz offenbar nicht dadurch befördert, daß man das Eigenthum auf eine Weise vertheilt, welche fürstlichen Reichthum auf Wenige überträgt, und die betriebsame Menge, durch welche aller Reichthum ins Daseyn tritt, zu der Alternative hoffnungsloser Beschwerde oder verächtlicher Verarmung verdammt. Die große Menge ist fähig, so zu urtheilen, oder sie wird in kurzem dazu fähig geworden seyn. Einsicht verbreitet sich reißend selbst unter dieser herabgewürdigten Klasse — Einsicht, die, wenn sie begleitet ist von einem Interesse an der Aufrechthaltung der Ordnung, die größte Sicherheit für das friedliche Verhalten der Menge gewährt, die aber gefürchtet zu werden verdient, wenn die Gemüther, die von ihr belebt werden, durch Krämpfe und Anarchie alles zu gewinnen und nichts zu verlieren haben.

Sollte sich die Legislatur, unter dem Einflusse dieser Ideen, ernstlich der Aufgabe einer Verbesserung des Zustandes der unteren Klassen unterziehen: so würde, nach unserem Ermessen, der erste und unvermeidlichste Schritt darin bestehen, daß, hinsichtlich der Parochial-Hülfe, die Armen Irlands auf gleichen Fuß mit den Armen Großbritanniens gesetzt würden, dergestalt, daß die letztern von der unerträglichen Last befreit würden, den Ueberschuß irischer Arbeiter neben dem ihrigen zu ertragen. Von gleicher Wichtigkeit mit dieser Maßregel ist die Abschaffung des ungesetzlichen und abscheulichen Mißbrauchs, welcher, in einigen Distrikten, die Verwaltung der englischen Armengesetze

befleckt, und das, was, gehörig angewendet, eine heilsame und wohlthätige Fürsorge seyn würde, in ein Gift verwandelt. So lange diese beiden großen, wenn gleich einfachen Verbesserungen nicht bewirkt sind, müssen wir daran verzweifeln, eine bleibende und reelle Verbesserung in dem Zustande der arbeitenden Klasse zu Stande gebracht zu sehn, welche Rettungsmittel auch in Vorschlag kommen und Annahme finden mögen. Sind diese Schritte gethan, so bleibt noch übrig, den vorhandenen Ueberschuß der Bevölkerung durch solche Maßregeln zu entfernen, als wir zu empfehlen gewagt haben, nämlich: 1) ein allgemeines Zehnten-Vergleichungsgesetz, mit einer Bill zur Erleichterung der Einschließung wüster Ländereien und zu ihrer Bestellung durch die Kirchspiels-Armen; 2) die Entfernung solcher Steuern, welche hauptsächlich auf die Arbeit drücken, und ihre Ersetzung entweder durch eine Eigenthumssteuer oder durch mäßige Steuern auf Pferde, die beim Ackerbau gebraucht werden, und auf Maschinen; 3) endlich, eine systematische Ausfuhr von Arbeitern nach unsern Kolonien, vorzüglich nach Australien und nach dem Kap, geleitet von der Regierung, ersetzt durch eine Steuer auf den Werth der ausgeführten und daselbst beschäftigten Arbeiter.

Nachschrift des Uebersetzers.

Wir wiederholen, daß wir den vorstehenden Aufsatz nicht sowohl von Seiten seines staatswirthschaftlichen Inhalts, als vielmehr von Seiten der merkwürdigen Aufschlüsse, welche darin über den gesellschaftlichen Zustand

Großbritanniens und Irlands gegeben worden, der Mittheilung werth befunden haben. Was jenen betrifft, so ist er allzu individuell, als daß er in einem hohen Grade ansprechen könnte. Desto mehr aber sprachen diese an; denn sie zeigen den Abgrund, an dessen Rande Großbritanniens gepriesenes Staatswesen anhaltend schwebt.

Nach den letzten Nachrichten, welche von jenseit des Kanals zu uns gelangt sind, dürften alle Vorschläge zur Verbesserung der Armen-Gesetze, so wie alle Anträge zur Verminderung einer überschüssigen Bevölkerung zu spät kommen. Die anhaltenden Feuersbrünste in den Grafschaften Kent, Sussex und Surrey beweisen nur allzu sehr, daß man eine wirksamere Erleichterung sucht, als in der Versetzung von einigen Tausenden nach Australien und nach dem Kap enthalten seyn würde. An eine Umwälzung denkt vielleicht noch Keiner. Wird sie jedoch zu vermeiden seyn? Derselbe Staatsmann, dem England so viel verdankt; derselbe Herzog von Wellington, der vor funfzehn Jahren der Abgott Europa's war, und von dem man sich, noch vor Jahr und Tag, so viel in England versprach — wohin ist es in den letzten Monaten mit ihm gekommen? Er hat das Schicksal aller englischen Premier-Minister seit Pitt und Perceval erfahren. Was aber ist die Ursache seiner Unbeliebtheit, Impopularität genannt? Keine andere — so weit sich dies aus der Ferne erkennen läßt — als daß er einen gesellschaftlichen Zustand vertheidigt, von welchem jede Täuschung gewichen ist, und welchen die Mehrheit der Engländer um jeden Preis verändert sehen will. Unstreitig wird man es dahin bringen, daß der Herzog von Wellington ausscheidet, und daß das ganze Mi-

nisterium verändert wird; doch dürfte der Irrthum darin liegen, daß man von den neuen Ministern etwas erwartet, das nicht von ihnen geleistet werden kann, so lange die Dinge auf dieselbe Weise wirksam bleiben. England ist also in der augenscheinlichen Gefahr mit seiner Verfassung auf denselben Punkt zu kommen, wohin Frankreich in den letzten Tagen des Juli d. J. mit der seinigen gekommen ist; und wenn wir uns hierin nicht irren sollten, so würden wir zugleich zu der Vorhersagung berechtigt seyn, „daß sich in den nächsten zehn Jahren, die Begriffe von Konstitution und Konstitutionalität wesentlich berichtigen werden."

Geschrieben den 8. November 1830.

B.

Ueber die Straffälligkeit der letzten Minister Karls des Zehnten.

Homo sum, humani nihil a me alienum puto. Terent.

Die europäische Welt sieht einem Schauspiel entgegen, das nicht beendigt werden kann, ohne die Begriffe von dem Werth der konstitutionellen Monarchie, so wie diese bisher gegolten haben, in einem hohen Grade zu berichtigen.

Dies Schauspiel ist der von der französischen Wahlkammer gegen das Polignacsche Ministerium eingeleitete Prozeß, welcher, vom Januar des künftigen Jahres ab, durch die Pairs-Kammer zu Ende geführt werden soll.

Bekanntlich sind, nach der Abreise Karls des Zehnten, von dem ebengenannten Ministerium, ausser dem Chef (dem Fürsten von Polignac) die Herren von Peyronet, Chantelauze und von Guernon-Ranville, theils zu Tours, theils zu Saint-Lo verhaftet und nach Vincennes gebracht worden. Hier nun hat man Verhöre mit ihnen angestellt; und auf der Grundlage dieser Verhöre, so wie auf der von vorgefundenen Aktenstücken und Zeugenaussagen ist eine Anklage gebildet worden, welche, in der Sitzung der Wahlkammer vom 23. Sept. d. J. vorgetragen und angenommen, einen Beschluß folgenden Inhalts zu Wege gebracht hat:

„Die Deputirten-Kammer beschuldigt die Exminister und Unterzeichner der Verordnungen vom 25. Juli, Herrn von Polignac, von Peyronet, Chantelauze, von Guernon-Ranville, von Haussez, Capelle und von Montbel, des Verraths dafür, daß sie ihre Gewalt gemißbraucht haben, um die Wahlen zu verfälschen und die Bürger an der freien Ausübung ihrer Rechte zu verhindern; daß sie die Institutionen des Königreichs willkürlich und gewaltsam verändert, daß sie sich eines Komplotts gegen die äußere Sicherheit des Staats schuldig gemacht, und daß sie zum Bürgerkriege aufgereizt haben, indem sie die Bürger bewaffnet oder sie zur Bewaffnung untereinander bewogen, auch in der Hauptstadt und in mehren andern Gemeinden Mord und Verheerung verbreitet haben: Verbrechen, von denen der 56. Art. der Charta von 1814 und die Art. 91, 109, 110 u. 125 des französischen Strafgesetzbuches handeln. Dem gemäß ladet die Deputirten-Kammer die Herren von Polignac, von Payronet, Chantelauze, von Guernon-Ranville, von Haussez, Capelle und von Montbel vor die Pairs-Kammer. Drei im Schooße der Deputirten-Kammer durch geheimes Abstimmen und absolute Stimmenmehrheit zu wählende Kommissarien sollen den Auftrag erhalten, im Namen der Kammer alle erforderlichen Requisitorien zu machen, und der Anklage von der Pairs-Kammer, welcher der gegenwärtige Beschluß sammt allen Prozeß-Akten sofort zugefertigt werden soll, Folge zu geben, sie zu behaupten und zu Ende zu bringen."

Lieset man Herrn von Berengers Anklage und den darauf gegründeten Beschluß, so ist man verführt zu glauben, das Polignacsche Ministerium habe, ohne alle Auf-

forderung von aussen her, folglich aus reiner Lust zur Gewaltübung, oder aus einem fast unbegreiflichen Muthwillen, jene Ordonnanzen entworfen, deren Einwirkung auf die französische Gesellschaft damit geendigt hat, daß Karl der Zehnte und seine unmittelbare Nachkommenschaft die Krone Frankreichs verloren haben, und zu einem Rückzug nach Holyroodhouse bei Edinburg genöthigt worden sind. Wie viel fehlt jedoch daran, daß es sich wirklich so verhalte! Die siegende Parthei hat in der Anklage über die besiegte geurtheilt; und bei dieser Gelegenheit hat sich dasselbe Phänomen erneuert, das eingetreten ist, so oft, in den verschiedenen Phasen der französischen Revolution, die neue Regierungsform gerechtfertigt werden mußte. Von Partheien oder Faktionen verlangen, daß sie unpartheiisch und gerecht seyn sollen, heißt überhaupt das Unmögliche fordern; sich selbst zu heben, kennen sie kein besseres Mittel, als die von ihnen besiegte Parthei oder Faktion so tief als immer möglich herabzudrücken, und was von ihr ausgegangen ist, wäre es auch noch so gut gemeint gewesen, zu einem Verbrechen zu stempeln. Schwerlich hat diese Regel jemals eine Ausnahme gefunden; denn Unpartheilichkeit ist nur dann möglich, wenn das Urtheil von solchen gefällt wird, die sich ausserhalb des Zusammenhanges befinden, in welchem man nothwendig partheiisch wird.

Alle gesellschaftlichen Erscheinungen beruhen auf Entwickelung; und will man eine richtige Ansicht von dem Polignacschen Ministerium gewinnen, so muß man sich vor allen Dingen klar machen, wie weit der Parthei-Kampf gediehen war, als jenes im Sommer des Jahres 1829 in Wirksamkeit trat. Wenige Jahre früher würde es einen

ganz andern Charakter gewonnen haben. Was ihm nothwendig vorangehen mußte, war der Eigensinn des Herrn von Villele und die Nachgiebigkeit des Herrn von Martignac. Diese auf einander folgenden Gegensätze hatten die Schwäche des Kabinets in einem so hohen Grade verrathen, daß man sich nicht länger dagegen verblenden konnte.

Die Wurzel des Uebels lag in der Charta, durch welche es möglich geworden war, daß (um hier einen üblichen Ausdruck zu gebrauchen) die Gegen-Revolution sich neben der Revolution geltend machen konnte. Die Feinde der letztern waren nicht ausgestorben. Durch die Charta, d. h. durch ein Staats-Grundgesetz, welches seinen Charakter in der Theilung der Gewalten hatte, an einander gebracht, konnten die Vertheidiger und die Feinde der Revolution nicht vermeiden, in einen Konflikt zu gerathen, der, da das verbrauchte Alte keine andere Bestimmung hat, als dem besseren Neuen Platz zu machen, sich zum Vortheil der erstern entscheiden mußte. Man darf sagen, daß volle vierzehn Jahre erforderlich waren, ehe die Dinge zur Reife gelangten. Zwei Gesetze beschleunigten dieselbe: das Sakrilegiums-Gesetz und das sogenannte Entschädigungs-Gesetz. Was dem Priesterthum und dem Feudal-Adel neue Kraft geben sollte, brachte die entgegengesetzte Wirkung dadurch hervor, daß es beiden die Gemüther der Franzosen je mehr und mehr entzog. Die Wahlen des Jahres 1827 gaben der für die Revolution streitenden Parthei ein so großes Uebergewicht, daß das Villelische Ministerium, der Aufgabe, die es lösen sollte, nicht länger gewachsen, einer anstößigen Verdrängung durch ein freiwilliges Ausscheiden auswich. Das Martignacsche Ministerium, das sich die

Geschicklichkeit zutraute, zwischen zwei gleich gefährlichen Klippen die rechte Bahn zu finden, machte sehr bald die Entdeckung, daß dies, wo nicht unmöglich, doch in einem so hohen Grade schwierig ist, daß man einem solchen Versuche lieber entsagt: es blieb, wie ohne Charakter, so ohne Ansehn, und der Erfolg bewies, daß es durch seine Nachgiebigkeiten nichts verbessert, wohl aber sehr viel verschlimmert hatte. Mit ihm hatte Frankreich keine Regierung mehr; und sollte die königliche Autorität gerettet werden, so konnte dies nur durch Männer geschehen, denen es weder an Entschlossenheit, noch an Einsicht, am wenigsten aber an der erstern, fehlte. So trat das Polignacsche Ministerium ein, das seine Geburt eben so sehr dem Eigensinn des Herrn von Villele, als der Nachgiebigkeit des Herrn von Martignac verdankte.

So lange der Parthei-Kampf unentschieden blieb, gehörte es zu den Dogmen der Repräsentativ-Regierung, „daß dem Könige ein unbedingtes Recht in Beziehung auf die Wahl seiner Minister zustehe.“ Hiervon waren selbst Diejenigen durchdrungen, welche sich in der Vertheidigung der Revolution nie ungetreu geworden sind. Herr Benjamin Constant sprach sich in seinen „Principes de politique applicables à tous les gouvernements réprésentatifs et particulièrement à la charte de l'an 1814“ folgendermaßen darüber aus:

„Eine Adresse, welche die Minister des öffentlichen Vertrauens unwürdig erklärt, ist nur ein Schrei der Rachsucht. Es giebt kein Tribunal, das über eine Erklärung dieser Art entscheiden könnte. Diese ist also eine feindselige Handlung, ohne festes und nothwendiges Ergebniß.

Sie ist aber auch ein direkter Eingriff in die königliche Prärogative; denn sie macht dem Fürsten das Recht seiner Wahlen streitig. Wenn ihr die Minister anklagt, so sind sie allein diejenigen, die ihr angreift; wenn ihr sie aber des öffentlichen Vertrauens unwürdig erklärt, so wird der Fürst beschuldigt, es sei in Bezug auf seine Absichten, oder in Bezug auf seine Erleuchtung, was in einer konstitutionellen Regierung sich nie ereignen darf ... In einer repräsentativen Monarchie besteht das Wesen des Königthums in der Unabhängigkeit derjenigen Ernennungen, welche ihm zugetheilt sind. Diese Prärogative muß man ihm also rein und unversehrt erhalten. Nie darf man ihm das Recht, zu wählen, streitig machen. Die Versammlungen dürfen sich nicht das Recht der Ausschließung anmaßen: ein Recht, das, wenn es hartnäckig ausgeübt wird, zuletzt das Recht der Ernennung in sich schließt ... Man wird mich hoffentlich nicht beschuldigen, daß ich der unumschränkten Macht das Wort rede; mein Wunsch ist, daß das Königthum mit seiner ganzen Macht bekleidet und mit der vollen Verehrung umgeben sei, die zum Heil des Volks und für die Würde des Throns ihm so nothwendig ist ... Die Erklärung, welche man vorschlägt, wird entweder zu einer leeren Formel, oder zu einer Waffe in den Händen der Faktionen werden."

So Herr Benjamin Constant; und kann man sich wohl bündiger gegen das, was den fünften Akt der Revolution herbeigeführt hat, erklären, als es in den angeführten Worten geschehen ist?

Herr Benjamin Constant ist jedoch nicht der einzige Publizist Frankreichs, der sich für das unbedingte Recht

des Königs, seine Minister zu wählen, ausgesprochen hat. Ein berühmter Doktrinär, Herr Royer=Collard, erklärte sich über den fraglichen Gegenstand auf fast dieselbe Weise, als er im Jahre 1817 in einer Sitzung der Deputirten=Kammer sagte:

„An dem Tage, wo thatsächlich festgestellt wird, daß die Kammer die Minister des Königs verwerfen und ihm andere aufdringen kann, welche ihre Minister, doch nicht die des Königs sind — von diesem Tage an ist es geschehen, nicht bloß um die Kammer, sondern auch um unser Königthum — um dies Königthum, das in seiner Unabhängigkeit unsere Väter beschützt, und von welchem Frankreich alles erhalten hat, was man seine Freiheit und sein Glück nennen kann. Von diesem Tage an ist die Republik bei uns fertig."

Im Jahre 1830 sah Herr Royer=Collard, als Präsident der Deputirten=Kammer, sich genöthigt, Karl dem Zehnten eine Adresse folgenden Inhalts zu überreichen:

„Sire, die Dazwischenkunft des Landes macht die fortwährende Uebereinstimmung der politischen Absichten Ihrer Regierung mit den Wünschen Ihres Volks zur unerläßlichen Bedingung des regelmäßigen Ganges der öffentlichen Angelegenheiten. Sire, unsere Loyalität, unsere Ergebenheit legt uns die harte Nothwendigkeit auf, Ihnen zu sagen, daß diese Uebereinstimmung nicht besteht. Entscheiden Ew. Majestät in Ihrer hohen Weisheit zwischen denen, die eine so friedfertige, eine so treue Nation verkennen, und uns, die wir mit der innigsten Ueberzeugung die Schmerzen eines ganzen Volks in Ihren Busen auszuschütten kommen."

Entkleidet von allem, was in dieser Adresse bloße Redensart war, sagte dieselbe nichts weiter, als:

„Sire, entfernen Sie Ihr Ministerium, wenn wir loyale Unterthanen bleiben sollen."

Woher dieser Abfall?

Wir haben die allgemeinste Ursache desselben an einem andern Orte angegeben *); sie ist keine andere, als daß in einem politischen Systeme, dessen Wirksamkeit auf Theilung und Gleichwägung der Gewalten beruht, nichts feststeht, weder die Menschen, noch die Dinge, am wenigsten aber die Dogmen und die Grundsätze.

Es war seit den Wahlen des Jahres 1827 dahin gekommen, daß die beiden Partheien oder vielmehr Faktionen, von welchen die eine die Revolution vertheidigte, die andere eine Gegen-Revolution bewirken wollte, nicht länger neben einander bestehen konnten; das Uebergewicht der erstern über die letztere war entschieden, und alle Gewandtheit und Geschicklichkeit des Martignacschen Ministeriums war unvermögend, ein Verhältniß abzuändern, in welchem das Königthum zwar nicht unbedingt bedroht, aber nichts desto weniger zu einer Verzichtleistung auf seine bisherigen Zwecke und Mittel herausgefordert war.

Was konnte, was mußte unter diesen Umständen geschehen?

Man darf voraussetzen, daß diese Frage von den geheimen Rathgebern Karls des Zehnten von allen Seiten erörtert worden ist. Wenn sie zuletzt in dem Gedanken

---

*) In der Abhandlung „Ueber den fünften Akt der französischen Revolution."

zusammentrafen, daß, um das Königthum zu retten, die Revolutions-Parthei nicht verschont werden dürfe — wer, wenn er von dem Bedürfniß einer Gesellschaft von 32 Millionen Menschen nach Ordnung und Ruhe eine klare Vorstellung hat, wird einen solchen Gedanken zu verdammen wagen? Inzwischen war die Gegen-Camarilla nicht unthätig. Ihr Name war Comité directeur. An ihrem Daseyn und ihrer Wirksamkeit zu zweifeln, ist nach den Aufschlüssen, welche die Gazette de France über Beides gegeben hat, durchaus nicht erlaubt. Mit den zwei Millionen Franken, welche ihr zu Gebote standen, und mit dem Beistande, den sie in dem Geschrei der ihr ergebenen Tagblätter, so wie in den von ihr bewirkten Steuer-Verweigerungs-Vereinen fand, konnte es ihr nicht schwer werden, in den Wahlen, welche die Auflösung der Deputirten-Kammer von 1827 nach sich zog, den Sieg über ein Ministerium davon zu tragen, das höchstens mit Androhungen, Anwartschaften, Stipendien u. s. w. bestechen konnte. Die Wahlschlacht fiel demnach zum Vortheil des Comité directeur aus; und obgleich das Ministerium Polignac, im Vorgefühl seiner Niederlage, den König selbst zu einer Proklamation an die Wähler bewog, worin er sich für beleidigt durch die Anmaßung der letzten Deputirten-Kammer erklärte: so hatte doch auch dieser gewagte Schritt keinen andern Erfolg, als daß er — unbeachtet blieb; denn jene 221 Deputirte, welche die berüchtigte Adresse genehmigt hatten und in den neuen Wahlen auf die Seite geschoben werden sollten, wurden wieder erwählt.

Der Regierung war hierdurch der Krieg aufs Förmlichste erklärt. Wie weit das Polignacsche Ministerium vor

dem Ausgange der Wahlen zu gehen entschlossen war, läßt sich nicht genau bestimmen, wenn man auch zugeben darf, daß es mit einer Abänderung der Verfassung zum Vortheil des Königthums umgegangen sei. Nach dem Ausgange der Wahlen blieb ihm nur die Alternative, entweder auszuscheiden, oder die Prärogative des Königs aus allen Kräften zu vertheidigen. Die Minister zogen das Letztere vor; und alles beweiset, daß sie hierbei nicht sowohl als Rathgeber Karls des Zehnten, denn vielmehr als dessen erste Werkzeuge thätig waren.

So erfolgten denn jene vielbesprochenen Ordonnanzen, wodurch die Freiheit der periodischen Presse suspendirt, die Deputirten-Kammer aufgelöset, ein neuer Wahl-Modus angeordnet, und die Pairs- und die Deputirten-Kammer auf den 28. Spt. einberufen wurden. Was sich nicht läugnen läßt, ist, daß diese Ordonnanzen dem klaren Inhalte der Charta entgegen waren. Allein die Aufgabe war keineswegs, ein Staatsgrundgesetz zu retten, mit welchem man an den Abgrund des Verderbens gerathen war, wohl aber der Ungewißheit ein Ende zu machen, worin Volk und Dynastie seit funfzehn Jahren geschwebt hatten: einer Ungewißheit, die nicht länger zu ertragen war, weil sie Frankreich anhaltend des Vortheils einer mit sich selbst einverstandenen Regierung beraubte, und die edelsten Kräfte im Partheizwiste verzehrte.

Wir verweilen nicht bei den Folgen der Bekanntmachung dieser Ordonnanzen. Geschleudert auf eine Hauptstadt, deren Bewohnerzahl die Summe von 800,000 erreicht, wie hätten sie den Absichten und Berechnungen entsprechen können, die man damit verband? Dies war um

so

so unmöglicher, je mehr der Comité directeur, auf einen Staatsstreich von Seiten des verhaßten Ministeriums gefaßt, solche Vorkehrungen getroffen hatte, daß der Vortheil auf seine Seite bleiben mußte. Ein Kampf war unvermeidlich; die ansteckende Kraft des Beispiels machte ihn blutig. Der Sieg blieb den Parisern; und da dieser Sieg ein Triumph war, den man über königliche Ordonnanzen davon getragen hatte: so blieb nach allem, was vorangegangen war, dem Könige schwerlich ein anderer Entschluß übrig, als der Krone zu entsagen, und mit Uebergehung seines Sohnes für seinen Enkel zu stipuliren: eine Verwendung, welche von den Siegern verworfen wurde, aus Gründen, die hier nicht in Betrachtung kommen.

Die einzige Frage, die wir zu beantworten haben, ist: „wiefern kann ein Ministerium für straffällig gehalten werden, das, wie man auch über die von ihm gebrauchten Mittel urtheilen möge, keine andere Absicht haben konnte, als die bestrittene Autorität des Königs in einem Lande zu befestigen, das vermöge seines Umfangs und seiner Bevölkerung der Monarchie vor so vielen andern Ländern bedarf?"

Wir wollen hier nicht wiederholen, was der Graf Gaëtan von Larochefoucauld und Herr Berryer zur Vertheidigung der gefangenen Minister gesagt haben. Am Tage liegt, daß die gegen die Minister eröffnete Anklage eine Art von Absurdität in sich schließt, sobald Rücksicht genommen wird auf den 13. Art. der Charta, welcher also lautet: „Die Person des Königs ist unverletzlich und heilig, und seine Minister allein sind verantwortlich." Die Korrelation dieser beiden Prinzipe läßt sich durchaus nicht

verkennen; sie sind sogar unzertrennlich, sofern die Verantwortlichkeit der Minister die Bürgschaft für die Unverletzlichkeit des Königs, und diese, umgekehrt, der Grund der ministeriellen Verantwortlichkeit ist. Legitim und nothwendig in dem naturgemäßen Gange einer verfassungsmäßigen Regierung, wird die Ausübung des Rechts der Anklage in Folge der ministeriellen Verantwortlichkeit ungerecht und das Maß überschreitend nach Umwälzungen, in welchen die bis dahin bestandene Ordnung der Dinge verändert worden, und das Zepter den Händen, die es trugen, entfallen ist. Hat man also einen König durch den Verlust seiner Rechte, sogar für seine Nachkommenschaft, gestraft, indem man von der Voraussetzung ausgegangen ist, daß alles von Ihm herrühre, daß Er gewollt und befohlen habe: so ist eine nachträgliche Bestrafung seiner Minister eine bloße Barbarei, die sich von keiner Seite rechtfertigen läßt.

Nach allem, was in den ersten Tagen des August dieses Jahres in Frankreich geschehen ist, kann man zwar in Zweifel ziehen, ob die Verantwortlichkeit der Minister das rechte Mittel sei, die Unverletzlichkeit des Fürsten zu sichern; was sich aber nicht in Zweifel ziehen läßt, ist, daß, wenn die vindicta publica sich gegen die Person des Fürsten selbst gewendet hat, die Verantwortlichkeit seiner Minister zu einer Thorheit geworden ist . . .

Die von der Deputirten-Kammer beschlossene Anklage der gefangenen Minister lautet auf Verrath, sofern sie ihre Gewalt gemißbraucht haben, um die Wahlen zu verfälschen und die Bürger an der freien Ausübung ihrer Rechte zu verhindern; ferner, sofern sie die Institutionen des Königreichs willkürlich und gewaltsam verändert, sich

eines Komplots gegen die äußere Sicherheit des Staats schuldig gemacht, und zum Bürgerkriege aufgeregt haben. Dies alles klingt freilich fürchterlich genug. Allein ist es wohl jemals gelungen, den Begriff des Verraths so festzustellen, daß daraus ein positives Verbrechen gemacht werden könnte? Wenn die Minister die Wahlen verfälscht, und die Bürger an der freien Ausübung ihrer Rechte verhindert haben, so ist der Comité directeur hierin gewiß nicht hinter ihnen zurückgeblieben, nur daß seine Mittel anderer Art gewesen sind. Ferner, wenn es ein absolutes Verbrechen war, die Institutionen des Königreichs zu verändern — womit will die gegenwärtige Deputirten-Kammer es entschuldigen, daß sie die Charta umgeschmolzen, sich und der Pairs-Kammer die Initiative beigelegt, das Wahlgesetz verändert und dadurch alles an eine andere Stelle gesetzt hat? Was endlich den Bürgerkrieg betrifft, so kommt er, da er nicht aus heiler Haut entstehen konnte, eben so sehr auf die Rechnung des Comité directeur, als auf die der Minister. Zugegeben also, das Polignacsche Ministerium habe sich an der salus publica Frankreichs durch seine Bemühungen um die Wiederherstellung der alten Ordnung wesentlich vergangen: — wer darf ihm deßhalb Vorwürfe machen? Gewiß nicht die Revolutions-Parthei mit ihrem Comité directeur! Denn diese darf sich glücklich schätzen, so billigen Kaufs einen Wirkungskreis erworben zu haben, worin sie fortan nicht gestört werden wird; — am wenigsten, wenn sie das zu geben versteht, wodurch allein die französische Gesellschaft zu einer bleibenden Organisation gelangen kann, d. h. eine Regierung, die mit dem Charakter der Gesellschaftlichkeit den der Einheit verbindet.

Wie oft sind unsere ärgsten Feinde unsere größten Wohlthäter! Und wie verblendet ist die gegenwärtige Deputirten-Kammer Frankreichs, wenn sie nicht begreift, daß sie den schwachen und fehlerhaften Maßregeln des Polignacschen Ministeriums, das kaum noch mehr als Handlanger-Dienste verrichtete, alle ihre bisherigen Erfolge verdankt! . . .

Die Losung ist: Gerechtigkeit, nicht Rache! War man jedoch in Umwälzungen jemals gerecht gegen die besiegte Parthei? Wo Vergehungen der Intelligenz zu ahnden sind, da giebt es keinen Richterstuhl, dessen Ausspruch Vertrauen verdient. Der Pairs-Kammer ist zwar die Untersuchung der, den gefangenen Ministern zur Last gelegten Verbrechen übertragen worden; wie ließe sich aber wohl an ihre Unpartheilichkeit glauben? Mit ihrer Bestimmung, den Thron zu beschützen, blieb sie ruhige Zuschauerin, als eine verwegene Deputirten-Kammer Karl den Zehnten und seine Nachkommen Landes verwies; und jetzt, nachdem der entscheidende Schlag gefallen ist, soll sie sich das Verdienst erwerben, angeklagte Minister, von welchen, wenn sie ihrem Könige nach England gefolgt wären, kaum noch die Rede seyn würde, entweder zu verurtheilen oder loszusprechen! Sie nehme sich wohl in Acht, diese Pairs-Kammer! Denn verurtheilt sie die Angeklagten, so wird sie zwar den großen Haufen befriedigen, aber den Unwillen aller Einsichtsvollen und Gutgesinnten anregen; und spricht sie los, so wird sie jenem als Mitschuldige erscheinen, während diese ihrem Muthe vielleicht kalte Lobsprüche machen werden. Die Probe, auf welche man sie gebracht hat, ist also nur allzu gefährlich. Nicht mit Unrecht würde sie nach den großen Veränderungen, welche seit dem 8ten

August theils in ihrem Schooße, theils in der Staatsgesetzgebung vorgegangen sind, ihre Kompetenz läugnen. Wozu sie sich auch entschließen möge: immer bleibt es beklagenswerth, daß Männer, die durch die Rettung des Throns nur ihre Bestimmung erfüllt hätten, dahin gebracht sind, über die Schuldbarkeit derer entscheiden zu müssen, welche wirklich eine Rettung versucht haben. Wenn irgend etwas über die Gebrechlichkeit der Repräsentativ-Regierung, so wie diese bisher verwirklicht worden ist, entscheidet: so ist es dieser Umstand.

In unserer Ansicht giebt es nur Eine Art des Verfahrens, wodurch der Gerechtigkeit und Menschlichkeit in dem Prozesse der gefangenen Minister genügt werden kann. Da es in ihrem Kampfe mit der Revolutions-Parthei zu einem förmlichen Kriege gekommen ist, in welchem sie besiegt worden sind: so können sie nicht anders behandelt werden, denn als Kriegsgefangene; und da die europäische Welt in der Zivilisation weit genug vorgeschritten ist, um Kriegsgefangene weder zu tödten, noch zu verstümmeln, noch zu Sklaven zu machen, da es vielmehr zur allgemeinen Sitte geworden ist, solche Unglückliche, nach Wiederherstellung des Friedens, in Freiheit zu setzen: so darf der Umstand, daß Karls des Zehnten letzte Minister in einem Bürgerkriege gefangen genommen sind, keine Ausnahme von der Regel bewirken. Diese Beklagenswerthen müssen demnach aus ihrem Gefängniß entlassen werden, und zwar mit der Erlaubniß, sich in jedes Ausland, das sie zu wählen für gut befinden, zu begeben, um daselbst den Rest ihrer Tage in den Gefühlen zu verleben, die das Bewußtseyn einer zwar gutgemeinten, aber durchaus verfehlten Absicht in sich

schließt. Jede Abweichung von diesem Verfahren würde mehr oder weniger barbarisch seyn, und zu Widersprüchen in der Gesetzgebung führen, welche nicht verfehlen könnten, Mißtrauen und Verwirrung zu gebären. Würde man nur Einfalt verrathen, wenn man Männer, wie den Fürsten von Polignac, den Grafen von Payronet u. s. w., für unschuldig erklären wollte: so würde es wahrlich keinen geringeren Mangel an Beobachtung und Erfahrung ankündigen, wenn man an eine Straffälligkeit glauben wollte, die nur das Resultat des Unterliegens in einem unvermeidlichen Parthei-Kampfe ist. Der Pairs-Hof sei also wohl auf seiner Hut, ein Urtheil über die gefangenen Minister zu fällen, durch dessen Vollziehung diese der gerechteren Nachwelt als die Decier einer besseren Zukunft erscheinen würden. Denn: — Suum cuique decus posteritas rependit; quo magis Socordiam eorum irridere libet, qui praesenti potentia credunt exstingui posse etiam sequentis aevi memoriam.

Ueber Kornmangel.

Nicht den Launen der unermeßlich freigiebigen Natur, auch nicht den Launen der arbeitslustigen Menschen ist die Schuld beizumessen, daß man sich hier und da, dann und wann, einer angstvollen Besorgniß über bevorstehenden Kornmangel hingeben muß: einer Besorgniß, wie sie sich jetzt wieder an mehreren Punkten zeigt, und das Bestreben zur Folge hat, daß man durch transitorische Maßregeln dem Mangel zu begegnen sucht, ohne, so scheint es, zu wissen, daß man damit nicht anders als zu spät kömmt. Nur jene widernatürlichen, der gesunden Vernunft abgetrotzten, von der gehässigsten Art des Egoismus, vom Mißbrauche der Stellung getragenen Unwesen, Korngesetze genannt, haben es zu verantworten, daß gerade in den am dichtbevölkertsten Ländern, der größere und also der ärmste Theil der Nation das dringendste Bedürfniß jederzeit theurer kaufen muß, als ohne solche Gesetze nöthig wäre; nur diese menschenfeindlichen Gesetze haben es zu verantworten, daß in den fruchtbaren dünnbevölkerten Kornländern weniger Getreideüberschüsse erzielt und aufgesammelt werden, als bei immerwährend freiem Weltverkehr der Fall seyn würde.

Der Sperrgesetze, in Betreff der unentbehrlichsten Stoffe, bedarf es in keinerlei Sinn, weder wider die Ein-, noch Aus- und Durchfuhr, oder wider die Freiheit der Disposition darüber. Die Macht der Dinge allein leistet genug.

Schon durch die Kosten der Herbeischaffung steht der Fremde, in der Konkurrenz auf dem Marktverkehr, um 35 — 20 — und selbst in Fällen von höchster Hungersnoth, wo fremde Hülfe so willkommen ist, um 16 Prozent hinter dem Einheimischen. Niedrige Preise wehren den Fremden von selbst ab; nur die Aussicht auf hohe zieht ihn herbei. Sperrgesetze zwingen dazu, 100 Geldstücke für eine Sache zahlen zu müssen, die ohnedies für 50 da seyn würde; sie sind Ursache, daß man nur 50 Maß in den Kornländrrn auftreiben kann, wo ohne sie 100 sich von selbst einstellen würden. Transitorische Modifikationen der Sperrgesetze führen nur zu transitorischen Wagnissen, nur zu kargen Ergänzungen des Bedarfs aus Vorräthen, die sich zufällig in irgend einem Winkel auftreiben lassen, nicht aber zu Kammern, die für alle Konjunkturen kornangefüllt sind. Sperrgesetze sind der Gesammtheit der Nation verderblich. Die Ueberschüsse der Früchte ihres Fleißes kann sie nicht an die Fremde verkaufen, weil sie von ihr nicht Alles nach Gefallen einkaufen darf. Unverkennbar ist es, daß reichlicher, als es dermalen der Fall ist, an das Ausland verkaufen würden: die brittische Industrie ohne Kornbill, die Grundeigenthümer der Nordländer ohne Industriemonopol, und die gesammte Betriebsamkeit Frankreichs, ohne die unbegreifliche Beharrlichkeit beim Merkantilsystem. Sperrgesetze bereichern den Einzelnen auf Kosten der Menge. Je größer der Tauschverkehr, um so mehr Erwerb für die besitzlose Menge. Je geringer dieser Verkehr in Folge solcher Gesetze, um so dürftiger diese Menge. Leben will der Mensch, es koste was es wolle, und Keinem darf Nahrungsstoff aus Uebertheuerung fehlen.

Gehen ihm dazu die Mittel ab, dann treibt ihn der Hunger an, jederzeit alle Kräfte zur Beseitigung der Hindernisse aufzubieten.

In Betreff des Kornverkehrs sind die dünnbevölkerten Länder Nordamerika's und Europa's von den dichtbevölkerten im Westen des letztern, als mit einander im Gegensatze, zu unterscheiden. Dort hält der Mangel an Menschenüberfluß vom Gipfel der Industrie zurück; hier treibt ein solcher Ueberfluß dazu hin. Dort kann aus ihrem ergiebigen Boden die Gesellschaft mehr Körner erzielen, als sie selbst bedarf; hier, die Erfahrung hat es nicht selten gezeigt, finden sich Fehlernten, die darum zu den größten Besorgnissen führten, weil die Korngesetze eine reichlichere Produktion im Auslande und eine zeitigere Zufuhr von da her zurückhielten.

Wie nutzbar ein Boden immer seyn möge: der Mensch bearbeitet ihn nicht hinaus über seine Bedürfnisse oder über einen belohnenden Austausch der Ueberschüsse gegen andere Freuden. Die Größe des Begehrs also bestimmt die Größe der Produktion, wohlverstanden aber nur in sofern, als der Begehr so ununterbrochen fortdauert, daß, in Folge desselben, der Boden ertragfähig gemacht werden, und der Handel sich mit geringen Gefahren den größten Unternehmungen widmen kann. Denn wesentlich dem Handel fällt die Sorge anheim, einerseits dem Pflanzer seine Ueberschüsse jederzeit abzunehmen und solche so reichlich zu bezahlen, daß die Belohnung zur ausgedehntesten Produktion reizt; andererseits aber überall hin, wo sich die Aussicht auf eine ihn wieder belohnende Preissteigerung zeigt, zeitig genug Vorräthe zu schaffen, deren man dort alsdann

bedarf. Aus diesen, schon in der gesunden Vernunft begründeten Verhältnissen ergiebt sich von selbst für dichtbevölkerte, so häufig der Kornaushülfe bedürftige Länder die Klugheit, durch unbedingte, nie unterbrochene Freiheit des Welthandels mit Getreide zu veranlassen, daß überall und immerwährend, wo es belohnt, an allen Bächen, Flüssen, Strömen, Seehäfen rc. der kaufmännische Spekulationsgeist wohlgefüllte Kornkammern anhäufe, und dadurch einerseits die größte Regsamkeit in der Produktion stets lebendig erhalte, andererseits aber nie durch physische oder moralische Elemente an der Möglichkeit zur Abhülfe von Mangel behindert werde. Der Handel, um seine Vorräthe aus entfernten Binnenländern nach dem Innern von ergänzungsbedürftigen Gegenden hinzuschaffen, hat der offenen Schifffahrt und eines längeren Zeitaufwandes vonnöthen, als sich mit dem Mangel verträgt, in sofern er sich urplötzlich und gewöhnlich erst im Spätherbste zeigt, wo der Schluß der Binnengewässer und Ausmündungen für mehrere Monate eintritt.

Je größer, evidenter und unwiderlegbarer die bisher vorgetragenen Verhältnisse sind — Verhältnisse, deren Macht die herrschende Generation schon längst aus der Erfahrung hätte erkennen sollen — um so widriger ist der Einfluß von Scheingründen, denen es gelingt, den Kornsperrgesetzen ein ewiges Leben zu sichern; um so unbegreiflicher ist der Wahn, transitorische Modifikationen dieser Gesetze vermögten Billionen Körner aus den entlegensten Regionen hervor und im Winter so urplötzlich an Ort und Stelle zu zaubern, als man ihrer bedarf.

Mit einem absoluten Mißwachse sucht die freigebige

Natur ihre Geschöpfe nirgend heim, wo ein fruchtbarer Boden vorhanden ist. Nur dann und wann, hier oder dort giebt es der stellenweisen Fehlernten ungleich weniger, als Abwechselungen zwischen Hügel und Thal, oder Sonnenschein und Regen. Zuweilen zwar, glücklicherweise aber nur selten, hat es deren so arge gegeben, daß daraus, namentlich vor 40 Jahren, wie jetzt, die größten Besorgnisse und die bedenklichsten Gährungen unter der unbemittelten Menge entsprangen.

Selbst aber auch der bekannt gewordene größte Bedarf an Kornergänzung, oder die größte Fülle an Ueberschuß, beide verglichen mit den Gesammtmassen von Produktion und Konsumtion, haben niemals für die Allgemeinheit eine Höhe erreicht, wie man sie sich, ohne nähere Untersuchung, wohl vorstellt. Diese Wahrheit im klaren Lichte zu zeigen, dazu sind Zahlen am brauchbarsten.

Die größte Kornkonsumtion für Menschen und Vieh findet in Britannien Statt, wo man sie zu 3½ Quarter jährlich auf den Menschen, oder zu 52½ Million Quarters auf das Ganze veranschlagt. Selbst mit Hülfe der übertriebensten Preise aber hat es jenem Lande niemals gelingen wollen, aus allen Winkeln der Welt ein Korn-Quantum aufzutreiben, das einer Höhe von drei Millionen Quartern gleich gekommen wäre. Sollten nun ausserdem andere Länder gleichzeitig einer Aushülfe von zwei Millionen bedurft haben, so würden 5 Millionen in einer solchen Zeit ein Maximum an Ueberschuß gewesen seyn, wie es bisjetzt die Kornländer, Dank den Sperrgesezzen, noch nie erzeugt haben. Nimmt man im Durchschnitt die Produktion und Konsumtion der 200 Millionen

Bewohner Europa's zu zwei Quarter jährlich auf den Menschen an, so ergiebt sich eine Masse von 400 Millionen; nimmt man ferner an, daß ein Viertel der europäischen Volksmenge eben so viel baut als verzehrt, daß ein anderes Viertel einen Zuschuß von fünf Millionen vonnöthen hat, und daß die übriggebliebene Hälfte fähig ist, so viel Ueberschuß zu erzeugen, als anderwärts Aushülfe erfordert wird, so ergeben sich folgende Verhältnisse:

1) Ueberschuß der Kornländer = ... 2½ Przt.
(Preußen hat niemals fünf Prozent ausgeführt.)

2) Höchster Ergänzungsbedarf aller kornkaufenden Nationen = ... 5 —

Wozu diese Zahlen? Den Beweis zu führen, wie wenig tief genug begründet die beiden Schreckbilder vor möglicher Kornüberschwemmung aus der Fremde, oder von wahrhaftem Kornmangel im Inlande zu seyn vermögen; wie verhältnißmäßig wenig dazu gehört, dem letztern auszuweichen; wie unerläßlich nothwendig es aber sei, die Produzenten der Kornländer und die Welthandelsleute durch unwandelbar freisinnige Satzungen mit Vertrauen, mit der Grundlage zu einer der wirksamsten Mächte, mit günstiger Meinung, zu erfüllen. Die Meinung in Handelsunternehmungen ist von unermeßlichem Einfluß auf die Wohlfahrt der Nationen! Ohne eine für die Dauer gesicherte Freiheit des Verkehrs darf man nicht erwarten, daß die Produzenten und der Handelsstand Vorräthe auf Vorräthe häufen werden, um zehn Jahre, wie von 1818 bis 1827 der Fall gewesen, auf die zu-

fällige Gnade zu harren, daß man irgendwo nicht verhungern wolle!

An sich schon gehört der Kornhandel zu den Lottowagnissen. Man kann nicht voraus wissen, ob und wo künftig Ueberfluß und Mangel seyn werde. Eine 4 — 8 Wochen anhaltende Laune der Sommerwitterung jagt irgendwo schneller, als man folgen kann, den Marktpreis auf die höchste oder niedrigste Stufe. Eine arge Einbuße trifft Denjenigen, welcher mit theuer eingekauften Vorräthen in einem Lande anlangt, wo gerade eine reiche Ernte gemacht worden. Ausser dem Unterschiede zwischen dem hohen Preise, wodurch er den Produzenten seines Landes ermuntert hat, und dem Spottpreise, den er im Auslande empfängt, muß er noch die Kosten der Aufspeicherung, der Bearbeitung, der Feuerversicherung, des Wurm- und Mausefraßes, des Untermaßes, der Diebereien, des Transports ꝛc. übertragen. Der baltische Weizen ist nicht für weniger Unkosten als 13 Shl. pr. Quarter nach der brittischen, und 6 Fr. pr. Hektoliter nach der französischen Küste zu schaffen. Diese Kosten verschlürfen einen so grossen Theil der Einnahme des Fremden in Konkurrenz mit Inländern, daß man sich wundern muß, warum die letztern bei einem solchen, sich von selbst machenden Privilegium nicht sollten bestehen können. Die Träger der Korngesetze wollen aber mehr haben, gleichviel auf wessen Kosten, und mit eiserner Stirn oder mit gehaltlosem Vorwand werden die evidentesten Gründe freisinniger Staatsmänner zurückgeschlagen. Eine Ueberrumplung, wie sie Canning eingeleitet hatte, scheint das einzig wirksame Gegenmittel zu seyn! Unverkennbar hat dieser

Minister mit seiner Zoll-Skala, für den Fall, daß sie Annahme gefunden, die Absicht gehabt, davon jedes Jahr ein paar Stufen weiter und weiter so lange abzudingen, bis die den bestehenden Vermögensverhältnissen und der nothwendigen Freiheit des Verkehrs gebührenden Rücksichten mit einander ins Gleichgewicht gestellt worden. Ueber die Vertheilung des Vermögens unter die 32 Millionen Bewohner eines Nachbarstaates haben die Statistiker nur kürzlich die Notiz gegeben, daß davon 22 Millionen ohne, und 10 Millionen m. o. w. mit Besitz vorhanden sind. Damit der Leser auch etwas zu thun habe, sei ihm die zarte Frage über den Einfluß der Korngesetze auf die Gährungen der neuesten Zeit und so manche sonstige Folgerungen anheim gestellt.

Wie verderblich aber Sperrgesetze auch seien, da, wo sie schon lange auf die Bildung des Nationalwerths der Dinge, und also auf die bestehenden Vermögensverhältnisse einwirksam gewesen, dürfen sie nicht im Nu zertrümmert, sondern nur stufenweise abgeschafft werden. Es ist unpassend, eine Ungerechtigkeit durch eine noch größere zu überbieten.

Das Detail der Thatsachen, woraus die vorstehenden Betrachtungen geschöpft worden, und mannigfaltig sonstige Beziehungen auf die Kornfrage, sind vom Verf. in No. 344. der vorjährigen Staatszeitung u. a. ausführlicher besprochen worden.

Danzig, November 1830.

Steimmig.

Gedruckt bei A. W. Schade, Alte Grünstr. Nr. 18.





University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

